

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

45464

II

ROSSE
GEHEIMNIS



DAS GROSSE GEHEIMNIS

IN NEUZEIT UND
GEGENWART



EX LIBRIS
K. GRAMS
N: 344/II.

Die Wälder von
der Erlengasse
Das große Buch



Die Bücher der Rose

Neue Friedensreihe

Das Große Geheimnis

Die Zeit, an deren Eingang der Erbe der Revolution, Napoleon, steht, und deren Ausgang, auf Bismarck folgend, Weltkrieg und Revolution kennzeichnen, war überreich an Entdeckungen und Erfindungen, die man in der ihr vorangegangenen noch für Zauberei und Teufelspuk gehalten hätte. Daß sie auch überreich war an Fußspuren des Unerkannten, und wie die Menschen diese Spuren aufgenommen haben, und wie das Große Geheimnis sie, sobald sie ihm nahe zu sein wählten, immer wieder durch sein „Noch nicht!“ enttäuscht hat, das versucht dieses Buch zu zeigen. Aber wie viele geheimnisvolle und wunderbare Begebenheiten darin auch erzählt werden, weiß die Geschichte dieser Zeit nicht von noch viel erstaunlicheren zu berichten: Wie die alte deutsche Kaiserkrone wiedergewonnen wurde und wieder verloren ging, wie die unterdrückten Ghetto-bewohner in Erfüllung uralter Weissagung erstarkten und zu Führern in Politik, Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft wurden, wie das deutsche Heer den Kampf Aller gegen Einen sieghaft bestand und wie es dann in sich zusammenbrach? Und unter den Geisteroffenbarungen und Prophezeiungen dieses Buches steht keine, auszusagen, wann der Geist und welcher Geist den Mammon überwinden wird, der in den Wirren des Völkerhasses und Volksklassenhasses über Sieger und Besiegte die Weltherrschaft angetreten hat.

Das Große Geheimnis

Die merkwürdigsten der guten
Glaubens erzählten Fälle aus
dem weiten Gebiet des Über-
sinnlichen vom Anfang des vori-
gen Jahrhunderts bis zum Welt-
krieg. Ohne Deutungsversuche

herausgegeben von
Enno Nielsen



Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen bei München

1 9 2 3

Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen, man muß
aber auch nicht glauben, daß sie es ohne Grund sagen. Kant.

45464

II



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Holzfrees Papier von Sieler & Vogel in Leipzig
Spamersche Buchdruckerei, Leipzig
Spamersche Buchbinderei, Leipzig

Nach denselben Grundsätzen gearbeitet wie „Das Unerkannte auf seinem Weg durch die Jahrtausende“, will „Das Große Geheimnis“ die merkwürdigsten Fälle aus dem weiten Gebiet des Übersinnlichen, die aus dem neunzehnten Jahrhundert und den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten guten Glaubens erzählt worden sind, in zeitlicher Reihenfolge, nach Möglichkeit im Wortlaut der ersten Berichte, ohne Deutungsversuche, zu nachdenklicher Unterhaltung darbieten. Auch diesmal soll dem Leser kein Für noch Wider aufgedrängt werden: selber wird er sich seinen Standpunkt gewinnen, der sehr verschieden sein kann, denn auch diesen Dingen gegenüber ist Glaube wie Unglaube letzten Endes Schicksal. Und weil das Buch sich alles Hineinredens streng enthält, darf es sogar hoffen, der Wissenschaft einen bescheidenen Dienst zu leisten, indem es zerstreute und oft entlegene Berichte übersichtlich und zuverlässig zusammenstellt.

Zu allen Zeiten, aber vielleicht nie mehr als in der unsern, haben die Menschen mit Angst und Sorge oder mit Neugier und Wissensdurst dem Unerkannten ihre Teilnahme zugewendet und das Große Geheimnis zu ergründen oder doch zu deuten und seine Äußerungen bald zu beeinflussen, bald für das eigene Leben wirksam zu machen gesucht. Durch das vorliegende Buch soll weder der einen noch der andern Auffassung Vorschub geleistet, wohl aber an die Ehrfurcht erinnert werden, die wir Sterblichen dem Ewigen schulden, wo auch immer wir seines Wesens einen Hauch verspüren. Und solche Absicht mag wohl einer Zeit gemäß sein, die auf fast unwirklich anmutende Fort-

schritte im äußeren Leben zurückblicken darf und die doch unter dem frischen Eindruck des furchtbarsten Erlebnisses der Menschheit sich der lähmenden Frage kaum zu erwehren vermag: ob denn in den wesentlichen menschlichen Dingen ein wirkliches Fortschreiten überhaupt möglich sei und ob das Ganze, diese schöne und grauenvolle Erde mit ihrem Menschengewimmel irgendeinen höheren Sinn und Zweck haben könne.

Während „Das Unerkannte auf seinem Weg durch die Jahrtausende“ sich den im Neuen Testament zahlreich berichteten Wundern gegenüber die größte Zurückhaltung auferlegte, weil sie Vielen heiligste Bestandteile ihres Gottesglaubens sind, behandelt „Das Große Geheimnis“ die in Neuzeit und Gegenwart so zahlreich auftretenden Außerungen und Betätigungen übersinnlicher Kräfte oder Mächte, die von menschlichen Versuchen angestrebt wurden, mit einer gewissen Zurückhaltung, weil solche Versuche nicht immer gegen Betrug und Selbsttäuschung durchaus gesichert gewesen sind.

Steingel und Napoleon Bonaparte. Als der General Napoleon Bonaparte im Jahre 1800 am Vorabend der Schlacht von Marengo [gegen die Oesterreicher] einen seiner Ordnonanzoffiziere, den er vor allen schätzte, Steingel mit Namen, zu sich beschied, brachte dieser ein schwarzversiegeltes Päckchen mit: Das sei sein Testament. Er werde morgen fallen und bitte, seine letzten Verfügungen in die Hände seines Generals legen zu dürfen. Auf Napoleons Frage, warum er den Tod so nahe glaube, erklärte Steingel, weil er ihm letzte Nacht angekündigt worden sei. Ihm habe geträumt, er sei in der Schlacht vorgesprengt und habe sich plötzlich einem riesigen Kroaten gegenübergesehen. Als er dann auf den Goliath eingehauen, habe der Schlag übermäßig laut getönt, und aus dem auseinanderfallenden Panzer des Kroaten habe der Tod selber sich erhoben und grinsend mit gewaltigem Streich ihn zu Boden gestreckt. — Wirklich fiel Steingel am andern Tag, und man meldete Napoleon: Sobald die Trompeter der Guiden [eine von Napoleon geschaffene Elitetruppe, die, außer ihn persönlich zu schützen noch die Aufgabe hatte, den Kolonnen in der Schlacht voranzugehen] zum Angriff geblasen, sei Steingel vorgesprengt. Plötzlich sei etwa fünfzehn Schritt vor ihm ein auffallend großer kroatischer Kavallerist aufgetaucht, bei dessen Anblick Steingel einen Schrei ausgestoßen habe und wie gelähmt gewesen sei. Erst als jener avanziert, habe Steingel mechanisch einen Stoß gegen ihn geführt, der aber am Panzer abgeprallt sei; darauf habe der Kroat mit raschem gewaltigen Hiebe Steingel niedergehauen.

Welchen Eindruck dieses Erlebnis auf Napoleon gemacht hat, beweist eines seiner letzten Worte auf dem Sterbebette 1821, das, nach dem Tagebuche seines Arztes Dr. Antommarchi, verdeutscht etwa so lautet hat: „Steingel! Desaix! Massena! Ah! Ah! Der Sieg entscheidet sich für uns — eilen Sie! — drängen Sie! — vor zum Angriff! . . .“

Von Napoleon I., der sich selbst für ein Werkzeug der Vorsehung hielt und nichts fürchten zu müssen glaubte, solange er für deren Zwecke nötig erachtet würde, wurde öfters gesagt, daß er einen Spiritus familiaris, einen Hausgeist habe. Manche aber hielten seinen unbändigen Ehrgeiz für den Dämon, der ihn leitete und beherrschte, und der in gewissen Augenblicken für ihn die Gestalt einer leuchtenden Kugel, die er seinen Stern nannte, oder eines rotgeflei-

deten Männleins annahm, das ihn besuchte und warnte. 1806 fand der General Rapp einmal, in Napoleons Zimmer eintretend, den Kaiser ganz in sich versunken. Da wandte der sich plötzlich um, ergriff Rapp am Arm und fragte ihn, ob er den Stern da oben sehe. Auf Rapps Antwort, er sehe nichts, fuhr Napoleon fort: Es ist mein Stern, er steht glänzend vor Ihnen. Er hat mich nie verlassen, ich sehe ihn bei allen großen Gelegenheiten. Er befiehlt mir vorwärts zu gehen und ist für mich ein beständiges Zeichen des Glückes . . .

Der Herzog von Istrien. Der letzte Adjutant des Marschalls Bessières, de Baudus, erzählt in „Etudes sur Napoléon“: Das kaiserliche Hauptquartier hatte die Nacht zum 1. Mai 1813 in Weißenfels verbracht. Auch der Kommandeur der genannten Kavallerie, Marschall Bessières [„der Herzog von Istrien“] hatte hier übernachtet. Als ich morgens allein mit ihm frühstückte, fand ich ihn sehr bedrückt. Lange war er nicht zu bewegen, etwas zu sich zu nehmen: er habe keinen Hunger. Ich versuchte ihm begreiflich zu machen, daß ein ernsthafter Kampf bevorstehe, der uns wahrscheinlich den ganzen Tag nicht zum Essen kommen lassen werde. Endlich gab der Marschall nach: „Nun gut, wenn mich denn heute Vormittag eine Kugel trifft, so soll sie mich wenigstens nicht mit leerem Magen treffen.“

Als der Marschall dann vom Tische sich erhob, reichte er mir den Schlüssel zu seiner Mappe und sagte: „Wollen Sie bitte die Briefe von meiner Frau heraussuchen.“ Ich tat es und gab sie ihm. Er warf sie, die er bis dahin sorgfältig gehütet, ins Feuer.

Die Frau Herzogin von Istrien hat mir inzwischen versichert, der Marschall habe beim Abschied verschiedentlich geäußert, daß er aus diesem Feldzuge nicht heimkehren werde.

Jetzt stieg der Kaiser zu Pferde, und der Marschall folgte ihm. Sein Antlitz war bleich und von so traurigem Ausdruck, daß ich zu einem Kameraden bemerkte: „Wenn es heute zur Schlacht kommt, wird der Marschall fallen.“

Die Schlacht nahm ihren Anfang. Der Herzog von Elchingen [Marschall Ney] hatte mit seiner Infanterie das Dorf Rippach besetzt, und der Herzog von Istrien wollte das Defilé rekognoszieren, daraus der Feind verdrängt worden war. Als er die das Dorf beherrschende Anhöhe erreichte, sah er sich einer feindlichen Batterie gegenüber. Die erste Kugel riß einem Quartiermeister der polnischen Garde-Kaval-

lerie, der ihm mehrere Jahre Ordonnanzdienste geleistet hatte, den Kopf ab. Das verstimmte den Marschall so, daß er im Galopp davonritt. Aber schon nach wenigen Augenblicken kehrte er mit Gefolge zurück und sagte, auf den Toten zeigend: „Dieser junge Mann muß begraben werden. Auch würde der Kaiser unzufrieden sein, wenn er einen Unteroffizier seiner Garde hier tot liegen sähe, denn wenn der Feind die Position wiedergewinnen sollte, würde er glauben, die Garde sei vor ihm zurückgewichen.“

In eben diesem Augenblicke streckte eine Kugel derselben Batterie den Marschall tot nieder. Die linke Hand, die den Zügel hielt, weil er mit der rechten gerade sein Fernrohr einsteckte, war völlig zerschmettert. Die Kugel war ihm durch den Leib gegangen. Seine Uhr, obgleich sie nicht getroffen worden, war stehen geblieben. Sie zeigt noch heute seine Todesstunde, denn sie ist nicht wieder aufgezogen worden.

Von den Skopzen. Die Skopzen sind eine im achtzehnten Jahrhundert gegründete, durch ganz Rußland verbreitete und besonders ob ihrer radikalen und gewalttätigen Ehesfeindlichkeit von der Regierung verfolgte religiöse Sekte, in der ekstatische Tänze, Zungenreden, Prophetie eine bedeutende Rolle spielen. In den 1872 veröffentlichten „Denkschriften“ des Adjutanten des Feldmarschalls Fürsten Repnin wird erzählt:

I. Aus dem Jahre 1796: Bald nach der Ankunft des Fürsten befahl der Kaiser [Paul I.] ihm, nach zwei Arrestanten zu schicken, die in Dünamünde gefangen gehalten wurden, und zwar sollten sie von der Reise unmittelbar in den Palast zu Seiner Majestät gebracht werden. Gine, der spätere Präsident des Livländischen Oberhofgerichtes, brachte sie in der Lat zu Anfang des Dezember unmittelbar dorthin. Sie waren Skopzen aus der Zahl der Hauptvertreter dieser Denomination. Nach der Erzählung Gines hat der Kaiser ziemlich lange, aber leise mit ihnen im Kabinet gesprochen, dann wandte er sich an Gine und befahl ihm, sie dem damaligen Kriegsgouverneur Archarow zu übergeben, selbst aber, solange er in Petersburg bliebe, sie zu besuchen und an den zuständigen Stellen für sie zu sorgen . . .

Gine teilte bei diesem Aufenthalt in Petersburg mein Zimmer mit mir. Eines Abends kam er ganz erregt nach Hause und mit so verstörtem Gesichtsausdruck, daß ich ihn kaum wiedererkannte. Er rüstete sich zur Abreise, schickte nach den Pferden und fuhr davon . . . Erst

nach einigen Jahren erzählte er mir gelegentlich, weswegen er damals fast verrückt geworden und so rasch abgereist sei: Die beiden Skopzen hätten sich über Archarow beklagt, im übrigen aber nichts für sich erbeten, sondern ihn, Gine, nur angefleht, da sie keinen andern Zugang zum Ohr des Zaren hätten, so müsse er Seiner Majestät ausrichten: er möge geruhen, sich vorzusehen; wenn er nicht sehr auf der Hut sei, so werde er ein Ende nehmen, wie er es wohl nicht erwarte, und — bald! — Sie hätten das mit solcher Zuversicht vorausgesagt, daß sich ihm die Haare gestäubt und er nicht gewußt hätte, was er tun sollte. Da hätte er an Frau und Kinder gedacht, Ohren, Mund und Augen geschlossen und sich davon gemacht. . . [In der Nacht vom 23. (11.) März 1801 wurde der Zar Paul I. in seinem Schlafgemach durch Verschworene ermordet, mit seiner eignen Schärpe erdroßelt.]

II. Aus dem Jahre 1805: An einem trüben Herbstabend begab sich der Zar [Alexander I.] aus der Kasanschen Kathedrale zur Armee bei Austerlitz [in Mähren, wo am 2. Dezember die blutige „Dreikaiser-schlacht“ stattfand, in der Napoleon über Rußen und Oesterreicher siegte]. Denkwürdig ist mir dieser Abend wegen folgender Begebenheit: Gine, der aus Riga angekommen war, hatte sich unter Vermittelung der dortigen Skopzen hier mit Selivanow, dem Haupt dieser Sekte, bekannt gemacht und erzählte mir soviel von ihm, daß ich neugierig wurde, ihn zu sehen und zu hören. Er lebte damals in einem Erkerzimmer eines Hauses im Ismailowschen Regiment [Stadtteil von St. Petersburg]. Es traf sich aber so, daß Gine und ich gerade an diesem Abend und eben von der Kasanschen Kathedrale zu ihm fuhren. In das Erkerzimmer eintretend, sah ich seitwärts von der Treppe viel Volk geräuschvoll beten. Als wir eintraten erhob sich der Greis vom Bette und segnete mich: „Da kehrt noch ein verirrtes Schaf zur Herde zurück“, sagte er. Dann ergriff er plöblich meine Hand und fragte: „Wie? Ist Aleksascha abgereist?“ Ich sah ihm in die Augen und verstand nicht, nach wem er mich fragte. „Nun, der Herrscher ist also abgereist“, fuhr er fort, „was soll man da machen? Noch vorgestern habe ich ihn hier, an diesem selben Orte angefleht, nicht zu fahren und keinen Krieg mit den verfluchten Franzosen anzufangen. Noch ist deine Zeit nicht gekommen, sagte ich zu ihm, er wird dich und dein Heer schlagen, man wird aufs Geratewohl fliehen müssen. Warte, verstarke dich, deine Stunde wird kommen, dann wird auch Gott dir

helfen, den Widersacher zu bezwingen. — Nun, Gott behüte ihn, aber Gutes wird dabei nicht herauskommen, Ihr werdet es sehen.“

[Aus Graf, Die russischen Sekten, Band II. Leipzig 1909.]

Karl! Ich bin unsterblich!“ Aus Dr. J. K. Wögel, Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Zweite Auflage. Chemnitz 1805. Jacobäersche Buchhandlung.

... Als nun in den beiden letzten Monaten ihres Lebens ihr Tod mir ganz unvermeidlich schien, wie er dann auch wirklich ganz pünktlich erfolgte, bat ich sie einst mehr im Scherz als im Ernste, mir nach ihrem Tode, wenn es ihr anders möglich seyn sollte, auf irgendeine für mich ganz untrügliche und befriedigende Art wieder zu erscheinen. „Denn“, sagte ich, „du weißt, liebes Kind, daß ich zwar als Mensch und Christ, aber doch nicht als Philosoph stets gleich fest von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele überzeugt, sondern bisweilen hierüber ungewiß bin. Du weißt aber auch, daß ich die erforderliche Vorsicht und Entschlossenheit besitze, mit dem hierzu unentbehrlichen Muth und mit unerschütterlicher Unerschrockenheit ausgerüstet, folglich zu einem solchen vielleicht gefahrvollen und gewagten Experimente fähig bin... Freilich könnte eine solche zuverlässige Thatsache auf die Belehrung und Beruhigung aller vernünftigen Menschen unstreitig einen höchst wichtigen Einfluß haben; auch du würdest vielleicht noch im Tode Gutes stiften und von Tausenden dafür gesegnet werden.“ — „Ja“, antwortete mir die gute, theure Seele mit liebevollem Lächeln, „ja, mein guter, lieber Mann, wenn mir die pünktliche Erfüllung einst möglich seyn sollte, woran ich aber selbst noch zweifle und von jeher nie an die Möglichkeit einer Wiedererscheinung der Verstorbenen geglaubt habe.“ — „Doch auch nach diesem Leben“, fuhr sie mit feierlicher Stimme und hoher Begeisterung fort, „wird mir unter den vorausgesetzten Umständen die dir jetzt so feierlich versprochene Gewährung dieser deiner freundschaftlichen und wohlgemeinten Bitte stets heilige Pflicht, stets theuer und unvergesslich seyn etc.“

Seit dieser Unterredung in der feierlich dämmernden Abendstunde verstrichen beinahe acht Wochen, ohne daß wir beide an dieses Versprechen wieder gedacht und uns daran erinnerten hatten, bis mir endlich den letzten Tag vor ihrem Tode jenes Versprechen wieder einfiel und ich sie daran unwillkürlich erinnerte, als sie gegen Abend (Freitags am 15. Juli 1803) in Gegenwart ihrer Wartefrau mit gepreßter

Stimme ausrief: „Ach Gott, wann werden doch meine unaussprechlich schmerzhaften Leiden einmal endigen! . . . Nur dich allein, mein theurer, guter Mann, verlasse ich ungern, da du, der einzige Freund, den ich auf Erden fand, für mich so viel gethan, so viel gelitten, auch seit meiner kostspieligen Krankheit so viel Unruhe, Kummer, Noth und Versäumnis theils schon gehabt, theils noch jetzt hast . . .“ Nach einiger Zeit ergriff sie abermals in Gegenwart ihrer Wärterin meine Hand und sagte: „Lieber Karl, ich komme nicht wieder, wenn ich gestorben bin. Denn —“ Hier unterbrach ich sie mit den Worten: „Nun, mich, mein gutes Kind, wirst du doch wenigstens einmal wieder besuchen und . . .“ „Ich weiß schon“, sprach sie hastig, „was du damit sagen willst. Sollte mir auch die pünktliche Erfüllung dieses dir einmal gegebenen Versprechens einst vergönnt seyn, so würde es doch vielleicht weder dir noch anderen etwas nützen. Denn du würdest doch so lange der ungläubige Thomas bleiben, bis ich dir handgreifliche Beweise meiner Gegenwart geben könnte, welches mir schwer werden dürfte . . .“ Ich beruhigte sie und entließ sie ihres mir einst gethanen Versprechens mit Freuden . . . Dabei beobachtete ich stets ihren Puls genau, welcher immer leiser und schwächer wurde. — Sonnabends früh um 6 Uhr sagte ich daher zu ihrer Beruhigung: „Nun lebst du, gute Seele, kaum noch anderthalb Stunden; dann hast du ausgelitten!“ „Gott sey ewig Dank dafür und dir für deinen Beistand!“ war ihre Antwort . . . „Noch diesen letzten Abschiedskuß; erst einst, mein Karl, sehen wir uns wieder und bleiben ewig unzertrennlich beisammen . . . Lebe nochmals wohl und gieb mir noch (hier reichte sie mir lächelnd mit merklich schwacher Stimme ihre kraftlose Hand) ein bißchen — frisches — Baumöl!“ „Hier ist es, mein Kind! nimm soviel du willst.“ „Nein, nun danke ich dir! Lege mein Haupt auf das Kissen zurück. Jetzt muß ich scheiden!“ . . . Sie hatte ausgelitten, es war Punkt halb acht Uhr früh morgens am 16. Juli. Nie mag ich eine Frau, und zumal eine so theure Gattin, wieder sterben sehen und begraben lassen. Doch nun zur Hauptsache und Absicht dieser Schrift selbst, in welcher mein Kummer verstummen muß . . . Dienstag, den 2. August, abends, legte ich mich wie gewöhnlich um 10 Uhr zur Ruhe, konnte aber ebensovienig wie in den vergangenen vierzehn Tagen und Nächten schlafen, sondern ich sahe mich abermals genöthigt, auch schon zum bloßen Zeitvertreibe über meine gelehrten Arbeiten, Beschäftigungen und

Pläne nachzudenken, welches mir diesmal vorzüglich gelang. Unter diesen Meditationen bei schweigender und mondheiler Nacht war schon halb ein Uhr früh vorbei, als auf einmal, wie es mir vorkam, ein Sturmwind sich so plögllich erhob und zuerst zu meinem kleinen offestehenden, oben an der Decke befindlichen Kofenfensterchen von dem vordersten Saale an der Treppe aus dem Hofe herein so stark zu blasen schien, daß (hiebei dachte ich, Gott sey Dank, daß doch wieder einmal vielleicht ein kühlendes Lüftchen wehet oder gar ein Sturmwind und Gewitter die unausstehliche Hitze mildert!) wirklich (es ist räthselhaft, unglaublich und abentheuerlich zu sagen, aber bei Gott wahr!) mein Deckbett in eine starke Bewegung gerieth und ich mein nach der Wand des Kofens zugekehrtes Gesicht verdrießlich herum auf die Seite vor dem Bette wandte, als ich fühlte, daß ein eiskalter Wind mir unter dem durch ihn aufgehobenen Deckbette auf den Rücken blies und es nicht anders war, als wenn jemand mein Deckbett mir mit Gewalt entreißen wollte, so daß ich wirklich mit beiden Händen zuzuhr und mich in die Höhe richtete und halb verdrießlich, halb lächelnd sagte: „Nun, das ist doch ein entsetzlicher Sturm, nimm mir nur nicht etwa gar die Bettdecke und mich samt dem ganzen Bette mit, nebst dem guten Hunde (Mignon) in seinem (neben meinem Bette stehenden) Körbchen. Ich will doch aufstehen und die Fenster zumachen.“ Gesagt, gethan; aber es war draußen, als ich zu den Fenstern auf die Straße sah, auch kein Lüftchen zu fühlen, noch weniger zu hören . . . Daher ging ich ruhig in meinen Kofen und in mein Bett zurück, um meine Meditationen fortzusetzen . . . Als ich in den vom Mondschein ziemlich erhellten Kofen wieder zurückkehren wollte, schlug mein wachsamere Hund an, der vorher bei dem Geräusche munter war, ohne sich zu rühren. „Es ist doch sonderbar,“ dachte ich beim Niederlegen, „daß der Mignon nicht den geringsten Laut von sich gegeben hat und gleichwohl munter war, da er sich den Augenblick vorher fragte.“ Du willst doch zum Scherze, im Falle es ja möglich seyn sollte, daß etwa deine seelige Gattin ein Späßchen mit dir machen wollte und könnte, laut fragen: „Wer da? Hannchen, bist du es?“ Ich tat dieses. Izt war es, ohne daß ich bei aller Mondhelle das geringste erblicken konnte, nicht anders, als wenn etwas durch das Kofenfensterchen nach dem Vorsaale hinauskletterte, ein kleines Geräusch, wie etwa eine Kage machte und — klink, klirr! ging es silberhell in dem Kofen-

fensterchen, als wenn jemand mit dem Finger daran schnippte. Sogleich sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock über, eröffnete die Saalthür und untersuchte den vom Monde erhellten Vorsaal, die Treppen und im ganzen Hause herum, aber alles vergebens...

[Einige Tage später, in dem genannten Buche fast 100 Seiten später, die mit Betrachtungen ausgefüllt sind:]

Doch — Interim aliquid fit; sed quid? mirabile dictu! — Heiter, vergnügt und zerstreut, Sorgen und Kummer vergessen, aber nicht im geringsten von hitzigen Getränken, die ich nie liebte, berauscht, sondern seelenvergnügt und bei vollem Verstande, kehrte ich abends nach Hause und sang mir zum Zeitvertreibe Hölty's Aufruf zur Freude: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen etc.“ Nach einem Stündchen begab ich mich gegen halb 1 Uhr zur Ruhe, ohne an die Vergangenheit zu denken und mich um irgend etwas zu bekümmern. Ich hatte ungefähr eine halbes Stündchen gelauscht und vergeblich einzuschlafen gestrebt, als bei völliger Stille der schweigenden Nacht auf einmal mein Fensterchen sich deutlich öffnete, ein schwacher Strahl meinen Alkoven etwas erhellete und ich mit gespannter Aufmerksamkeit und ruhiger Entschlossenheit wirklich eine weißliche Figur in Lebensgröße meiner verewigten Gattin erblickte, welche mit sanfter Stimme sagte: „Karl! ich bin unsterblich! Erst einst sehen wir uns wieder!“ Pfeilschnell sprang ich nach der Gestalt, um mich von deren Wirklichkeit fest zu überzeugen; aber noch schneller verschwand sie wie leichter Nebel, als ich sie eben umfassen wollte und etwas gleich einem elektrischen starken Schläge verspürte, der in der That meinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht meine Entschlossenheit, wie ein geduckter Palmaum, doppelt stark emporgehoben hätte. Sogleich war ich mit der auf dem Kamine versteckten brennenden Laterne zur Saalthüre hinaus und untersuchte in Begleitung Mignons abermals alles genau, aber ohne das geringste entdecken zu können...

[Das dem Herzog Carl August zu Sachsen-Weimar in seiner Eigenschaft als „ächter Beschützer und großmüthigster Beförderer alles Wahren, Guten und Schönen“ gewidmete Buch enthält hierauf noch etwa hundert Seiten Betrachtungen (in denen der logische Autor sich immer wieder an dem Gedanken erbaut, daß das „erst einst“ im Ausspruch der Gattin ihm selber doch offenbar ein Erdenleben von ei-

giebiger Länge gewährleiste), um dann in „Beschluss und Bitte“ auszuklingen: „... Böllig competente Kunsttrichter werden hoffentlich nicht aus den Augen lassen, daß ich hier weder schöne Dichtung, noch sonst ein Kunstwerk habe liefern, sondern blos die Wahrheit zur öffentlichen Prüfung und Belehrung, Beherzigung und Beruhigung für sehr viele Menschen ungekünstelt und prunklos, ohne Schminke und Flitzergold habe mittheilen wollen. Nur ein Thor, oder Unwissender, oder ... könnte die Reinheit meiner Absicht und die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Zuverlässigkeit meiner Erzählung des erlebten Faktums verkennen, bezweifeln, sich in Vermuthungen, Andichtungen und Anschwärzungen verlieren... Endlich werden nicht allein alle hierzu fähigen Männer gelegentlich und bald möglichst ähnliche Experimente anstellen, sondern auch der Menschheit wohlwollende, die Wahrheit liebende, schützende, auf das kräftigste und zweckmäßigste befördernde Fürsten und Regenten aller Art ihren hiezu fähigen Unterthanen, vorzüglich den Professoren, eine solche Anstellung ähnlicher Experimente gewiß zur Pflicht machen...“ Wer Wielands Werke zur Hand hat, lese das amüsante Gespräch über dieses Buch in seiner „Euthanasia“ Götschensche Ausgabe von 1857, Band XXX].

Perceval. H. Tucker von Trematon-Castle erzählt in den „Times“ vom 16. August 1829:

In der Nacht zum 11. Mai 1812 träumte meinem Schwiegervater Mr. Williams zu Scorrierhouse bei Rebruth in Cornwallis, er sei in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen zu London und sehe dort einen Mann, der mit einer Pistole einen eben eintretenden Herrn niederschiesse, und man sage ihm, dieser Herr sei der Schatzkanzler Lord Spencer Perceval. Mr. Williams hatte diesen selben Traum, der ihn sehr erschütterte, in derselben Nacht noch zweimal. Am Morgen erzählte er ihn unter Anderen auch mir und ich meinte, im Traume könne man es sich wohl gefallen lassen, daß der Schatzlord in die Vorhalle des Unterhauses komme, in Wirklichkeit aber geschähe dies niemals. Aber ich war überrascht, wie genau mein Schwiegervater den Schatzkanzler und die Vorhalle des Unterhauses beschrieb — gesehen hatte er weder jenen noch diese jemals. Am Vormittage des 12. Mai erhielten wir die Nachricht, daß Spencer Perceval am Abend zuvor in der Vorhalle des Hauses der Gemeinen von dem Wechselagenten John Bellingham erschossen worden war.

H्यानomanie. Dr. med. Rudolf Leubuscher erzählt in seiner Schrift „Wehrwölfe und Tierverwandlungen“ (Berlin 1850) nach Hall's, The life of Nathaniel Pearce, London 1831, aus Abyssinien:

Die Silber-, Gold- und Kupferarbeiter werden als Personen von hohem Rang sehr geachtet, aber die Eisen- und Tonarbeiter dürfen sich nicht in anderer Gesellschaft aufhalten, noch als Christen das Sakrament empfangen. Selbst ihre nächsten Nachbarn schreiben ihnen die Fähigkeit zu, sich in Hyänen verwandeln zu können, und deshalb fürchtet sie jedermann. Was an Konvulsionen und hysterischen Zufällen vorkommt, wird ihrem bösen Blick zugeschrieben. Man nennt sie Buda. Es gibt auch muhammedanische und jüdische Buda. Sie sind durch einen eigenartigen goldenen Ohrring von den andern Volksklassen unterschieden, und der Reisende Coffin versichert, er habe diese Art Ringe oft bei Hyänen gefunden, die er geschossen oder mit dem Speer erlegt habe. Außer der Fähigkeit, sich in Hyänen zu verwandeln, wird den Buda noch manches andere zugeschrieben, so daß sie um Mitternacht die Gräber ausrauben. Niemand würde wagen, in der Wohnung eines Buda getrocknetes Fleisch zu essen, während man kein Bedenken trägt an seiner Mahlzeit teilzunehmen, falls das Tier dafür unmittelbar vorher vor den Augen des Gastes getötet worden ist. — Coffin erzählt das folgende Erlebnis: Unter seinen Dienern befand sich ein Buda, der eines Abends bei Beginn der kurzen Dämmerung zu ihm kam und um Urlaub bis zum Morgen bat. Seine Bitte wurde ihm erfüllt, aber während er wegging und Coffin nicht weiter auf ihn achtete, rief ein anderer Diener: „Sieh, er verwandelt sich in eine Hyäne!“ Coffin sah hin: der junge Mann war verschwunden und in der Entfernung von etwa hundert Schritten lief eine große Hyäne. Es war auf einer glatten Ebene ohne Bäume oder Sträucher, die den Überblick gehemmt hätten. — Am andern Morgen kehrte der Buda zurück. Er wurde von den andern Dienern geneckt wegen seiner Verwandlung, die er eher zu gestehen als zu leugnen schien, sich mit der Gewohnheit seines Standes entschuldigend.

Ein seltsamer Besuch. Geheimrat Dr. Georg Konrad Horst in Lindheim erzählt in seiner „Deuteroskopie“ (Frankfurt 1830): Die Mutter meiner Schwiegermutter, der Frau Professorin Schwarz zu Heidelberg, — Frau St. zu D. — war eine Frau von zartem Adr-

perbau und reizbarem Nervensystem, die des öftern an hysterischen Zufällen litt, gleichwohl aber ihr Leben auf siebzig und etliche Jahre brachte. An einem Winterabend saßen ihre Schwester und deren Mann, der in der Nähe von D. Pfarrer war, nebst der bejahrten Magd beisammen, als sie alle drei auf einmal Frau St. mit am Tische sitzen und in eine aufgeschlagene Bibel blicken sehen. Angstlich und betroffen schaut die Pfarrfrau auf ihren Mann, die Magd drückt ihr Erstaunen durch eine lebhafteste Gebärde aus, der Pfarrer erhebt sich und tritt hinter die Erscheinung, um mit in die Bibel zu sehen. Indem er sich zu diesem Zweck niederbeugt, ist die Erscheinung verschwunden. Es war schon spät und Winter; gleichwohl nehmen die drei eine Laterne und gehen geradeswegs nach D. Dort war man von dem Eintreffen dieser nächtlichen Gäste nicht wenig überrascht. Es ergab sich, daß Frau St. seit einigen Tagen zu Bett lag, übrigens durchaus munter und keineswegs gefährlich erkrankt war, wie sie denn auch noch lange Jahre gelebt hat.

Mademoiselle Lenormand. Marie Anne Lenormand, die berühmteste Wahrsagerin ihrer Zeit, wurde 1772 zu Mençon geboren und im dortigen Benediktinerinnen-Kloster erzogen, wo sie bald das Orakel der Schwestern und vom Bischof für übernatürlich inspiriert erklärt ward. 1789 sagte sie den Zusammenbruch der Monarchie und die Aufhebung der Klöster voraus. Dann siedelte sie nach Paris über, wo ihr „Schicksalskabinett“ Jahrzehnte hindurch von der vornehmen Welt und den wechselnden Machthabern fleißig aufgesucht wurde. Um einige Namen zu nennen: Mirabeau, St. Juste, Demoulin, Marat, Murat, Josephine Beauharnais, Napoleon Bonaparte, Alexander I. von Rußland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen haben sie konsultiert. Später betätigte sie sich auch als politische mystische Schriftstellerin, als welche sie unter Karl X. dessen Ablösung durch Ludwig Philipp voraussagte. Als sie 1845 starb, hinterließ sie einem Neffen eine Jahresrente von 20 000 Franken.

Der königlich-westphälische Finanzminister und Minister des Innern Karl August Freiherr von Malchus, geboren 1770 zu Mannheim, gestorben 1840 zu Heidelberg, erzählt in seiner 1816 in den „Zeitgenossen“ erschienenen Autobiographie: Die Gräfin Morio hatte als junges Mädchen Mlle. Lenormand um ihr Schicksal befragt und diese ihr unter Anderm gesagt, sie werde sich dreimal verheiraten. Das erste

² Das große Geheimnis



Mal heirate sie einen Mann, der sie und den sie jetzt noch nicht kenne. Durch den mache sie ein großes Glück und erhalte alles, was sie vernünftigerweise wünschen könne. Dann, wenn sie recht glücklich zu sein glaube, ja wenn selbst ihr höchster Wunsch, Mutter zu werden, erfüllt sei, so komme bald nach einer großen Feuersbrunst ein sehr vornehmer Besuch zu ihr ins Haus, nicht lange danach aber werde ihr Mann eines gewaltsamen Todes sterben. Das zweite Mal zwar minder glänzend aber doch ganz glücklich verhehelicht, werde sie in ihr Vaterland (sie ist Kreolin) zurückkehren, hier aber bald aufs Neue Witwe werden. Der dritte Mann aber werde sie überleben. Das Meiste hiervon geht uns nichts an, wohl aber das, was ihr in Hinsicht ihres ersten Mannes begegnete. Früher schon hatte ich manches, jedoch nichts bestimmtes über diese Dinge gehört. Um diese Zeit aber, d. h. nicht lange vor des Grafen Morio Tode, war ich vom Könige [Jerôme von Westphalen in Kassel] beauftragt, mit Morio, der zum Hofmarschall ernannt war, einen neuen Etat anzufertigen und, wo es sein könnte, dabei Einsparungen zu machen. Bei den Zusammenkünften, die wir dieserhalb in meinem Hause hielten, bemerkte ich, daß Morio gewöhnlich nach Verlauf einer Stunde ängstlich wurde und aufzubrechen suchte, um nach Hause zu kommen. Ich begriff den Grund nicht und fragte ihn. Er antwortete mir: „Meine Frau ist meinerwegen in Todesangst, sobald ich nur ein wenig länger von ihr wegbleibe, als sie vorausgesetzt hat.“ Ich forschte weiter, und er erzählte mir das oben Mitgeteilte. Wir sprachen dann, halb scherzhaft, halb ernsthaft, noch manches darüber. — Ein andermal, als ich ihn wieder etwas lange aufhalten mußte, drang er in mich abzubrechen, und bat mich, ihn zu begleiten, damit ich selbst die Angst seiner Frau sehen und seine Verlegenheit verstehen möchte. Ich erfüllte seinen Wunsch und fand seine Frau in großer Angst. Als sie erfahren hatte, daß ich alles wußte, bestätigte sie es und fügte hinzu: „Soll ich nicht für das Leben meines Mannes zittern, da schon alles andere auf das genaueste eingetroffen ist: Ich kannte ihn nicht und er mich nicht. Ich habe durch meine Verheirathung mit ihm ein großes Glück gemacht, und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich vernünftigerweise wünschen könnte. Ich habe sogar die Freude, bald Mutter zu werden. Die große Feuersbrunst, der Schloßbrand [das alte Landgrafenschloß zu Kassel brannte 1811 zum größten Teil nieder] ist vorüber, der sehr vornehme Besuch nicht aus-



geblieben, denn der König ist zu uns her nach Bellevue gezogen und wir haben ihm mehrere unserer Zimmer einräumen müssen; ich schließe aus allem folglich mit Zittern, daß der gewaltfame Tod meines guten Mannes sehr nahe ist.“ Ich beruhigte sie so gut ich konnte und versicherte ihr, daß ihr Mann bei mir wenigstens vollkommen sicher sei, daß ich auch nur noch eine, freilich etwas lange Zusammenkunft mit ihm haben werde. Ihre Schwester, die Gräfin Potheau, erklärte, daß die Gräfin Morio seit längerer Zeit so spreche und daß sie beide mit Angst einen Umstand nach dem andern hätten eintreten sehen. „Ich fürchte,“ setzte sie hinzu, „meine Schwester wird darüber noch eine unglückliche Niederkunft haben.“

An einem der nächsten Tage war Morio noch um elf Uhr bei mir und ritt dann mit dem König aus. Beim Zurückkommen sah ich Beide an meinem Hause vorbeireiten. Sie ritten nach dem Marstall, wo Morio dem Könige verschiedenes auseinandersetzte, während die Gräfin schon in Todesangst war, ja sogar deswegen hatte zu Bett gebracht werden müssen. Nach einer kleinen Weile reitet der König allein nach Hause. Morio bleibt noch da. Möglich fällt ein Schuß. Die Gräfin hört ihn, springt wie außer sich aus dem Bett und schreit: „Das ist mein Mann! Er ist erschossen!“ Leider war es so. Der edle Morio war von einem französischen Fahnen Schmied, dem wegen seiner Lüderlichkeit ein Deutscher vorgezogen werden mußte, boshafter Weise erschossen worden . . .

Soweit Herr von Malchus. Wenige Jahre später, am 26. Oktober 1813, eine Woche nach der Leipziger Schlacht, lasen die Bürger der Residenzstadt Kassel abends in ihrem „Moniteur“: „Seine Majestät der König finden sich durch den Drang der Zeitumstände veranlaßt, sich von ihren Staaten zu entfernen.“ Jérôme hatte sie frühmorgens in aller Stille verlassen, um nach Paris zu fliehen. Und wie sie vor sechs Jahren dem Einziehenden gegenüber in knechtischer Huldigung sich überboten hatten, so wetteiferten sie jetzt, den vom Schicksal Entthronten zu schmähen. Im Gefolge des nun nicht mehr immer lustigen Hieronymus aber befand sich sein Minister, der Freiherr Karl August von Malchus, den der unfreiwillige Aufenthalt in Paris anregte, selber die Bekanntschaft der Dame Lenormand zu suchen. Er erzählt hiervon in seiner Autobiographie: Auffallend war mir, daß die Gräfin Bocholz mich mehrmals sehr dringend ermunterte, mir mein Schicksal sagen zu lassen, und versicherte, ihr habe die Lenormand Fälle aus

ihrem bisherigen Leben dargelegt, deretwegen ihr ein Grausen an-
 gekommen sei, weil sie fast keinem Menschen bekannt seien und die
 Lenormand sie also schlechterdings nicht habe wissen können. Ebenso
 sprachen mehrere andere meiner Bekannten; aber durch niemand
 wurde ich mehr aufmerksam auf die wunderbare Frau gemacht, als
 durch Herrn Dr. Spangenberg, den Leibarzt der Königin [Erkönigin
 von Westphalen]. Dieser sehr trockene Verstandesmensch versicherte
 gerade wie die Übrigen, es sei unbegreiflich, was diese Frau alles
 wisse und Einem sage. Ihm habe sie sein früheres Leben den Haupt-
 begebenheiten nach klar vor Augen gelegt und ihm dabei Manches in
 Erinnerung gebracht, was selbst in Mecklenburg, seinem Vaterlande,
 gewiß nur sehr wenige Menschen wüßten, was aber hier in Paris
 gewiß keine menschliche Seele kenne. Auch über die Gegenwart und
 die nächste Zukunft habe sie ihm Sachen gesagt, die zum Entsetzen
 wahr, theils gewesen, theils geworden seien. Z. B.: er würde in acht
 Tagen durch einen alten Bekannten sehr interessante Nachrichten über
 seine Verhältnisse in der Heimat bekommen, aber derjenige, der ihm
 diese Nachrichten bringe, werde zwei Tage darauf sterben. Er und
 seine Freunde, mit denen er in Compiègne wohnte, hatten oft darüber
 geschertzt und gefragt, ob denn der Bote, der zwei Tage hernach sterben
 sollte, noch nicht bald kommen werde. Endlich, am achten Tage, sei der
 Schauspieler Herr Narziß, der noch ziemlich lange in Kassel und
 Deutschland zurückgeblieben, in Paris eingetroffen und habe ihm eine
 Menge interessanter Nachrichten gebracht — aber zwei Tage darauf
 sei Herr Narziß gestorben.

Soweit Herr von Malchus, der dann, nachdem er sich überflüssiger
 Weise ganz unerkennbar gemacht, das Schicksalskabinett aufsucht. Die
 Dame Lenormand legt ihm unter allerlei Hofuspokus die Karten und
 sagt ihm eine Menge an sich belangloser Einzelheiten aus seiner Ver-
 gangenheit wie aus seiner Zukunft. Diese letzteren waren noch nicht
 alle eingetroffen, als er 1816 seine Autobiographie veröffentlichte,
 aber seine 1884 in der Allgemeinen Deutschen Biographie erschienene
 Lebensgeschichte bestätigt (ohne seines Besuches bei der Wahrsagerin
 zu erwähnen), daß sie in der Folge wirklich alle eingetroffen sind.

Die weiße Frau. Vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand von
 Preußen im Gefecht bei Saalfeld am 10. Oktober 1806 erzählt
 sein Adjutant Karl von Nostitz:

... Versetzen wir uns jetzt wieder an den Abend vor der Schlacht bei Saalfeld zurück und bringen wir in einen der Säle des Schlosses von Rudolstadt ein. Alle Offiziere des Generalstabes waren dort versammelt, eine Tafel war gedeckt, man erwartete die Rückkehr des Prinzen, der am Morgen fortgeritten war, um die neuesten Befehle des Herzogs von Braunschweig entgegenzunehmen... Um acht Uhr verkündete uns das Geräusch der Schritte mehrerer Pferde die Ankunft des Prinzen... „Zu Tisch, meine Herren,“ sagte er, „ich habe Ihnen eine Nachricht zu verkündigen, von der Sie entzückt sein werden. Danken wir Gott, morgen beginnen die Feindseligkeiten, und wir werden die Ehre haben, die ersten Kanonenschüsse mit den Franzosen auszutauschen!“... Der Prinz war sehr fröhlich... von Zeit zu Zeit näherte er sich dem Piano und drückte einige melodische Akkorde darauf aus. Ich war an seiner Seite. Er sagte: „Lieber Mostig! Wie glücklich ich in diesem Augenblick bin! Endlich lichtet unser Schiff die Anker.“... In diesem Augenblick schlug die Schloßuhr Mitternacht. Mit dem zwölften Schlag geschah eine sonderbare Veränderung mit der Person des Prinzen. Sein schönes Gesicht erbleichte seltsam, seine über die Tasten des Klaviers gleitenden Finger wurden steif, wie gekrampft; er fährt mit der Hand über die Augen, wendet sich zu mir, der diesem Zwischenfall mit Befremden zusah, und, mit einer raschen Bewegung eine Kerze ergreifend, stürzt er auf die Tür zu und verschwindet... Eilends den Schritten des Prinzen folgend, stürzte ich mich auf die Tür zu, durch die er verschwunden ist. Sie führte auf einen langen Korridor, der als Ausgang nur eine Seitentür hatte, die in den Schloßhof hinausging. Da sah ich den Prinzen, der, die flackernde Kerze in der Hand, mit rückweisen Schritten einer in einen Schleier von auffallender Weiße gehüllten menschlichen Gestalt folgte. Dieses phantastische Wesen entfernte sich, ohne furchtvolle Hast zu zeigen: am äußersten Ende der Galerie angekommen, verschwand die Erscheinung. Es gab, das wußte ich, dort keine Tür. Dieses geheimnisvolle Verschwinden setzte mich in Erstaunen. Der Prinz aber begann zu untersuchen, ob nicht doch eine geheime Tür zu finden sei, aber nichts... nichts! Da näherte ich mich ihm, um ihm bei der Untersuchung zu helfen. Bei meinem Anblick zitterte er: „Mostig! Hast du gesehen?“ „Ja,“ antwortete ich mit der größten Kaltblütigkeit, „ich habe eine ganz in Weiß gekleidete Frau gesehen, die Eure Hoheit...“

Er ließ mir nicht Zeit zu enden. „Es ist also kein Traum! Ja, ich habe sie gesehen . . . es ist die Weiße Frau . . .!“ — Ich wollte mich vergewissern, ob ich nicht ebenso wie der Prinz unter dem Eindruck einer Illusion gestanden, und lief zur Wache, mich zu informieren, ob jemand seit einer Viertelstunde hereingekommen sei. „Ich habe“, antwortete der Soldat, „einen mit einem weißen Mantel umhüllten Mann gesehen. Habe ich Unrecht getan, ihn vorbeizulassen? Ich hatte keine Instruktion, Offiziere anzuhalten, und den, der hereinkam, habe ich nach seinem weißen Mantel für einen sächsischen Offizier gehalten.“ — Kein Zweifel mehr. Es war Wirklichkeit. Der Prinz, der mit Ungeduld die Antwort des Postens erwartete, hatte seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen. „Schweigen!“ sagte er zu mir, „Schweigen auf ewig!“ Und er betrat den Saal wieder, ohne irgend jemandes Aufmerksamkeit zu erregen.

Am folgenden Morgen war der Prinz mit Tagesanbruch zu Pferde . . . Die Infanterie hatte die Position von Schwarzau schon überschritten . . . Unsere Artillerie, die hinter Saalfeld geblieben war, hatte auf einem leicht erhöhten Platz Stellung genommen . . . Der Prinz nahm seinen Standort in der Nähe der Chasseure . . . Prinz Louis war mit jenem Elan empfangen worden, der von der Hingabe der Truppen an den zeugt, den sie des Kommandos würdig halten, aber die Tränen und das Schluchzen einiger Frauen, die am Wege standen, kontrastierte mit dem Jubel, der unsere tapferen Soldaten anfeuerte . . . Ungeduldig, sich an der Spitze dieser Truppen zu sehen, stachelte der Prinz sein Pferd an. Ich folgte ihm unmittelbar. Plötzlich bemerkte ich am Rand des Weges eine Frau von sonderbarem Aussehen. Sie saß auf einem Rasenhügel und verbarg ihr Gesicht unter einem weißen Schleier . . . War es erstaunlich, daß eine Frau, eine Mutter ohne Zweifel, Tränen vergoß? . . . Aber wie groß war mein Erstaunen, als der Prinz sein Pferd hastig anhielt, sich zu mir umwandte und rückweise hervorstieß: „Rostig! Wieder diese Frau! Die Weiße Frau verfolgt mich!“ Dann jagte er im Galopp vorwärts, wie um sich der Macht dieses geheimnisvollen Wesens zu entziehen. Es war mir unmöglich, in diesem Augenblick zu versuchen, das neue Geheimnis zu durchdringen: Die Suite des Prinzen, die ein wenig zurückgeblieben war, stieß zu uns, und mein Pferd, aufgestachelt durch die Bewegung rundherum, zeigte sich unlenksam und trug mich nach vorn. Es gelang

mir jedoch, es zu besänftigen, ich kehrte zurück an die Stelle, wo ich die weiße Gestalt gesehen hatte. Aber der Rasenhügel war leer. Ich näherte mich den Soldaten, um von ihnen eine Aufklärung zu erlangen. „Man hat ziemlich viele solcher weinender Frauen gesehen“, antwortete einer. „Hast du eine Frau in einem großen weißen Schleier gesehen?“ fragte ich einen andern. „Ja, Lieutenant, sie hatte sich keine großen Toiletteunkosten gemacht, sie kam wohl aus dem Bett und hatte sich mit dem Laken begnügt . . . sie ist nicht mehr da . . . wahrscheinlich schämt sie sich ihres Nachtkleides . . .“

[Im Verlauf des Gefechtes wurde Prinz Louis Ferdinand von Preußen getötet und sein Adjutant Karl von Noßitz schwer verwundet. Nach Dr. Hans Wahl, Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Weimar 1917.]

Johann Adam Müller. In den Jahren nach der Schlacht bei Jena machten die Prophezeiungen eines Bauern namens Johann Adam Müller aus der Umgegend von Heidelberg viel von sich reden, der Napoleons Niederlage in Rußland, den Brand von Moskau, die Erhebung Preußens, den Kriegszug der Deutschen nach Frankreich und manches andere auf Grund religiöser Offenbarungen voraus sagte. Im Jahre 1816 erschien in Frankfurt am Main, „aus seinem eigenen Munde aufgesetzt“, ein Buch mit Protokollen und Briefen, worin u. a. eine umständliche Reise des Propheten nach Königsberg erzählt wird, die er 1807 unternahm, um göttlichem Auftrag gemäß dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., seine übersinnlichen Erlebnisse und Erkenntnisse mitzuteilen:

In der Nacht um zehn Uhr ward ich zum Könige gerufen. Er war mit der Königin ganz allein. Er stand mir zur linken und sie zur rechten Seite. Ich machte dem Könige mein Kompliment und bat ihn, er möge es mir nicht übelnehmen, daß ich als ein geringer Mann es wage, ihm Vorschriften zu geben, wie er seine Sachen einrichten solle. Der König klopfte mir auf die Achsel und sagte: ich solle ihm gar nichts verhehlen, sondern ihm alles sagen, er nehme es mir nicht übel. Da erzählte ich ihm, daß ich die verschiedenen Erscheinungen gehabt, und daß der [spukhafte] alte Mann mir die Kapitel aus dem Jesaias gezeigt habe, die er lesen und danach sein Land regieren solle . . . Der alte Mann habe mich versichert, daß Gott den König und den Kaiser von Rußland ausersehen habe . . .

Im gleichen Jahr, 1816, erschien ohne Verfasserangabe auf der Titelseite: „Geschichte, Erscheinungen und Prophezeiungen des Joh. Adam Müller.“ Das Vorwort ist „Wilhelm Ehrlich“ unterzeichnet. Dieser erzählt u. a. von einem Gespräch, das er am 4. Januar 1815 mit Müller gehabt habe, der auf Grund seiner neuesten Erscheinungen und Offenbarungen von einem unmittelbar bevorstehenden blutigen Krieg gegen Frankreich überzeugt gewesen sei. „Gerade damals fanden auf dem Wiener Kongreß sehr ernste Spannungen zwischen Oesterreich, Preußen, Bayern, Rußland und Frankreich statt. Ich [Ehrlich] bezog daher — politisch vernünfteln — alles, was er [Müller] mir sagte, darauf, und wünschte seine Gründe zu wissen, weshalb er so bestimmt glaube, daß es zum Kriege kommen müsse. Er lächelte aber ruhig und heiter, gerade wie ein Mensch, der jenseits der Wolken und Stürme sicher steht, über mein Vernünfteln, Politisieren und Zweifeln, und sagte zuletzt: ‚Ja, das verstehe ich alles nicht, aber der Geist hat mir gesagt, daß es wieder Krieg mit Frankreich gibt, und das bald!‘ — Er besuchte mich seit der Zeit sehr oft . . . Allmählich ließen die Spannungen auf dem Wiener Kongreß nach . . . ein tiefer Friede wurde, dem Anschein nach, mit jedem Tage gewisser. Jetzt durfte Müller nur die Thüre öffnen, so scherzte ich schon mit ihm und spöttelte (jedoch freundlich heiter) über seinen baldigen blutigen Krieg gegen Frankreich. Sein Benehmen dabei blieb sich immer gleich. Er erzählte nämlich stets aufs Neue seine Erscheinungen in den Weihnachtsträumen und schloß jedesmal: ‚Sie werden sehen, daß alles zutrifft und das bald! Denn der Geist kann nicht lügen.‘ Endlich, in den ersten Tagen des März 1815, kam er abermals zu uns, diesmal um Abschied von uns zu nehmen, weil wir verreisen wollten. Jetzt war, nach aller Vernünftigen Meinung, an gar keinen Krieg mehr zu denken! Ich scherzte wie gewöhnlich mit ihm: ‚Nun, mein lieber Müller! Nun ist es mit dem blutigen Kriege gegen Frankreich rein aus, denn jetzt ist tiefer, tiefer Friede.‘ Zugleich erzählte ich ihm den ganzen Stand der politischen Verhältnisse. — Er hörte mich ganz aus, antwortete dann aber mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit: ‚Und ich sage Ihnen, nun dauert’s gar nicht lange mehr! Nun geht’s gleich los in Frankreich.‘ — Wir lachten über unsere so höchst verschiedenen Behauptungen, schieden aber wie immer als gute Freunde voneinander. — Am Nachmittage desselben Tages ließ unsere Reisegesellschafterin uns bitten, die beabsichtigte

Reise noch einige Tage auszusehen, da sie sich nicht ganz wohl befinde. Wir willigten ein. Ehe aber noch ihre Unpäßlichkeit völlig behoben war, erfuhren wir schon aus den öffentlichen Blättern, daß Napoleon [von Elba] in Frankreich gelandet sei. In demselben Augenblicke, in welchem ich dies las, strafte ich mich selbst durch den unwillkürlichen Ausruf: „Nun hat Müller doch Recht!“ — Jetzt begriff jedermann, daß ein Krieg, und wahrscheinlich ein sehr blutiger Krieg, entstehen müsse. Die Reihe wäre also nun an Müllern gewesen, uns auszulachen, aber er that es nicht, sondern sagte bloß — etwa wie ein Mensch, dem man etwas abgestritten, was er doch vor Augen sah: „Ich sagte es Ihnen ja immer! Geschehen mußte es durchaus! Denn — Gott kann ja nicht lügen.“

Vision. Geheimrat Dr. Georg Conrad Horst zu Lindheim in Hessen erzählt in seiner „Deuteroskopie“:

Eine Dame in hiesiger Gegend ritt vor noch nicht langer Zeit bei hellem Tage auf einem schulgerechten Pferde auf offenem Felde über einen Fleck, über den das Pferd wohl schon hundertmal ruhig und ohne Anstoß gegangen war. Auf einmal stuzt das Tier und ist nicht von der Stelle zu bringen. Die Dame bemüht sich vergeblich. Das Pferd steht zitternd und bäumt sich. Mählich tut es schnaubend einen Sprung zur Seite und ist einen Augenblick später wieder ruhig und folgsam. Jetzt erst sieht sich die Reiterin noch einmal um: da steht mitten auf dem Wege starr und bewegungslos ein hagerer Mann in einem weißen Kittel. In der nächsten Minute ist er verschwunden. Und doch breitet sich ringsum eine vollkommene Ebene ohne Häuser oder Hügel, ja selbst ohne Baum und Strauch.

Byron. Der englische Dichter Thomas Moore [1779—1852] der die „Briefe und Tagebücher des Lord Byron mit Notizen aus seinem Leben“ herausgegeben hat [Braunschweig 1832 bei G. E. Meyer], erzählt darin:

I. Aus dem Jahre 1809: . . . Am 2. Julius segelte das Paketboot von Falmouth ab, nach einer glücklichen Fahrt von fünfthalb Tagen erreichten die Reisenden Lissabon und nahmen in der Stadt ihre Wohnung. Lord Byron erwähnte bisweilen einer seltsamen Geschichte, die ihm Kapitän Kidd während dieser Seereise erzählt hatte. Als der Kapitän einst in seiner Kajüte zu Bette lag und schlief, ward er durch den Druck von etwas Schwerem, das auf ihm lastete, aufgeweckt. Bei

dem schwachen Schein seines Nachtlichtes glaubte er deutlich die Gestalt seines zu jener Zeit im Seedienst in Ostindien befindlichen Bruders zu erkennen, der in Uniform quer über dem Bett lag. Da er solches für eine Sinnestäuschung hielt, schloß er die Augen und versuchte, wieder einzuschlafen. Aber der Druck dauerte fort, und so oft er aufs neue hinzublicken wagte, sah er, daß die Gestalt sich noch in derselben Lage an derselben Stelle befand. Um das Wunderbare zu vermehren, erwies sich die Uniform, als er sie mit der Hand berührte, triefend naß. Der Kapitän rief einige Offiziere herbei, aber als sie eintraten, war die Erscheinung verschwunden. Wenige Monate später erfuhr Kapitän Kidd, daß sein Bruder in jener Nacht in den indischen Gewässern ertrunken war . .

II. Aus dem Jahre 1822: . . . Um diese Zeit [Herbst] war es, daß Herr Cowell bei einem Besuche, den er Lord Byron in Genua abstattete, von ihm hörte, daß einige Freunde des Herrn Shelley, als sie eines Abends beisammen waren, ganz unverkennbar diesen Mann [Shelley] nach einem kleinen Gehölze bei Lerici gehen sahen, während er doch, wie sie nachher zuverlässig erfuhren, in eben dem Augenblick in ganz entgegengesetzter Richtung weit von ihnen entfernt gewesen war. „Dieses“, fügte Lord Byron mit einer von Entsetzen gedämpften Stimme hinzu, „war nur zehn Tage vor dem Tode des armen Shelley.“ . . . Soweit Thomas Moore. Dr. phil. h. c. et jur. Otto Piper erzählt in seinem 1917 bei J. P. Bachem in Köln erschienenen Buche „Der Spuk“:

Ein eigentümlicher Fall betraf den Dichter Shelley kurz vor seinem Tode. Am 23. Juni hörte man ihn in seiner Wohnung in Rom laut schreien. Man lief zu ihm und fand ihn ins Leere starrend. Er hatte die Erscheinung einer in einen Mantel gehüllten Gestalt gehabt, welche an sein Bett kam und ihm winkte, ihr zu folgen. Er tat das, und als sie in das Wohnzimmer gekommen waren, lüftete das Phantom mit dem Wort „Siete soddisfatto?“ den Mantel, und der Dichter erblickte dahinter sich selbst. — Diese Erscheinung wird damit erklärt, daß Shelley, der Übersetzer Calderons, das diesem zugeschriebene Drama „El Embozado“ gelesen hatte, in welchem eine geheimnisvolle Person, die den Helden sein Leben lang verfolgt hat, als sie ihm zuletzt in einem Duell Genugtuung geben will, sich als dessen Doppelgänger offenbart. Auch hier lautet die Frage „Bist du zu-

frieden?" und der Held stirbt vor Schrecken. — Bekanntlich ertrank Shelley, oder wahrscheinlicher, wurde er ertränkt, als er am 8. Juli eine Spazierfahrt auf dem Meere machte.

Auch Lord Byron gehörte zu den Doppelgängern. So wurde er 1810, während er zu Patras krank lag, zu London von Sir Robert Peel und seinem Bruder gesehen, von anderen, wie er sich nach dem Tode des Königs als Leidtragender einzeichnete; und wenn sein Freund Walter Scott lebhaft an ihn dachte, glaubte er seine Gestalt an den Vorhängen seines Betthimmels zu erblicken . . .

Der Spuk im Grabgewölbe. Professor Maximilian Perty-Bern erzählt:

Als Lord Combermere 1809 Gouverneur der Insel Barbadoes war, kamen in einem Grabgewölbe Verrückungen der Särge vor, wie sie anderwärts auch schon, doch nicht so ungeheuerlich, beobachtet worden waren. Viermal wurde das Grabgewölbe für neue Beisetzungen geöffnet, und viermal fand man die Särge durcheinander geworfen. Lord Combermere begab sich mit seinem Adjutanten und anderen Offizieren an Ort und Stelle und besand das Gewölbe in allen Theilen solid und unverletzt. Die Steinplatten des Fußbodens, die auch verschoben waren, wurden wieder an ihre Stellen gerückt und mit feinem weißen Sand bedeckt, die Särge in gehöriger Ordnung wieder aufgestellt, die Lür verkittet und Siegel an ihr angebracht. Nach neun Monaten, am 28. April 1828, ließ Lord Combermere, die Neugier des Publikums zu befriedigen, in Gegenwart mehrerer Hunderte von Menschen das Grabgewölbe wieder öffnen, nachdem man die Verkittung und die Siegel unverletzt befunden hatte. Wieder waren die Särge verrückt, einer, den acht Männer zu tragen Mühe hatten, senkrecht aufgestellt. Der Sandbelag des Bodens wies nicht die geringste Andeutung von Fußspuren auf. Der Gouverneur ließ eine Zeichnung anfertigen, die er seinem Bericht an das Kolonialamt in London beifügte. — Als ich 1867 den hochbetagten englischen Oberst Boyd kennen lernte, erzählte er mir, er sei zu jener Zeit Adjutant bei Lord Combermere gewesen und habe an der Besichtigung des Grabgewölbes teilgenommen, das, ganz in den Felsen gehauen, außer der Lür nicht den kleinsten Zugang oder Öffnung gehabt habe. [Aus Perty, Blicke in das verborgene Leben des Menschengestirns.]

Eichendorff. Nach einer Mitteilung seiner Tochter Gertrud im Eichendorff-Kalender 1918 hat Theodor Storm das Folgende oft erzählt und stets hinzugefügt, daß Eichendorff ihm die Wirklichkeit dieses Erlebnisses beschworen habe:

Eichendorff wohnte in seiner Jugend auf einem alten Schlosse [Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien], nicht weit von ihm hauste gleichfalls auf einem alten Schlosse sein Freund, ein junger Graf. Im Winter kamen die beiden mit anderen jungen Männern allwöchentlich mal auf dem einen mal auf dem andern Schloß abends zusammen. Nachdem dabei des öfteren von einem Spuk im Schloß des Grafen die Rede gewesen, schlug dieser den Freunden vor, das nächste Mal gemeinsam zu versuchen, der Sache auf den Grund zu kommen. — Dann war es ein stürmischer Abend, als der junge Graf kurz vor Mitternacht sich erhob und die Tafelrunde aufforderte, ihm zu folgen. Man verließ den dunkelgetäfelten Speisesaal und schritt durch hallende Gänge, bis man an eine breite Treppe gelangte, die alle Stockwerke verband. Im untersten war neben der Treppe eine hohe, eisenbeschlagene Tür, von der der junge Graf versicherte, daß sie an die hundert Jahre von keiner Menschenhand geöffnet worden sei, daß sie sich aber in Winter Nächten zuweilen leis öffne, um eine schlanke Frauengestalt hervortreten zu lassen, die dann leichten Fußes die Treppe hinaufsteige und oben verschwinde. Jetzt wolle man warten, ob sie heute etwa sich zeige. Zwischen Tür und Treppe stehend verharren die Freunde, mit gedämpfter Stimme nur wenig und von gleichgültigen Dingen plaudernd im Kerzenschein des Leuchters, den ein junger, an dem Tage erst eingetretener Diener hochhält. Da fühlt Eichendorff, der sich leicht an die Tür gelehnt hatte, daß diese hinter ihm zurückweicht, und nun sehen alle eine heraustretende schlanke Frauengestalt, ganz in Grau gekleidet und das Haupt von einem grauen Schleier verhüllt. Sie eilt an ihnen vorüber leichtfüßig die Treppe hinauf, der junge Diener aber, von keinem Spuk wissend, überholt sie behende, um der Dame voranzuleuchten. Da, wo die Treppe sich teilt, will der Diener nach links, die Dame aber macht mit ihrer schlanken weißen Hand eine Bewegung nach rechts, jener wendet sich und leuchtet ihr weiter voran, und beide entschwinden den Blicken der unten Zurückgebliebenen. Plötzlich durchgellt, wie in höchster Todesnot ausgestoßen, ein fürchterlicher Schrei das weite Treppenhäus, und der schwanke Kerzenschein ist von

der finstersten Finsternis verschlungen. — Die jungen Männer am Fuß der Treppe erstarren in namenlosem Grauen. Eichendorff ist der erste, der sich so weit faßt, um sich zum Saal zurückzutasten und einen andern, dort mit noch brennenden Kerzen stehenden Leuchter zu holen. Er und der Graf eilen die Treppe hinauf. Oben finden sie den jungen Diener, den Leuchter noch in der Rechten, auf dem Boden liegend, tot, den Ausdruck fürchterlichsten Entsetzens im Antlitz. Von der Frauengestalt keine Spur. Sie tragen den Toten hinab, und in dem Augenblick, da sie unten anlangen, schließt die geheimnisvolle Thür sich leise wieder zu.

Blücher. Der preußische Generalfeldmarschall Hermann von Boyen erzählt in seinen „Erinnerungen“ [Leipzig, 1889] aus dem Winter 1810/11:

In der früheren Rhein-Campagne gegen die Franzosen hatte ein Offizier des Husaren-Regiments, welches Blücher damahlen befehligte, seine Dienstpflicht auf eine sehr grobe Art vernachlässiget. Blücher hatte dieß angezeigt, und durch ein Krieges-Recht war jener Offizier zur Kassation und mehrjährigem Festungs-Arrest ganz ordnungsmäßig verurteilt. In der gegenwärtigen Krankheit hatte die Umgebung des Generals es häufig bemerkt, daß er mit dem Ausbruche des heftigen Zornes den Namen jenes ehmaligen Offiziers zwischen den Zähnen murmele; eine Nacht nun, als Blücher kurz vorher eingeschlafen schien, hörten seine Leute auf einmahl einen ungewöhnlichen Lärm in der Schlafstube des Generals, sie stürzten herein und finden den Alten Blücher, der mit Anstrengung seiner letzten Kräfte wohlgemuthet einen Faust-Kampf gegen die Mauer führt. Er hatte nämlich plötzlich die Idee bekommen, daß jener Offizier ihn, mit Waffen wohl versehen, überfallen wolle, dazu in gehdriger Positur an der Mauer stände, und nun rief Blücher: „Das ist heimtückisch, denn Sie wissen, daß meine verkauften Bedienten mir alle Waffen weggenommen haben, aber deßwegen stehe ich Ihnen doch mit meinen Fäusten zu Dienste.“

Der kleine Doppelgänger. Der Präsident des Protestantischen Oberkonsistoriums zu München, Doktor der Philosophie und Theologie von Harleß, geboren 1806, gestorben 1879, erzählt in seiner Autobiographie „Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen“ aus seinen Kinderjahren zu Nürnberg:

Ich muß der mir noch erinnerlichen Kleidung nach fünf Jahr alt gewesen sein. Derselben Kleidung nach war es Herbst oder Winter. Da nun befahl mich alle Abend ein Drang, Gott zu bitten, er möge mich mich selbst als Doppelgänger sehen lassen. Wie lange meine kindischen Gebete unerhört blieben, weiß ich nicht mehr. Aber eines Morgens ward ich zu einem Nachbarn geschickt. Ich stieg die steinerne Treppe hinab in die Hausflur. Ich trug ein weißes Filzhütchen und ein grünes Mäntelchen, dazumal Schanzläufer genannt. Da — ich war noch auf der Treppe — geht die schwere Haustür auf, und herein tritt mein anderes Ich. Ich gehe ihm entgegen, es mir. Aber dann biegt es ab und schreitet links in die Gewölbetür hinein. Ich ihm nach. Aber im Gewölbe ist keine Spur. Der Doppelgänger ist und bleibt verschwunden.

Ernst Moritz Arndt erzählt: Als ich im Winter des Jahres 1811 mich in der lieben Heimat zur Rückkehr an meinen Rhein rüstete und bei geliebten Freunden Abschied nehmend auf der mütterlichen Insel [Rügen] umherfuhr, saß ich einmal des Nachts spät in meinem Schlafstübchen im Hause meines würdigsten Gönners, des Generals von Dyke, zu Rosentiz auf dem Zudar. Ich war den Tag an mehreren Stellen gewesen, hatte mehrere Nächte wenig geschlafen, hatte eben mehrere Briefe geschrieben, war müd und matt und abgesspannt und aufgesspannt zugleich, kurz ich war in solcher Fassung und Stimmung, in welcher aus weitester Ferne abgeschossene Geisterschüsse das Herz treffen können. So war ich auf dem Stuhle eingenickt, und siehe! meine alte liebe Base Sofie, meine zweite Mutter, stand freundlich vor mir und hielt auf jedem ihrer Arme einen kleinen Knaben; zwei Knaben, mir beide sehr lieb; sie hielt sie mir mit der Haltung und Gebärdung hin, als wollte sie sagen: nimm dich der Kleinen an! Und siehe, den folgenden Mittag, als ich in Garz mit meinem alten teuren Probst Prigbur und seiner geistreichen lebenswürdigen Tochter Charlotte Pistorius im traulichen Gespräche saß, rollt der Wagen meines Bruders Wilhelm von Puttbus vor die Türe mit einem Briefe, welcher sagte: Bruder komm gleich mit dem Wagen zurück, wir müssen morgen über das Wasser nach Buchholz fahren, die alte liebe Tante Sofie zum Grabe begleiten, welche gestern Nacht gestorben ist. —

Doppelgängerei. Im „Archiv für den Tierischen Magnetismus“, herausgegeben von Prof. Dr. von Eschenmayer-Lübin-

gen, Prof. Dr. Kiefer=Jena, Prof. Dr. von Esenbeck=Bonn, Jahrgang 1820, erzählt Dr. med. Wendson:

Peter Müller auf dem Langenberge im Kirchspiel Enge ließ sich eines Sonntagmorgens von seinem Knechte zur Kirche fahren, um das Abendmahl zu nehmen. Der Knecht fuhr gleich darauf nach Hause und spannte die Pferde vom Wagen. Als er aber diese in den Stall bringt, sieht er seinen Brotherrn im Schlafrock und Pantoffeln, mit einer weißen Mütze bedeckt (des Mannes Morgenanzug), langsam im Stalle auf und ab gehen, das Angesicht nach dem Vieh hin gerichtet. Dies Gesicht machte einen so übeln Eindruck auf ihn, daß er noch mehrere Stunden darnach ganz verstimmt war und kein Wort sprach. Als er seinen Herrn wieder von der Kirche abholte, bemerkte dieser an ihm eine auffällende Veränderung und fragt nach der Ursache derselben, die aber der Knecht anfangs nicht angeben wollte. Nach ihrer Zuhausekunft ruft er ihn in ein abseitiges Zimmer und verlangt hier ernstlich, daß er sagen solle, was ihm begegnet sei, worauf der Knecht, dem Befehle gehorchend, die wahre Ursache angibt. „Spanne gleich wieder vor und fahre mich nach meinem Freunde Pastor Hinrichsen in Led“ [bei Londern in Schleswig], sagte der Hausherr. Der Knecht folgt dem Befehle und beide fahren ab. Kaum beim Prediger angekommen, verlangt der Doppelgänger mit diesem allein zu sprechen, erzählt ihm nun den sonderbaren Fall und verlangt etwaigen Aufschluß darüber. Als der Prediger den Knecht genau befragte, zu welcher Stunde er das Gesicht wahrgenommen habe, ergab es sich, daß es zu derselben Zeit gewesen sein müsse, als der Müller das Abendmahl genommen habe. „Nun sagen Sie mir aufrichtig,“ fuhr er gegen diesen fort, „wo hatten Sie Ihre Gedanken, als Sie am Altare standen?“ — Antwort: „Wenn ich die Wahrheit frei bekennen soll, so dachte ich an mein Stallvieh.“ — „Nun, da haben Sie den Grund der Erscheinung, einen andern kann ich Ihnen nicht angeben.“

Görbing Frank, ein aus Thüringen stammender Schauspieler, erzählt: Wie er einst auf der Reise nach seiner väterlichen Heimat begriffen gewesen, habe er es herzlich bedauert, daß er mit den Seinigen die Freuden der Kirmse nicht teilen könne, da er nun erst nach Beendigung des Festes bei ihnen anlangen werde. Der Gedanke an die größten Freuden seiner Kindheit und Jugend riß ihn so mächtig hin, daß er sich ganz demselben überließ, wie ein Träumender des Weges

daherschlenderte und mit voller Seele bei den Seinigen war. Als er nun einige Tage nachher wirklich bei ihnen ankam, erfuhr er, daß sie alle sein, gerade zur Zeit jener so lebhaften Sehnsucht über den Hof daherschreitendes „Bilderich“ für das wirkliche gehalten, welches sie dennoch gleich darauf überall vergebens gesucht hätten.

Folgende Mitteilung ist von der Patientin eines dänischen Arztes: Er hatte ihr eines Tages versprochen, sie noch denselbigen Abend zu einer festgesetzten Stunde besuchen zu wollen. Gerade zu der bestimmten Zeit geht auch die Thür des Krankenzimmers auf, und der Arzt tritt herein, aber ohne ein Wort zu sagen. Die Kranke betrachtet ihn eine Weile und spricht endlich, wie er noch immer schweigend dasteht: „Guten Abend, Herr Doktor!“ — worauf die von ihr für wirklich gehaltene Erscheinung mit einem tief aus der Brust gepreßten, sehr ängstlichen Seufzer verschwindet. Als nachher der Arzt wirklich zu ihr kam, äußert sie ihr Erstaunen gegen ihn über die gehabte Erscheinung und erfährt nun folgendes aus seinem eigenen Munde. Sie wäre nicht die erste, der dies widerfahren sei. Es begegne ihm nicht selten, daß er wider seinen Willen aufgehalten werde, wenn er versprochen habe, zu dieser oder jener Zeit einen Kranken besuchen zu wollen, was ihm jedesmal äußerst unangenehm sei. Wenn nun in demselben Augenblicke der Gedanke: du sollst diesen oder jenen Patienten besuchen, lebhaft in ihm erwache, so stelle sich oft dem Kranken sein Bild dar, wie mehrere versichert hätten, und was er auch jedesmal selbst mitfühle, wenn es geschehe. Er bitte sie aber inständigst, daß sie ihn dann nie wieder anreden möge, weil dies ihm ein unnennbar peinliches Gefühl erzeuge.

Ein Doppeltraum. Der Professor der Philosophie zu Marburg Karl Wilhelm Justi (1767—1846) erzählt:

Als im Junius des Jahres 1812 mein zweiter Sohn, Karl, ein Knabe von früh entwickeltem Talent und hoher Herzensgüte, in seinem neunten Lebensjahre so gefährlich krank darniederlag, daß der Gedanke an seinen möglichen nahen Verlust bisweilen düster durch meine und meiner Gattin Seele fuhr, wagten wir es aus gegenseitiger Schonung dennoch nicht, die Wahrscheinlichkeit des baldigen Hinscheidens unseres holden Kindes laut auszusprechen. Wir beweinten, oft von dem lieben Kranken getröstet, unser Loos im Stillen. In der Nacht vom 17. zum 18. Junius hatte ich folgenden unvergeßlichen Traum: Ich führte

meinen Karl auf einer blühenden Aue an der Hand, er schritt freudig-
rasch einher und sah mich lächelnd an. „Wie?“ rief ich froh, „Du kannst
wieder gehen, lieber Karl?“ (Schon seit mehreren Monaten war ihm
dies unmöglich gewesen.) Kaum hatt' ich ausgereedet, so erblickt' ich
einen großen prächtigen Palast vor mir. Da reißt der Knabe sich los
und eilt in jenen Palast. „Ach,“ rief ich, „Du wirst mich doch nicht ver-
lassen?“ Ich versuch' es, ihm nachzueilen und kann nicht von der
Stelle. In diesem schmerzhaftesten Gefühl erwach' ich. Schlaf und
Ruhe waren entschwunden.

Um meine Frau nicht zu betrüben, verschwieg ich ihr diesen allzu
leicht zu deutenden Traum.

Indessen sitzen wir am Abend noch spät in einer wehmütigen Stim-
mung zusammen; wir sprechen von unserm franken Liebling. Mein
Herz war zu voll und zum ersten Mal spreche ich meine bange Besorg-
nis um sein Leben aus. Endlich erzähle ich auch, mit pochender Brust,
den in der letzten Nacht gehabt'n Traum. Aber noch habe ich die Er-
zählung kaum geendet, so tut meine Frau einen Schrei und ruft unter
heißen Tränen: „Mein Gott, denselben Traum hab' ich ja auch in der
letzten Nacht gehabt!“ Sie ruft sogleich das Dienstmädchen herbei und
läßt es ihren Traum erzählen, den sie ihm gleich am Morgen mitgeteilt,
ihm aber auch verboten hatte, ihn mir zu erzählen. Ich fühlte mich
tief ergriffen, aber auch das Mädchen wußte sich kaum zu fassen, als es
nachher den meinigen erfuhr. Nur das Ende des Traumes war bei
meiner Frau etwas anders als bei mir: Sie war mit dem Mädchen
dem Knaben nachgeeilt, hatte in dem Palast viele Menschen angetrof-
fen, unter Tränen mehrere Säle vergeblich nach unserm Liebling
durchsucht und dann verzweifelt ausgerufen: „O Gott, was wird mein
Mann sagen, daß wir unsern Karl verloren haben!“ Worauf sie er-
wacht war.

Drei Tage nach diesem merkwürdigen Doppeltraum entschlief unser
Sohn. Auch hier war „ein Bund des Traumes mit dem Wachen“
aber — wir hatten die traurige Wirklichkeit nicht nach- sondern vor-
geträumt.

Der Major von Oppen. Aus Ernst Moritz Arndts Schriften
für und an seine lieben Deutschen:

Herr Elias Mumm und sein Sohn erzählen eine Geschichte. (Elias
Mumm, ein angesehenener Bürger und Kaufherr in Köln, ein frommer,

gescheidter, vor drei Jahren [1841] im hohen Alter verstorbener Mann.) Wir saßen im Winter des Jahres 1814 in Höchst bei Frankfurt des Abends in einem Nachbarhause an fröhlicher Tafel beisammen, wohl fünfundzwanzig, dreißig Personen. Da springt mit einem Male die älteste Tochter des Hauses, ein sehr hübsches Mädchen, auf und ruft: „Hören Sie! Hören Sie! Was spielt da unten auf der Zither?“ Ihre Schwester stimmt ein und spricht: „Ja, wahrhaftig, es ist Musik. Gewiß der Major von Oppen, der wird als Kurier aus Frankreich gekommen sein und will uns hier einen Spaß machen.“ Und die beiden Mädchen laufen geschwind die Treppe hinunter und fragen und schauen unten und durchstöbern die Stuben und Kammern, worin Oppen als Einquartierung viele Wochen bei ihnen gewohnt hat. Die Mädchen finden aber nichts und kommen etwas verstört wieder zu der Gesellschaft, welche in gewöhnlicher Ordnung schwagt und ißt und trinkt. Da macht es eine Pause von einer halben Stunde, dann aber beginnt es von Neuem zu klingen, aber nicht allein in die Ohren der beiden Mädchen, sondern die ganze Gesellschaft hört es. Die beiden Mädchen rauschen nun außer sich wieder hinunter, indem sie rufen: „Gewiß, es ist der Oppen, und der Schelm hat sich nur irgendwo versteckt. Und es vergehen wohl fünf Minuten, da kommen die Mädchen ganz blaß und verstört zurück. Sie bleiben sehr still, und unten bleibt es nun auch still, und nichts wird mehr gehört. Und still und etwas verstört geht bald die ganze Gesellschaft auseinander. Die Mädchen aber und unser Elias haben sich Tag und Stunde wohl gemerkt, und es hat sich aus der Vergleichung mit den Zeitungen und mit den Aussagen der Freunde von Oppens ergeben, daß er an jenem Abend bei einem Gefecht in Frankreich gefallen war. Dieser Major von Oppen war Adjutant bei Blüchers Heer; als ein edler, für sein Vaterland brennender Jüngling hatte er in Spanien mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht, hatte spanische Lieder und Zitherspiel nach Deutschland mitgebracht und jene Mädchen, in deren Herzen er wohl einige liebenswürdige Erinnerungen hineingesungen hatte, oft mit seinem Spiel ergötzt.

Blücher. Der General Friedrich von Eisenhart erzählt in seinen Denkwürdigkeiten aus Treptow in Hinterpommern, wo der General von Blücher 1807/09 ungeduldig dem Rufe zur Befreiung des Vaterlandes entgegharrte:

Ferner versicherte er [Blücher] mir, daß ihm ein Offizier, der längst tot war, erschienen sei und ihm mit dem Finger gedroht habe. Auch war ihm sein jüngstes Kind, das einzige aus zweiter Ehe, das erst vor ein paar Monaten gestorben war, erschienen und hatte, wie er versicherte, die Händchen nach ihm ausgestreckt . . .

Blüchers Brief vom 16. April 1815 aus Coblenz an seine Frau: Da bin ich nun den Rhein passiert, sitze an seinem Ufer, blicke zurück in die Vergangenheit und denke in die Zukunft; recht was Tröstliches will mich nicht einleuchten. Mein unglücklicher Franz steht mich beständig vor Augen, und ich habe den 13. des Nachts eine Erscheinung gehabt, die niemand als ich und Wilhelm [sein Jäger] gesehen, da Brünneck und Rostiz schliefen. Von diesem Augenblick kann ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß Franz tot ist; gib mich ja gleich Nachricht . . . [Der Oberst Franz von Blücher war am Kopfe verwundet worden und wurde infolge davon gemütskrank. Er überlebte den Vater um ein Jahrzehnt.]

Eine ahnungsvolle Wagenfahrt mit Goethe. Der Kölner Kunstfreund Sulpiz Boisserée, seit 1810 mit seiner berühmten Bilder Sammlung in Heidelberg ansässig, erzählt von einer am 5. Oktober 1815 mit Goethe unternommenen Wagenfahrt von Karlsruhe nach Heidelberg: [Goethe hatte in Karlsruhe seinen Straßburger Jugendfreund, den Augenarzt, Volkswirtschaftler und Erforscher des Überfinnlichen Jung-Stilling nicht ohne Enttäuschung wiedergesehen.] Jungs lassen noch zum Abend einladen, als wir eben fort wollen. Wir freuen uns, im Wagen zu sein, und rekapitulieren, rühmen die Muschelsammlung und die ganz neue Anschauung, und lachen zuweilen auch. Dann wachen bei Goethe alte Erinnerungen auf: gerade vor vierzig Jahren ließ ihn der Herzog [Karl August von Weimar] von Heidelberg durch eine Staffette nach Frankfurt holen. Wenn er jetzt gerade vom Minister Stein zurück in Frankfurt wäre, und es ihm einfiele, wäre er imstande, es zu wiederholen, da er ohnehin verlangt, Goethe solle nach Frankfurt kommen. Vor Tisch schon rühmte Goethe, daß er wohlgetan, nach Köln zu gehen [Goethe hatte seine Kur in Wiesbaden durch eine Fahrt mit dem Reichsfreiherrn vom Stein nach Köln unterbrochen], sich von dem Herzog influenzieren zu lassen. Er lasse sich ohnehin leicht bestimmen und vom Herzog gern, denn der bestimme ihn immer zu etwas Gutem und Glücklichem; aber einige

Personen seien, die einen ganz unheilbringenden Einfluß auf ihn hätten. Lange habe er es nicht gemerkt: immer wenn sie ihm erschienen, sei ihm, auch ganz unabhängig von ihnen, irgend etwas Trauriges oder Unglückliches begegnet. Alle entschiedenen Naturen seien ihm glückbringend, so auch Napoleon. Ich drang näher in ihn, ob dergleichen Unglücksboten etwa in der Nähe wären? Nein, sagte er, aber wenn es einmal der Fall sein würde, versprach er, mir's zu sagen. . . „Ich spreche vom Aberglauben, wie man sich bei aller Anerkennung des Geheimnisvollen im Leben davor zu hüten habe.“ Und er war einig, daß man nur so viel darauf geben müsse, um Ehrfurcht vor der uns umgebenden geheimnisvollen Macht in allem zu haben und zu behalten, welche eine Hauptgrundlage wahrer Weisheit sei. Unterwegs kamen wir dann auf „Die Wahlverwandtschaften“ zu sprechen. Er legte Gewicht darauf, wie rauh und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. — Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältnis zu Ottilie [ihr Urbild Minna Herzlieb], wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft andeutungsvoll in seinen Reden. — Dazwischen sagte er dann wohl einen heitern Vers. So kamen wir müde, gereizt, halb andeutungsvoll, halb schläfrig, im schönsten Sternenlicht, bei scharfer Kälte nach Heidelberg.

Bos. Am 20. Mai 1816 schrieb der einundvierzigjährige Generalhospitaldirektor Dr. Ludwig von Bos zu Berlin (dem während der Befreiungskriege das Militär-Lazarettwesen der Alliierten unterstellt gewesen war) an den sechsundzwanzigjährigen preussischen Legationssekretär Wilhelm Dorow zu Kopenhagen (der während der Befreiungskriege bei der Centralhospitalverwaltung zu Frankfurt am Main angestellt gewesen war und später als Altertumsforscher sich große Verdienste erwarb):

. . . Und ich muß nun noch den Zustand meiner Natur erleben, daß, wie ich im Gemüt den Reflex alles Jammers in überschwenglichem Maße jahrelang empfand, nun endlich auch mein ganzer Mensch in den Zustand meines Gemüts auf eine Art mit hineingezogen ist, wovon bisher wohl kein Beispiel existierte. Nämlich es hat sich die wunderbare, unglückselige Fähigkeit in meinem Innern entwickelt, im ruhigsten Zustande alle Leiden und Schwächen der Menschen zu erkennen und selbst die geringste Faser, die im Gehirn eines andern

beim Denken in Thätigkeit gesetzt wird. Auf der Straße muß ich den Leuten, besonders kränklichen, weit aus dem Wege gehen; ich erkenne beim ersten Eintritt in eine Stube sogleich, was jedem fehlt, und muß daher die Eindrücke anderer Menschen fliehen, wenn solche nicht zu meiner Natur in harmonischem Verhältnis stehen, um nicht darin geradezu, wie im Mitgefühl und Erkennen der fremden Gebrechen und Schwächen, unterzugehen. Da stehe ich nun mit meinem überfeinerten und in Ahndung und Sehnsucht zu empfänglich für das platte Leben herausgegangenen Nervensystem, als wäre ich ganz Auge geworden, und weiß nicht, welcher Grad noch höherer Steigerung hierbei errungen werden kann. Mein Zustand geht weit über die gewöhnlichen Grenzen der Erscheinungen der menschlichen Natur; in dem Augenblick, da ich imstande wäre, einen starken Mann auf meine Schultern zu legen, empfinde ich, welche Gefühle z. B. mein Kind hat, das in der Nebenstube an Nöteln krank danieder liegt, obwohl die Thüre verschlossen ist und die Wand die gerade Linie zu demselben durchbricht. Ein anderer kann mir seinen Zustand unmöglich so genau beschreiben als ich ihn kenne, und das im Augenblick. Ein anderer kennt bloß seinen Schmerz und seine unangenehmen Empfindungen, doch aber die Schwächen und feineren Seitenwirkungen nicht, weil Schwäche bloß in höchster Ermattung mit Empfindung verknüpft ist. Alles das aber erkenne ich klar, und die Schwäche in irgendeinem Organ eines andern Körpers kommt mir klar zum anschaulichen Erkennen. So erscheint mir dann die ganze Menschheit als ein ungeheures Lazaret. Glauben Sie mir, dieser Zustand ist höchst interessant, und ich mag ihn nicht wegdenken, weil er mir eine gewaltige Fackel über die Welt aufgestellt hat, aber es ist auch entsetzlich, daß er als letztes Resultat meiner gänzlichen Hingebung für das Leiden meiner Mitbrüder erscheint und ich dabei als ein in wundersamen Erscheinungen übergehendes Opfer. Das schmerzt oft tief in der Seele. [Aus Wilhelm Dorow, Erlebtes aus den Jahren 1790 bis 1827. Leipzig 1845.]

Zschokke. Der deutsche Dichter und schweizerische Meisterbürger Heinrich Zschokke, geboren 1771 zu Magdeburg, gestorben 1848 zu Aarau, als rationalistischer Theologe besonders durch sein weitverbreitetes Erbauungsbuch „Stunden der Andacht“ bekannt geworden, erzählt in seinen unter dem Titel „Selbstschau“ 1842 veröffentlichten Denkwürdigkeiten:

Bei der ersten Begegnung mit einem mir völlig Fremden ist es mir, wenn ich seiner Unterhaltung schweigend lauschte, öfters widerfahren, daß ein Bild seines vergangenen Lebens bis zum gegenwärtigen Augenblicke mit vielen einzelnen, der einen oder andern besondern Begebenheit desselben angehörenden Umständen, einem Traume gleich, aber deutlich zusammenhängend und ungesucht, einige Minuten dauernd, an mir vorüberzog. Während dieser Zeit bin ich in die Darstellung von des Fremden Leben gewöhnlich so versunken, daß ich zuletzt sowohl sein Gesicht nicht mehr deutlich wahrnehme, obgleich ich es, wenn auch vergeblich, anblicke, als auch seine Stimme nicht mehr deutlich vernehme, die ich doch Anfangs als einen Kommentar zu dem Texte seiner Physiognomie benutzte. Lange Zeit war ich geneigt, diese verschwimmenden Visionen als ein Spiel meiner Phantasie zu betrachten; um so mehr als mein Traumgesicht mir die Kleidung und die Bewegungen des Handelnden, das Aussehen der Zimmer, die Ausstattung und andere Nebendinge des Schauplatzes vorführte; bis ich bei einer Gelegenheit, in einer Anwendung von scherzhafter Laune, meiner Familie die geheime Geschichte einer Nähterin erzählte, welche soeben das Zimmer verlassen hatte. Ich hatte diese Person vorher niemals gesehen; dennoch waren die Zuhörer überrascht, sie lachten und wollten es sich nicht ausreden lassen, daß ich schon vorher das frühere Leben des Frauenzimmers gekannt habe, da das, was ich erzählt, vollkommen wahr sei. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich fand, daß mein Traumgesicht mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Nun gab ich mehr Achtung auf diesen Gegenstand, und, so oft es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich Denen, deren Leben in dieser Weise an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumgesichte, damit sie dieselbigen Lügen strafen oder bestätigen möchten. Bei jeder Gelegenheit erfolgte die Bestätigung, nicht ohne Staunen von Seiten Derer, die sie gaben. Am allerwenigsten konnte ich selbst diesen Spielen meiner Phantasie Glauben schenken. Jedesmal, wenn ich irgend Jemand ein auf ihn Bezug habendes Traumgesicht beschrieb, erwartete ich zuversichtlich die Antwort, daß es falsch sei. Immer ergriff mich ein geheimer Schauer, wenn der Zuhörer erwiderte: „es war Alles ganz so, wie Sie sagen“ . . .

Eines schönen Tages kam ich nach der Stadt Waldshut, von zwei jungen Forstleuten begleitet, welche noch jetzt am Leben sind. Wir

kehrten im Gasthof „Zum Rebstock“ ein und genossen unsere Abendmahlzeit an der Wirtstafel in zahlreicher Gesellschaft, welche sich zufällig über die Sonderbarkeiten und die Einfalt der Schweizer, über den Glauben an Mesmerismus, Lavaters System der Physiognomik u. dgl. lustig machte. Einer meiner Gefährten, dessen Nationalstolz durch diese Scherze verletzt war, bat mich, etwas zu erwidern, namentlich gegen einen gegenüberstehenden jungen Mann von anmaßendem Außern, welcher sich vor Allen durch seinen zügellosen Spott hervortat. Zufällig waren die Ereignisse aus dem Leben dieses Individuums soeben vor meinem Geiste vorübergegangen. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er mir wahrhaft und aufrichtig antworten wolle, wenn ich ihm die geheimsten Stellen aus seiner Lebensgeschichte erzählte, wenn er mir auch ebensowenig bekannt wäre, als ich ihm? Das würde doch, setzte ich hinzu, noch etwas über Lavaters physiognomisches Talent hinausgehen. Er versprach, es offen zu gestehen, wenn ich die Wahrheit sagte. Nun erzählte ich die Ereignisse, welche mir mein Traumgesicht vorgeführt hatte, und die Tischgesellschaft erfuhr so die Lebensereignisse des jungen Mannes, die Geschichte seiner Schuljahre, seiner kleinen Sünden, und endlich eine kleine Spitzbüberei, welche er an der eisernen Geldkassette seines Lehrherrn begangen hatte. Ich beschrieb das unbewohnte Zimmer mit seinen weißen Wänden, in welchem rechts von der braun angestrichenen Thür der kleine schwarze Geldkasten auf dem Tische gestanden habe usw. Während dieser Erzählung herrschte in der ganzen Gesellschaft ein totenähnliches Schweigen, welches nur zuweilen unterbrochen wurde, wenn ich fragte, ob ich die Wahrheit rede. Der junge Mann, aufs Höchste betroffen, gab die Richtigkeit eines jeden von mir angeführten Umstandes zu, sogar, was ich keineswegs erwarten konnte, des zuletzt erwähnten. Von seiner Offenheit bewegt, reicht' ich ihm meine Hand über den Tisch hinüber und schloß meine Erzählung. Er fragte mich nach meinem Namen: ich nannte mich ihm. Wir blieben in diesem Gespräch noch bis spät in die Nacht sitzen...

Kein Wort mehr über diese wunderbare Sehergabe, welche mir, wie ich fest versichern kann, in keinem einzigen Falle von Nutzen war und sich nur gelegentlich, ganz unabhängig von meinem Willen zeigte, und oft Personen betraf, an welchen ich nicht das geringste Interesse nahm. Ich bin auch nicht der Einzige, der diese Gabe besitzt. Einst traf ich auf

einer Reise, welche ich mit zweien meiner Söhne machte, einen alten Tiroler, welcher mit Apfelsinen und Zitronen handelte, in der Schenke von Unterhauenstein in einem der Jurapässe. Er ließ seine Augen eine Zeitlang auf mir ruhen, knüpfte dann eine Unterhaltung mit uns an, sagte, daß er mich kenne, wengleich er mir nicht bekannt sei, und fing zum nicht geringen Vergnügen der anwesenden Bauern und zum großen Erstaunen meiner Kinder, die es höchlich interessierte, zu erfahren, daß ein Anderer dieselbe Gabe besaß wie ihr Vater, an, über mich und mein Leben zu plaudern. Wie der alte Zitronenhändler zu seiner Kenntnis gekommen war, konnte er mir so wenig als ich selbst erklären, doch schien er auf seine geheimnisvolle Weisheit großen Wert zu legen.

Katharina Beutler. Heinrich Schöffe schreibt in seiner „Selbstschau“:

Mein Suchen nach Salz- und Steinkohlenlagern brachte mich in Bekanntschaft mit einer jungen, etwa zwanzigjährigen Rhabdomantin, Katharina Beutler aus dem Thurgau. Der bekannte Geognost Dr. Ebel in Zürich hatte mir diese empfohlen. Personen mit der geheimnisvollen Naturgabe ausgestattet, unterirdische stehende oder fließende Wasser oder Metalle und andere Fossilien durch ein eigentümliches Empfinden in sich gewahren zu können, findet man beinahe in jedem Kanton der Schweiz. Ich habe mehrere gekannt und ihre wunderbare Eigenschaft auf die Probe gestellt. Zu ihnen gehörte auch der Abt des Klosters St. Urban (Kanton Luzern) Ambrosius Gluz, einer der wissenschaftlicheren Prälaten. Doch jenes Frauenzimmer übertraf in dieser Hinsicht alles, was mir je von Leistungen eines Pennat, Campetti und anderen Rhabdomanten bekannt geworden war. Die junge, vollkräftige, nichts weniger als nervenschwache Person, nachmals einem Herrn Rittmeister Hippenmeyer im Thurgau vermählt, konnte mir das Eigenartige ihrer Empfindungen bei verschiedenen Fossilien mit Worten, wie natürlich, nur mangelhaft andeuten. Gips bewirkte ihr z. B. krampfhaftes Zusammenziehen der Halsmuskeln, Steinkohle eine Wärme im Innern des Leibes, Schwefel ebenso aber andersartig, Salz Schweiß der Vorderarme und Salzgeschmack, Anhydrit Stechen auf der Zunge wie vom Pfeffer, Maun kaltes äzendes Wasser an den oberen Zähnen, Mergel Brennen im Magen, Wasser ein säulenartiges Aufsteigen wie vom Wasser im Leibe

und tropfenweises Wiederzurückfallen davon, Kupfer warmes bitteres Wasser im Munde, Eisen sehr kältendes Wasser an der Zunge, Arsenik unangenehmes starkes Schlagen im Kopf, Silber starkes Klemmen in den Eingeweiden u. s. w. Ebel hatte mit ihr mancherlei elektrische Versuche veranstaltet; selbst einzelne Sterne wollte sie rhabdomantisch gewahren können, was mir von allem das Unglaublichste schien. Auf Gefahr hin, für getäuscht oder leichtgläubig gehalten zu werden, erzähl' ich folgendes: An einem dunklen, neblichten Abend kehrt' ich in ihrer Begleitung im Pfarrhaus Birmenstorf (Aargau) ein. Hier, fremd wie ich im Zimmer, draußen kein Stern sichtbar, verhüllt' ich ihre Augen fest, führte sie in mancherlei Richtung her und hin und verlangte von ihr, mir des Polarsterns Stelle zu zeigen, weil ich die keines andern kannte und ohne Beihilfe eines Kompasses mich nicht einmal würde haben orientieren können. Nach einigem Suchen mit ausgestrecktem Finger zeigte sie während eines Zuckens im Arm Gegend und Stelle des Sterns. (Den gleichen Versuch wiederholte sie in Marau bei mir in Gegenwart mehrerer Personen ebenso richtig.) — Auf mehreren kleinen Reisen führt' ich sie in Gesellschaft ihres Begleiters in ihr und ihm fremde Gegenden, deren Gebirgslager, unterirdische Salz- und Süßwasserkanäle, Grubenbaue u. s. w. ich genau kannte. Bei keinem der Versuche, die sie ohne Wünschelrute zu bewerkstelligen pflegte, ward sie durch ihre wundersame Empfindungsweise irreführt. Sorgfältige Beobachtungen zwangen mich, den hartnäckigsten Unglauben und Argwohn fahren zu lassen und zeigten mir eine fremde Seite der Natur, obschon bloß in rätselhafter Dämmerung. Ich würde zu weitläufig, wollt ich umständlich jedes Versuchs darüber erwähnen. Doch gedenk' ich dieser Erfahrung im allgemeinen, um wenigstens anzudeuten, wodurch ich veranlaßt ward, in der Art meines Welt- und Gottanschauens von Ansichten andrer zuweilen abzuweichen.

Ludwig Richter, geboren 1803, gestorben 1884, erzählt in seinen „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ aus seiner Kindheit: Da war z. B. in einem Dorfe ein Wunderdoktor, vulgo Hexenmeister oder Quacksalber gewesen, namens Niklas, welcher die Gabe des Fernsehens besaß und die Gedanken der Leute erraten konnte. Großvater wurde einst von seiner Gutsherrschaft zu ihm gesandt, um Rat wegen der Krankheit eines Kindes zu holen. Klausens Wohnort lag mehrere

Stunden entfernt. Eine halbe Stunde von dem Orte, an einem Kreuzwege, mußte Großvater seinen Schuh festbinden, der aufgegangen war. Dabei sah er nochmals seine schriftliche Instruktion an und die zwei Taler, welche er dem Doktor verabreichen sollte. „Auch schade um das Geld,“ dachte Großvater, „der wird doch nicht helfen.“ Wie er nun zu Klaus kommt, tritt dieser ihm entgegen, sieht ihn scharf an und sagt: „Was dachte Er denn von mir am Wilschdorfer Kreuzwege, wo Er sich die Schuhe band? Geb er seinen Zettel nur her, ich werde Ihm Kräuter mitgeben, und sage Er seiner Herrschaft, das Kind werde in vierzehn Tagen gesund im Hofe herumlaufen.“ — Ein andermal wird Großvater nach Dresden geschickt. Es ist spät in der Nacht, als er in die Langebrücker Heide kommt, wo es nicht geheuer sein sollte. Ermüdet von dem langen Wandern auf sandigen Waldwegen (damals war dort noch keine Chaussee) setzt er sich unter eine alte Eiche, die mitten auf dem breit ausgefahrenen Wege steht, und ruht aus. Es ist eine schwüle, dunkle Nacht. Nichts regt sich im Walde, alles ist still. So sitzt er eine Zeitlang und berechnet, daß er gegen Morgen in Dresden sein könne. Da erwacht er aus seinen Gedanken und glaubt aus weiter Ferne ein Getöse und dazwischen ein Rufen, Zohlen und Schreien zu hören, was sich schnell nähert. Er sieht um sich — ein Bellen, Klatschen, Hallo-schreien und Brausen wie Sturmwind zieht über den Wald, er sieht Gestalten, „wie Türken gekleidet, schreiend über den Weg rennen und im Walde verschwinden, dann verzieht sich der Sturm, und alles ist wieder still und einsam wie vorher. Das war der Wilde Jäger“. Großvater eilte weiter, und bei Anbruch des Tages gelangte er wieder nach Langebrück, wo er am Abend zuvor eingekehrt war. Der Wilde Jäger hatte ihm diesen Schabernack gespielt! Solches erzählte Großvater mit ruhiger Zuversicht, nicht ohne Lächeln über die jetzige kluge Welt, „die dergleichen Dinge nicht glaube, weil sie nichts davon erfahren habe“ . . .

. . . Der freundschaftliche Verkehr meiner Eltern mit dem alten Zingg [Kupferstecher, Ludwig Richters Pate] dauerte fort, und der Vater mochte die stille Hoffnung hegen, daß er als Liebling im Testamente des vermögenden, alleinstehenden Mannes wohl bedacht sein würde. Wenigstens glaubten es andere, und Andeutungen Zingg's ließen etwas derartiges vermuten. Zingg, der in hohem Alter stand, wurde schnell körperlich und geistig schwach. Ein ihm bisher völlig fremder,

älterer Mann, ein Beamter, suchte freundlich und zubringlich sein Vertrauen zu gewinnen und wurde nun fast täglich bei ihm gesehen. Die Leipziger Ostermesse hatte begonnen, und Zingg entschloß sich, dieselbe nochmals zu besuchen trotz des Abratens seiner Freunde und Bekannten. Jener Beamte benutzte die Schwäche Zinggs, ihn vor seiner Abreise zur Unterschrift eines Testaments zu nötigen, welches jener selbst aufgesetzt, und in welchem er sich zum Universalerben ernannt hatte. Unruhig über diese Unterschrift reiste der Alte ab. — Nach etwa acht Tagen ereignete sich nun folgender sonderbarer Vorfall: Ich erwachte eines Nachts aus meinem gesunden Schlafe durch ein nahe Getöse. Der Mond erhellte trotz der herabgelassenen Rouleaux genugsam die Kammer, in welcher ich mit meinem Vater schlief. Ich rieb mir die schlaftrunkenen Augen aus und war erstaunt, meinen Vater ebenfalls sitzend im Bette und gespannt horchend zu finden. „Hast du den Lärm auch gehört?“ fragte er mich. In demselben Augenblicke ging das Getöse von Neuem los. Wir horchten genau, es war ein heftiges Werfen, Poltern und dazwischen ein schmetterndes Krachen, das aus dem kleinen Kabinett erscholl, welches an das nebenanliegende Atelier stieß, und in dem sich eine schöne Sammlung von Gypsabgüssen und die Kupferstichsammlung des Vaters befand. Es war gar nicht zu bezweifeln, man hörte deutlich die größeren und kleineren Figuren herabstürzen und zerbrechen. Nachdem wir uns überzeugt, daß keine Täuschung obwalte, sprang Papa aus dem Bette, ergriff einen Säbel, eine Reliquie vom Schlachtfelde, welcher an der Wand hing, und marschierte so im Hemde, die Nachtmütze auf dem Kopfe, den Carras in der Hand, nach der Thür; ich aber wollte meinen Papa doch nicht allein in das schrecklich spukende Gypskabinett zur Ratten-, Diebes- oder Geister Schlacht ziehen lassen, oder ich fürchtete mich, allein zurückzubleiben; kurz, ich sprang mit einem kühnen Satz ebenfalls aus dem Bette, hielt mich an das Hemd des Vaters und bewaffnete mich mit einer Reißschiene. Wir öffneten vorsichtig die Ateliertür, und, da sich hier nichts zeigte, auch die Thür zum Gypskabinett. Wir glaubten in eine grauenvolle Zerstörung sehen zu müssen, aber nichts von alledem. Es war mauschenstill, wie es nach Mitternacht in einem stillen Hofe nur sein kann. Der Mond beschien mit Wohlgefallen den Leib der medicaischen Venus, deren Torso an die Wand gelehnt stand, ein lebensgroßer Amor streckte die Arme zum

Himmel, wie er es seit Jahren getan, der Antinous neben Fischers „Anatomie“ belächelte seinen geschundenen Nachbar wie früher, die Köpfe der Niobe und des Laokoon nebst diversen Armen, Beinen, Medaillons und Basreliefs, alles präsentierte sich in alter Ordnung und ohne irgendeine Verletzung unsern Blicken. Was nun? Wir sahen in den Hof hinaus, still und ruhig wie immer; von oben schien der Vollmond hinein, und das ganze Haus lag im tiefsten Schlafe. Zu kämpfen gab es daher nichts; ich legte die Reißschiene wieder ins Atelier, Papa hängt seinen Carras an die Wand, und wir zogen kopfschüttelnd über dies Abenteuer in unsere Betten zurück. Die nächste Nacht verging sehr ruhig. Aber am frühen Morgen, da wir noch im Bette lagen, kam Frau Harnapp mit der Mutter in unsere Schlafkammer und rief: „Ich muß Ihnen eine Nachricht bringen!“ „Ich weiß schon,“ unterbrach sie der Vater, „der alte Zingg ist gestorben!“ Und so war es. Eine Stafette war diesen Morgen von Leipzig gekommen mit der Nachricht, daß Zingg gestern Nacht nach kurzem Unwohlsein verschieden sei.

Wilhelm von Kugelgen, geboren 1802, gestorben 1867, erzählt in seinem Buche „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“: Ein Wunder... Somit hätte alles gut sein mögen, wenn die Mutter nicht erkrankt wäre. Was ihr fehlte, weiß ich nicht, nur daß sie arge Schmerzen ausstand, wochenlang zu Bett lag, und die Freunde zweifelhaft waren, ob es nicht Pflicht sei, den Vater [der in Berlin war] nach Dresden zurückzurufen. Der Arzt kam täglich dreimal, Marianne und die Schwarze Lante pflegten, und wir Kinder schlichen auf den Fußspitzen einher wie Diebe. — Nun traf es sich, daß eines Abends die ganze Hausgenossenschaft, Pflegerinnen, Schwestern und Dienstmädchen sich für den Augenblick sämtlich verlaufen hatten, und ich allein im Nebenzimmer bei der Kranken war. Draußen war finstere Nacht, und Sturm und Regen rasselten dermaßen mit den Fenstern, daß ich es für angemessen hielt, mich zum Trost der kranken Mutter bisweilen in der offenen Thür ihres Zimmers zu zeigen. Sie sollte sehen, daß sie nicht verlassen sei.

Da wurde die Klingel heftig angezogen. Ich öffnete, und vor mir stand in Hut und Mantel mein lieber Professor Müller, derselbe, der mir einmal die Kreidezeichnung geschenkt hatte. Er war aber unheimlich verändert, sah widerwärtig aus und fragte mich barsch nach meiner

Mutter. Daß sie krank sei, niemand sehen möge und weder sprechen könne noch dürfe, ließ er nicht gelten. Er wisse alles, sagte er, schob meine Benignität beiseite und drang vorwärts. Der Arzt habe jeden Besuch verboten, rief ich; aber der Schauerliche war unaufhaltsam. Den Hut auf dem Kopfe, wie ein Quäker, erschien er plötzlich vor der Kranken, an deren Bett er in seinem Regenmantel ohne weitere Förmlichkeiten Platz nahm. — Da saß das Nachtgespenst so gerade wie ein Ladestock und sah mich sträflich an. „Geh hinaus,“ sagte er, „ich habe mit deiner Mutter allein zu reden.“ Ich zögerte, aber die Kranke winkte mich mit der Hand fort. So ging ich denn, und da ich die beiden ruhig miteinander sprechen hörte, setzte ich mich wieder an meine Arbeit.

Ob der Herr Professor nicht den Hut abnehmen wolle, da es so warm im Zimmer sei, hatte meine Mutter gefragt, der aber erwidert: der Hut werde fortan nur noch vor der Himmelskönigin gezogen. Diese habe ihn großer Offenbarungen gewürdigt. Sie sei ihm in der letztvergangenen Nacht erschienen und habe ihm ein Gebot gegeben. Demgemäß werde er mit zwölf reinen Jungfrauen in weißen Kleidern und mit Kränzen in den Haaren vor Sr. Majestät dem Könige erscheinen, um von Höchstdemselben die Konzessionierung einer eigens für Kupferstecher zu errichtenden Akademie zu verlangen. Die nötigen Gelder seien sofort von Freunden der guten Sache zu entnehmen, von uns zweitausend Taler — und darum sei er hier.

Meine Mutter war in übler Lage. Vor Wahnsinnigen hatte sie die größte Furcht, und auf den ersten Blick erkannt, wie krank Müller sei. Wie sollte sie sich schützen, wenn er rasend wurde? Konnte die Himmelskönigin ihm nicht gebieten, sie oder mich zu opfern, das Haus in Brand zu stecken, und jedes erdenkliche Unheil anzurichten? Ihn nicht zu reizen, hatte sie mich weggewiesen, und zeigte bewundernswerte Fassung. — Wegen des Geldes, sagte sie, solle schleunigst an ihren Mann geschrieben werden; aber — fügte sie unvorsichtigerweise hinzu — woher er, Müller, es denn wisse, daß jene Maria kein Traumbild gewesen? — Da richtete der sich hoch auf und seine Gestalt schien bei dem matten Schein der Kerze riesengroß zu werden. „Woher ich's weiß?“ sagte er. „Daher weiß ich's, weil die Jungfrau mich mit allen Kräften ausgerüstet hat, die nicht von Träumen kommen.“ — „Das ist etwas anderes!“ erwiderte die Mutter, die nicht im geringsten

zweifelte, daß diese Kräfte ausreichen würden, sie auf der Stelle zu erwürgen. — Jener fuhr in feierlichem Tone fort: „Sie sind sehr krank, Madame, und Ihr Arzt ist so gescheit als andere; dennoch wird er Ihnen in Ewigkeit nicht helfen. Ich aber tue es auf der Stelle!“ Die Mutter war in Angstschweiß gebadet, als Müller jetzt, seinen Filzhut abziehend, ihr die Hand aufs Haupt legte und unter häufiger Nennung des Namens Maria lateinische Sätze murmelte. Darauf setzte er seinen Hut wieder auf und sagte: „Nun stehen Sie auf und wandeln Sie, Sie sind gesund!“ — „Vollkommen!“ bestätigte die Mutter. — „So schreiben Sie Ihrem Manne, was Ihnen geschehen ist, und danken Sie es der Jungfrau.“ — Mit diesen Worten entfernte sich der Unheimliche ohne Gruß, wie er gekommen. Ich leuchtete ihm hinaus und eilte dann zu meiner Mutter zurück, die ich in Tränen fand. „Der arme Müller!“ sagte sie, „er hat den Verstand verloren.“

Inzwischen war so viel richtig, daß die Mutter in der That gesund war. Der Schreck, die Angst und die Spannung aller Seelenkräfte hätten ihr verderblich werden können, hatten sie aber in diesem Fall wahrscheinlich genesen lassen. Sie stand wirklich auf und wandelte, die rückkehrenden Hausgenossen fast erschreckend . . .

Marianne . . . Unter den Krankenlagern Mariannens bot eines sehr merkwürdige Momente dar. Ohne daß im entferntesten an magnetische Behandlung gedacht war — eine Kurart, die meiner Mutter wie auch unserm Arzt ein Greuel war — verfiel die Kranke bisweilen ganz von selbst in einen Zustand, der alle Symptome des magnetischen Schlafes zeigte. Dann erging sie sich als Improvisatrice in dichterischen Ergüssen, eine Gabe, die ihrer nüchternen Natur sonst fremd war, oder sie nahm weit entfernte Dinge und Ereignisse wahr, als wären sie im Zimmer. Freunde, die sie besuchten, sah sie von weitem kommen, markierte alle Stationen, die sie passierten, den Altmarkt, die Brücke, die Allee. Jetzt trete der Kommende ins Haus, sagte sie, jetzt sei er auf der Treppe, nun vor der Thür und schneuze sich, — und siehe da! — da zog die Klingel an.

Der interessanteste Fall mochte der folgende sein. Marianne erblickte ein jenseits der Elbe wohnendes Ehepaar in anscheinend großer Trauer. Die Frau hatte das Gesicht ins Sofakissen gedrückt, während ihr Mann mit einem offenen Briefe bei ihr stand. Das Zimmer aber, in welchem sich beide befanden, schien der Kranken unbekannt, Da sie sich nun

mit der Frage quälte, was dort vorgefallen, so eilte mein Vater nach der Altstadt, um jene Personen aufzusuchen. Es waren dies ein Konsistorialrat Nauwerk und seine Frau, eine Tochter des bekannten Leipziger Professors Plattner. Beide fand mein Vater in Tränen, da sie soeben die Nachricht von Plattners Tode erhalten hatten. Das Zimmer aber war neutapeziert und die Möbel umgestellt.

Wohl weiß ich, daß man dergleichen Geschichten gern ins Fabelbuch verweist; auch kann ich nicht als Augenzeuge reden, da ich damals nicht in Dresden war; dennoch aber glaube ich auf die Autorität des Arztes und meiner Eltern hin die obige Begebenheit hier als wohlverbürgte Wahrheit geben zu dürfen.

Marianne genas auf den Gebrauch von Mitteln hin, die sie sich in ihrem hellsehenden Zustande selbst verordnete . . .

Ich werde clairvoyant . . . Der Durchhau, in welchem ich bis dahin fortgetrochen, nahm zwar sein Ende, aber nicht der Wald. Ich war in einen Sack geraten, ohne Spur von Ausweg. Nach solchem suchend schleppte ich mich vergebens am Dickicht hin — doch überall die gleichen Stämme, das gleiche Haidekraut, die gleiche Finsternis. Was sollte nun werden? Wäre ich bei Kräften gewesen, so hätte ich mich vielleicht nach dem letztverlassenen Dorfe zurückgefunden. Aber seit vierundzwanzig Stunden fast ununterbrochen auf den Füßen, ohne Schlaf und ordentliche Nahrung, war ich wie ein verlöschendes Licht. Es war mir unmöglich, mich länger aufrecht zu halten, und ich beschloß daher, oder glaubte vielmehr mich darein ergeben zu müssen, die Nacht da zuzubringen, wo ich mich befand . . . Mein Gepäck abstreifend, kroch ich unter die weitausgestreckten Fächer einer alten Fichte, zog den Ranzen unter den Kopf und nichts fürchtend, nichts hoffend und nichts denkend, doch im Genusse einer wohlthuenden Ruhe, lag ich wie ein Loter da. Auch möchte ein solcher aus mir geworden sein, denn ich war heiß vom Gehen, leicht gekleidet und ohne Mantel — aber jetzt trug sich etwas so Außerordentliches zu, daß ich noch heute eine genügende Erklärung nicht zu finden weiß.

Einer totenähnlichen Ruhe hingegeben, wie man sie etwa nach eingetretener Dymnast empfindet, mochte ich etwa zehn Minuten lang dagelegen haben, als eine eigentümliche Veränderung mit mir vorging. Obgleich ich nicht geschlafen, hatte ich dennoch die süße Empfindung allmählichen Erwachens, und es war, als würde mir ein Schleier

abgezogen, der mir bis dahin längst Bekanntes verborgen hatte. Die nächtlichen, mich zunächst umgebenden Gegenstände erschienen mir plötzlich so heimisch, wie sie es den Kreuzschnäbeln und Finken sein mochten, die hier genistet hatten. Ich war kein Fremder mehr in dieser Wildnis; ich kannte alles, die alten Wurzeln an meiner Seite, ja ganz speziell die einzelnen Grashalme und Steine, zwischen denen ich lagerte. Und weiterhin der dunkle Wacholder und jener tot herabhängende Ast voll Moos und Flechten — ich wußte, daß das alles da sein mußte . . . Natürlich wußte ich jetzt auch, wohin ich mich zu wenden hatte, um nach Hummelschayn zu kommen, und fühlte Kraft und Mut, es noch heute zu erreichen.

Erquickt und neubelebt erhob ich mich wie nach einem guten Schlafe, griff nach dem Ranzen und setzte mich wieder in Bewegung. Weg und Steg waren freilich jetzt ebensowenig vorhanden als früher, auch sah ich mich gar nicht danach um. Quer gings durchs Holz von einem bekannten Ding zum andern, und immer wußte ich, daß ich recht ging. Die wunden Füße nicht beachtend, durchschritt ich den finstern, weglosen Wald mit solcher Sicherheit, als wären es die wohlbekanntenen Räume der väterlichen Wohnung gewesen. Wie lange ich so gewandert, weiß ich nicht, aber endlich brach der Wald ab, ich trat ins Freie, und ohne die geringste Überraschung sah ich die nächtlichen Umrisse des langersehnten Schlosses vor mir. Aber nicht, wie ich gesollt hätte, von der Altenburger Seite, sondern von der entgegengesetzten, auf dem Wege, der von Kahla kommt, gelangte ich in den Schloßhof . . .

Ernst Rietschel, geboren 1804 zu Pulsnik in der Lausitz, gestorben 1861 zu Dresden, der große Schöpfer der Pietà in der Friedenskirche zu Potsdam, des Lessingdenkmals zu Braunschweig, des Doppelstandbildes von Goethe und Schiller zu Weimar und der Gestalten Luthers und Wicliffes vom Wormser Reformationsdenkmal, erzählt in seinen „Jugenderinnerungen“:

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört die Erscheinung eines alten Habernsammlers. Derselbe war ein ungewöhnlich großer, sehr ernster, achtzigjähriger Greis mit einem Leinwandkittel und einem dreieckigen Hute. Er flößte mir großen Respekt ein und wurde von meinem Vater mit vieler Achtung behandelt. Er war in astronomischen Gegenständen sehr erfahren, erklärte uns häufig den Lauf der Gestirne und hatte viele Kenntnisse in der Geometrie. Was aber meine

scheue Ehrfurcht vor diesem Manne vermehrte, war eine Erzählung meines Vaters, wonach der Alte in einem Dorfe einem Kinde begegnet sein sollte, welchem er, nachdem er ihm in die Hand gesehen, einen baldigen Tod prophezeit habe; und wirklich sei dieses Kind drei Stunden später ertrunken. Dieser Hadernsammler hatte oft Kindern die Nativität gestellt, ich entsinne mich, daß er auch aus meiner Hand Glück weisagte.

Bernhardi. Der fünfzigjährige, vollkommen gesunde Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums zu Berlin, August Ferdinand Bernhardi, erzählte Ende Mai 1820 seinem früheren Schüler, dem angehenden Philosophen F. H. Fichte (dem einzigen Sohne des durch seine „Reden an die Deutsche Nation“ in weiten Kreisen bekannt gewordenen Philosophen F. G. Fichte), er habe letzte Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt: Es seien Blätter auf ihn herabgeflattert, er habe eines ergriffen und darauf seinen Namen gelesen und darunter: „Gestorben am 2. Juni 1820.“ — Weder Bernhardi noch Fichte machten von diesem Traum viel Aufhebens, als aber Fichte am 3. Juni seinen ehemaligen Lehrer besuchen wollte, erfuhr er, daß Bernhardi am Tage vorher gestorben war.

Wolfgang Menzel. Der hauptsächlich durch seine Anfeindung Goethes bekannt gewordene Literaturhistoriker und zuerst liberale, dann konservative Politiker Wolfgang Menzel, 1798 in Baldensburg in Schlesien geboren, 1873 in Stuttgart gestorben, erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten“:

Die Besuche, welche wir häufig in der Nachbarschaft machten [es war in Schlesien, in der Zeit nach den Befreiungskriegen], ließen uns bemerken, daß an einer gewissen Stelle des Weges, wo derselbe gerade aus dem Bergwalde in ein Wiesental einlenkte, niemals bei Tage, aber jedesmal bei Nacht, die Pferde scheu wurden. An einem alten Stein dort am Wege knüpfte sich die Erinnerung eines Mordes, und das Volk glaubte, die Pferde scheuten vor dem Geiste des Ermordeten. Wir mußten in der That bei Nacht an dieser Stelle jedesmal aus dem Wagen steigen und die Pferde am Zaum langsam vorüberführen. Ganz die nämliche Erfahrung machte ich zwanzig Jahre später im Schwarzwald. Ich wurde in Balingen zum Abgeordneten in die württembergische Ständeversammlung gewählt. Indem ich mit vielen Wagen von dem Bergstädtchen Ebingen, wo ich eine Volksversamm-

4 Das große Geheimnis

lung gehalten hatte, des Nachts nach Balingen zurückfuhr, mußte ich unterwegs an einer unheimlichen Stelle aussteigen, wo alle Pferde bei Nacht scheuten. Und auch hier glaubte man, die Tiere würden durch das Gespenst eines Ermordeten geschreckt.

Wanna Katharina Emmerich, die stigmatisierte Nonne von Dülmen im westfälischen Münsterlande, war 1774 als Bauerntochter in der Nähe von Coesfeld geboren worden. 1802 war sie in das Augustinerinnenkloster Agnetenburg bei Dülmen eingetreten und nach dessen Aufhebung 1811 in das Städtchen Dülmen übergesiedelt, wo sie 1824 gestorben ist. Ihr Körper wies in den letzten zwölf Jahren ihres Lebens die Wundenmale Christi auf, die an jedem Freitag bluteten. Von nah und fern stellten sich zahlreiche Besucher bei ihr ein, und ihr Fall hat eine ganze Literatur hervorgerufen, die noch in unserer Zeit zuweilen vermehrt wird. Der Dichter Clemens Brentano (1778 bis 1842) lebte ihretwegen eine kleine Reihe von Jahren in Dülmen und hat viel über sie geschrieben. Auch die fromme Dichterin Luise Hensel (1798—1876), die, eines märkischen Pfarrers Tochter, in ihrer Jugend das schöne Abendslied „Müde bin ich, geh' zu Ruh“ gedichtet hatte und, zum katholischen Glauben übergetreten, das unruhige Herz Clemens Brentanos für Christus und die katholische Kirche gewann, ohne ihm das eigene, so wie er begehrte, geben zu können, hat die stigmatisierte Nonne besucht.

Clemens Brentano erzählt: Indem wir in dem Umriss ihres Lebens viele Gnaden, Arbeiten und Erlebnisse übergehen, müssen wir erwähnen, daß sie in ihrem vierundzwanzigsten Jahre einer Gnade teilhaftig ward, welche der Herr mehreren mitleidigen Verehrern seines bitteren Leidens auf ihrer irdischen Laufbahn verliehen hat, nämlich das sinnliche, körperliche und sichtbare Mitleiden der Schmerzen seines heiligen Hauptes in der Dornenkrönung. Wir führen hier ihre Worte an: „Etwa vier Jahre ehe ich ins Kloster ging, welches am 18. Dezember 1802 geschah, also etwa 1798, war ich einmal um Mittagzeit in der Jesuitenkirche zu Coesfeld und kniete auf der Orgelbühne vor einem Kreuzifix in lebhaftem Gebet. Ich war ganz in Betrachtung versunken, da wurde mir so sachte und so heiß, und ich sah von dem Altare der Kirche her, aus dem Tabernakel, wo das heilige Sakrament stand, meinen himmlischen Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings vor mich hintreten. Seine Linke hielt einen

Blumenkranz, seine Rechte eine Dornenkrone. Beides bot er mir zur Wahl dar. Ich griff nach der Dornenkrone, er setzte sie mir auf, und ich drückte sie mir mit beiden Händen auf den Kopf, worauf er verschwand und ich mit einem heftigen Schmerz rings um das Haupt wieder zur Besinnung kam. Ich mußte gleich darauf die Kirche verlassen, der Mesßdiener rasselte schon mit den Schlüsseln. Eine Freundin von mir, welche mit mir auf der Orgel gekniet, muß etwas von meinem Zustande gemerkt haben. Ich fragte sie zu Hause, ob sie keine Verwundung an meiner Stirne bemerke, und sprach ihr im Allgemeinen von meinem Traum und dem heftigen Schmerz seitdem. Sie bemerkte äußerlich nichts, wurde auch nicht weiter von meiner Mitteilung verwundert, denn sie kannte schon dergleichen Zustände an mir, ohne daß ihr jedoch ihre innere Bedeutung ganz klar gewesen wäre. Am folgenden Tag war mir der Kopf über den Augen und an den Schläfen bis zu den Wangen stark geschwollen, und ich hatte wieder furchtbare Schmerzen. Diese Schmerzen und die Geschwulstkehrten oft wieder und währten oft ganze Nächte und Tage. Das Bluten um den Kopf merkte ich nicht eher, als da mich meine Gefährtinnen mahnten, eine andere Kopfbinde anzulegen, die ich aufhabe, sei voller Rossflecken. Ich ließ sie bei ihren Gedanken und richtete meine Kopfbinde so ein, daß ich das Kopfbluten glücklich bis ins Kloster verbar, wo es auch nur eine Person entdeckt und redlich verschwiegen hat . . .“

[Brentano fährt fort:] „In den letzten Tagen des Jahres 1812 trat ihre Stigmatisation ein. Drei Tage vor Neujahr, am 29. Dezember 1812, ungefähr um drei Uhr nachmittags, lag sie sehr krank in ihrem Stübchen [das Kloster war 1811 aufgehoben worden, und die kranke Nonne hatte bei einer armen Witwe ein dürftiges Unterkommen gefunden] mit ausgebreiteten Armen in ekstatischer Erstarrung auf ihrem Bette. Sie betrachtete die Leiden des Herrn und flehte, von heftigem Mitleid bewegt, mit ihm zu leiden. Sie betete fünf Vaterunser zu Ehren der heiligen fünf Wunden, kam in eine große Innigkeit und fühlte einen heißen Durst nach den Schmerzen des Herrn. Ihr Angesicht war von glühender Röthe übergossen. Da sah sie ein Leuchten von oben zu sich herabkommen und in diesem die Lichtgestalt des gekreuzigten Herrn wie lebendig, seine Wunden leuchteten wie fünf helle Lichtkreise aus dem Bilde hervor. Ihr Herz fühlte sich von einem

gewaltigen Schmerz und von Freude bewegt; ihre Begierde, mitzuliden, ward bei dem Anblick der heiligen Wundmale so heftig, daß es ihr schien, als flehe ihr Mitleid aus ihren Händen, ihren Füßen und ihrer rechten Seite nach den Wundmalen der Erscheinung hin. Da schossen zuerst aus den Händen, dann aus den Füßen und endlich aus der Seitenwunde der Kreuzerscheinung, und zwar aus jeder einzelnen Wunde, dreifache blutrote Lichtstrahlen, die sich pfeilförmig endeten, nach ihren Händen und Füßen und ihrer rechten Seite. Die drei Strahlen, welche aus der Seite der Erscheinung kamen, erschienen weiter voneinander getrennt und breiter, und endeten lanzenförmig. Im Augenblicke der Berührung drangen Blutstropfen an den Malstellen hervor. Sie lag noch lange im bewußtlosen Zustande und wußte erwachend nicht, wer ihr die ausgespannten Arme wieder niederbeugt hatte. Sie sah mit Staunen das Blut in der Mitte ihrer Hände und empfand heftige Schmerzen an allen Malstellen. Das Töchterchen ihrer Hausfrau war, nach ihr zu sehen, in die Stube getreten, hatte das Blut an ihren Händen bemerkt und es der Mutter erzählt. Diese fragte besorgt, was ihr geschehen; sie bat um Stillschweigen. Sie fühlte nach der Stigmatisation eine Veränderung in ihrem Körper, es war als wendete sich ihr Blutumlauf und dringe mit heftigem Ziehen nach den Malstellen hin. Sie sagte selbst: „es ist dies unaussprechlich.“ Alle diese Erscheinungen an Anna Katharina Emmerich blieben bis zum 25. Februar 1813 in ihrer nächsten Umgebung verschwiegen, wurden dann durch Zufall einer ehemaligen Klostergenossin der Kranken bekannt und Ende März Stadtgespräch. Am 23. März unterwarf sie der Physikus des Ortes einer Untersuchung, ward gegen alle seine Erwartung von der Wahrheit überzeugt, nahm ein Protokoll über sie auf, ward und blieb ihr Arzt und Freund bis zu seinem Tode. Am 28. März sendete die geistliche Obrigkeit zu Münster eine Untersuchungskommission zu ihr. Die Kranke erwarb sich dabei das Wohlwollen ihrer Obrigkeit und die Freundschaft des gottseligen Dechant's Oberberg, der fortan jährlich auf mehrere Tage zu ihr reiste und ihr Gewissensrat und Tröster blieb. Die Achtung des Arztes bei dieser Untersuchung, Obermedizinalrates von Druffel, ward ihr nie wieder entzogen. Am 4. April 1813 kam der k. französische General-Polizei-Kommissär Garnier von Münster zu ihr, und belehrt, sie prophezeie nicht, noch rede sie von politischen Dingen, erklärte er sie außer

dem Bereiche der Polizei. Er sprach noch 1826 in Paris mit großer Achtung und Rührung von ihr. Am 22. Juli kam Dverberg mit Graf von Stolberg und dessen Familie von Münster zu ihr. Sie blieben bis 24. Juli. Stolberg bezeugt in einem mehrfach abgedruckten Briefe an die Gräfin S. die Wahrheit aller Erscheinungen an der Kranken und seine herzliche Verehrung für sie. Am 9. September 1813 kam Dverberg mit der Tochter der 1806 verstorbenen Fürstin Gallizin zu ihr; sie blieben bis zum 11. September und waren Augenzeugen der reichlichen Blutung aller ihrer Wundmale . . . Die Zeichen, die sie durch Gottes Willen trug, wurden für sie bis zum Tode eine Quelle täglicher Leiden. Ihr armer Leib selbst mußte Christum, den Gekreuzigten, predigen. Es war ein schwerer Beruf, allen ein Rätsel, den meisten eine Verdächtige, vielen ein Gegenstand scheuer Verehrung zu sein, ohne in Ungeduld, Haß oder Stolz zu fallen. So gern sie sich vor der Welt verschlossen hätte, nötigte sie bald der Gehorsam, unzähligen Neugierigen ein Gegenstand der verschiedenartigsten Beurteilung zu werden. Die heftigsten Schmerzen leidend, hatte sie gewissermaßen auch noch ihr Eigentumsrecht an sich selbst verloren und war gleichsam zu einer Sache geworden, welche zu beschauen und zu beurteilen jedermann das Recht zu haben glaubte . . . Sie gab all ihr Inneres mit der freudigsten Barmherzigkeit hin, mit welcher ein gottseliger Einsiedler jeden Morgen die Blumen und Früchte seines Gartens, die ihm über Nacht wieder wachsen, einem mühseligen Wanderer zur Erquickung reicht, der, in der Wüste verirrt, sich bei seiner Klause zurechtgefunden hat. Gott auf Leben und Tod hingegeben, tat sie alles wie ein Kind Gottes, arglos und absichtslos so hin . . . Ihr stetes Gebet, Gott möge ihr die äußerlichen Wundmale nehmen, damit sie der Beunruhigung nicht erliege, ward nach sieben Jahren erhört. Gegen Ende 1819 wurden die wöchentlichen Blutungen seltener und blieben endlich ganz aus. Am 25. Dezember fielen auch die Wundrinden an den Händen und Füßen ab, und es erschienen durch die Hauterneuerung weißschimmernde Narben, welche jedoch an allen bezüglichen Tagen sich röteten, wie denn überhaupt die Schmerzen dieselben blieben. Die Empfindung, unter furchtbarer Peinigung eine breite Dornenkrone um das Haupt zu tragen, trat an den normalen Tagen fortwährend mehr oder weniger heftig ein. Sie konnte dann das Haupt nirgends an- oder auslehnen, ja ihm nicht mit der Hand

nahen, und saß viele Stunden, ja ganze Nächte, wie ein erschütterndes bleiches Jammerbild, mit schwankendem Haupte, um den Leib durch schützende Kissen aufrecht gehalten, wimmernd im Bette. Dieser Zustand löste sich immer mit Blutergüssen rund um das Haupt, die manchmal nur die Kopfbedeckung durchdrangen, manchmal auch über das Antlitz nieder auf ihr Halstuch rannen. Am 19. April 1920, Charfreitag, brachen von Neuem alle ihre Wunden blutend auf und schlossen sich wieder an den folgenden Tagen.

Eine strenge Untersuchung ihres Zustandes durch Ärzte und Naturforscher fand in einem fremden Hause vom 7. bis 29. August statt. Man brachte sie am 29. August in ihre Wohnung unter alle ihre früheren Verhältnisse zurück. Außer einigen Privatqualereien und öffentlichen Schmähungen ließ man sie bis zu ihrem Tode fortan in Ruhe . . .

[Mit ihrer Bettlägerigkeit, also schon 1816, hatte ihre Nahrungslosigkeit begonnen, sie nahm nichts als Wasser, zuweilen mit etwas Wein und selten mehr als den Saft einer Kirsche oder Pflaume zu sich . . . Am 9. Februar 1824 starb sie . . .] Ungefähr sechs oder sieben Wochen nach ihrem Tode wurde das Grab und die Lade auf geheimen höheren Befehl in Gegenwart von sieben Zeugen geöffnet. Mit frohem Erstaunen sahen diese, daß die Verwesung über den Leichnam der Frommen noch keine Nacht erhalten hatte. Lieblich waren ihre Gesichtszüge wie einer Schlafenden unter seligem Traume. Sie war wie eine vor wenigen Augenblicken Begrabene . . .

Luisa Hensel erzählt: Bei einem meiner Besuche in Dülmen traf ich Dr. Wesener, ihren Arzt, im Posthause und gratulierte ihm zu den Schmähungen, die er damals durch ein Pamphlet um der lieben Emmerich willen wieder erfahren hatte. Er lachte und sagte, es sei ihm nichts zuviel, was er ihretwegen zu leiden haben könne, denn er habe es ihr zu danken, daß er auf die Barmherzigkeit Gottes hoffen könne. Und nun erzählte er mir seine Bekehrungsgeschichte: wie er, von frommen Eltern gut erzogen, gläubig und unverderbt zur Universität gekommen sei, dort aber die Fesseln bald abgeworfen und den Unglauben geradezu gesucht habe, um nach der Art anderer Jünglinge leben zu können. Nach bestandnem Examen habe er bald Anstellung als Physikus in Dülmen gefunden und sich gesagt: „Das ist ein frommes Städtchen, und du wirst keine Praxis bekommen, wenn die Leute merken, daß du nichts glaubst als was du mit Händen greifen kannst.“

Er habe also fleißig die Kirche besucht und sich wohl in acht genommen, seine innerste Gesinnung nicht auszusprechen. Man habe ihm gleich von der Emmerich erzählt und ihn aufgefordert, die Begnadigte zu besuchen. Er habe das auch versprochen und sei bald darauf zu ihr gegangen in der Überzeugung, daß es ihm ein Leichtes sein werde, den Betrug aufzudecken. Er sei nun leise, freundlich grüßend bei ihr eingetreten, sie aber habe, ohne den Gruß zu erwidern oder ihn anzusehen, den Kopf rasch zur Wand herumgeworfen. Als er dann ihre Hand, die auf der Decke ruhte, habe anfassen wollen, um den Puls zu fühlen, habe sie sie rasch unter die Decke gerissen, auch auf keine seiner Fragen ihm eine Antwort gegeben. . . . Nach einiger Zeit sei ihm, als er gerade in der Nähe ihres Hauses gewesen, eingefallen, den Versuch zu wiederholen. Diesmal habe er sie im Bette sitzend angetroffen. Ihr Blick sei finster und gebieterisch gewesen. Schweigend habe sie auf einen Stuhl am Fußende des Bettes gedeutet. Ihm sei zu Mute gewesen, wie in der Schule, wenn er nach einem dummen Streich vom Lehrer einen Wink erhalten, in dem schon die Anwartschaft auf eine Strafe gelegen. Schweigend habe er sich gesetzt. Da habe sie ihm sein ganzes Leben wie in einem Spiegel vorgehalten: seine fromme Kindheit, seine selbstgesuchten Zweifel usw. Er sagte: „Ich würde selbst dadurch noch nicht überzeugt worden sein, denn es hätte ihr ja möglicherweise darüber etwas mitgeteilt worden sein können. Aber sie sagte mir zwei Dinge genau und scharf mit allen Nebenumständen, die sie nur durch höhere Offenbarung wissen konnte, denn sie waren nur zwischen Gott und mir geschehen, nie hatte irgendein Mensch eine Ahnung davon gehabt noch haben können. . . .“

Aus Dr. med. Weseners Tagebuch: Samstag, den 25. März 1815:

Ich teilte ihr die Nachricht von der Rückkehr Napoleons mit [der am 20. März in Paris eingezogen war] und sprach die Befürchtung aus, daß er die Oberhand behalten möchte. „Ach nein,“ sagte sie, „das glauben Sie nur ja nicht.“ [Am 18. Juni war dann die Schlacht bei Waterloo.]

L u i s e H e n s e l e r z ä h l t: P. Limberg wurde einmal nach einem jenseits der Haide wohnenden Kranken gerufen. Da die Jagd, die er sehr liebte, gerade offen und es ihm auf dem dortigen Revier erlaubt war zu schießen, gab er dem ihn abholenden Knaben seine Flinte zu tragen,

um auf dem Rückweg schießen zu können, falls ihm ein Hase zu Gesicht kommen sollte. Da ihm die Emmerich schon früher Borwürfe darüber gemacht und es unziemlich gefunden hatte, sorgte er diesmal dafür, daß sie nichts davon erfahren konnte. Als er nun gegen Abend nach seiner Rückkehr mit der Frage, wie es ihr ergangen, an ihr Bett trat, sah sie ernst zu ihm auf und sagte: Ich hebbe den Knall woll hört, un den Hasen fallen siehn . . .“

Medizinalrat Dr. von Druffel aus Münster erzählt unterm 4. Dezember 1813 in der Medizinisch-chirurgischen Zeitung (Salzburg 1814): Was sich am 25. März Nachmittags fünf Uhr darbot, war Folgendes: die Gestalt der im Bette liegenden Emmerich verriet Kränklichkeit, das Gesicht blaß, der Körper mager. Übrigens zeigte sich in der Physiognomie kein Merkmal von Erwartung, Freude, Verwunderung. Wie ihr bedeutet wurde, die geistliche Behörde wolle sich von ihrem Zustande überzeugen, war sie mit allem zufrieden und ließ die Hände, Füße, Brust und Seite ohne Sträuben sehen. Die Wunde auf dem Rücken der Hände schien größer zu sein, als die in der Fläche der Hände und unter den Fußsohlen. Die den Wunden angrenzende Haut war von Blut besleckt. Die Berührung schien schmerzhaft. In der rechten Seite auf der vierten Rippe zeigte sich ein Mal in der Form eines Streifens von der Breite einiger Linien und ungefähr in der Länge zweier Zolle. Es schien keine Wunde zu sein. Auf der Brust oder vielmehr größtenteils auf dem Brustbein war das Zeichen eines besonders geformten, gleichsam gedoppelten Kreuzes, bestehend aus einfachen, roten, zusammenhängenden Strichen . . . Am 29. Morgens zeigte sich an den Wunden keine Veränderung . . . Nach geendeter Untersuchung war meine Meinung diese: man müsse von der Zeit nähere Aufklärung über die Beschaffenheit der Wunden, des Bluts und der Bewußtlosigkeit erwarten. Die Wunden schienen nicht erkünstelt zu sein, es zeige sich an ihnen kein Eindruck von äußerer Gewalt, nichts Gequetschtes, nichts Geritztes, nichts Geschnittenes. Auch zeige sich kein Merkmal weder von rotmachenden, aufzägenden Mitteln, noch von Ansaugung durch Blutwürmer. Im Benehmen, in der Physiognomie finde sich weder Aufklärung noch Verdacht. Angenommen, man könne solche Wunden erkünsteln — solange, wie gesagt werde, sie ohne Eiterung zu erhalten, würde ein schwer zu lösendes Problem sein . . . Über die Erscheinungen als Tatsachen kann kein

Zweifel obwalten, sie sind seit einem Jahre von vielen gesehen, von einheimischen und fremden Ärzten untersucht worden. Denen, die sie für Trug halten, sei gesagt, daß die Behörde bei der Untersuchung darauf Rücksicht nahm. Er mußte ganz eigen geartet und schwer zu finden sein."

Frau von Georgi. Eduard Mörike erzählt im zweiten Bande von Justinus Kerners Zeitschrift „Magikon“:

Die erste Gattin meines Onkels, des Präsidenten von Georgi, lag tod=frank. Herr Regierungsrat G., ein Hausfreund, kam, sie zu besuchen. Weil er jedoch zunächst ihren Gatten sprechen wollte, so suchte er denselben auf seinem in der unteren Etage nach dem Garten gelegenen Arbeitszimmer auf, wo er ihn zwar nicht traf, bei seinem Eintreten aber zu seinem größten Erstaunen die Frau am Schreibtisch, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, sitzen fand. Sie kehrte den Kopf nach ihm um und sah ihn ruhig an. Sie war ganz so wie er sie in gesunden Tagen sah. Nicht wissend, was er davon denken sollte, trat er bestürzt zurück und ging nach den oberen Zimmern, wo er die Kranke schwach im Bette traf. Bald darauf starb sie. — Sie hatte sich in ihren letzten Tagen, wie sie dem Freunde selbst noch sagte, sehr viel mit ihm in Beziehung auf ihren Gatten und dessen nächste Zukunft beschäftigt. Bekanntlich war der Herr Regierungsrat ein ungemein helldenkender Mann und weit entfernt von allen Träumereien.

Doppelte Seelentätigkeit. Eduard Mörike erzählt: Zur Zeit, als ich in Lübingen mit Alb. Rheinwald viel umging, verbrachten wir einmal, wie öfter, die halbe Nacht bei einem starken Lee auf meiner Stube („Jerusalem“) in allerlei meist heiterer Unterhaltung. Eine Weile war sehr ernsthaft von unserer Zukunft die Rede, die beiderseits äußerst unsicher, eigentlich ziel- und bodenlos vor uns lag. Wir hätten herzlich gern gewußt, ob denn auch irgend etwas aus uns wurde, das den Neigungen und Wünschen eines jeden ungefähr entspräche. Halb zum Spaß, halb im Ernst befrag ich das Schicksal um mich, indem ich von Ludwigs Bücherständer, bei welchem unser Tisch (am Fenster) stand, den nächsten besten Teil des deutschen Shakespeare herunternahm, mit dem Daumen hineingriff und hier (ich meine, es war die rechte Seite oben) sogleich auf eine Stelle stieß, die wir als bejahende Antwort nahmen. Frappant, gewissermaßen komisch=frappant, war sie dadurch, daß sie selber den Ausdruck „Drakel“, also die

genannte formale Beziehung auf meine Absicht, enthielt. Ich habe in der Folge die Sache kaum jemand erzählt, weil jedermann sie allzu unwahrscheinlich finden muß und ich mich nicht lächerlich machen wollte. Auch hatte ich seit vielen Jahren ganz und gar vergessen, wo die Worte vorkommen. Im „Troilus“ fand ich jedoch unlängst zu meiner Überraschung in den Reden zwischen Achill und Hektor, fünfter Akt, vierte Szene, folgendes:

Achill: Ja, sag ich dir.

Hektor: Und wärst du, solches kündend, ein Drakel,
nicht glaubt ich dir . . .

Was wäre nun davon zu halten? Entweder ist es purer Zufall oder kann ich es nur mit meiner alten Hypothese von einer doppelten Seelentätigkeit erklären. In dieser Beziehung, als psychologisches Problem, hat neuerdings der Kasus ein wahres Interesse für mich.

Im allgemeinen ist meine Voraussetzung diese: die Seele strahlt und wirkt von ihrer Nacht- oder Traumseite aus in das wahre Bewußtsein hinüber, indem sie innerhalb der dunkeln Region die Anschauung von Dingen hat, die ihr sonst völlig unbekannt blieben. Ihre Vorstellungen in der Tag- und Nachtsphäre wechseln in unendlich kleinen, gedrängten Zeitmomenten mit äußerster Schnelligkeit ab, so daß die Stetigkeit des wachen Bewußtseins nicht unterbrochen scheint. Ich kam auf diesen Gedanken durch den Versuch, das Geistersehen sowie die oft so erstaunlich treffenden Aussagen bei der Tischklopferei u. s. w. natürlich zu erklären, wo doch vieles offenbar auch nur auf einem leeren, zum Teil neckischen Spiel der Traumseele beruht.

In dem oben erzählten Fall nun hätte die wissende Traumseele den Einfall, das Buch zu befragen, bei mir angeregt und mich im folgenden durchaus geleitet: das heißt, ich verhielt mich in dem Augenblick bis auf den entscheidenden Griff meines Fingers hinaus partiell somnambul. So fremd und abenteuerlich das auch aussieht, warum sollte es geradezu unmöglich sein? Und übrigens: „Eine geradezu falsche Hypothese ist besser als gar keine“, sagt Goethe irgendwo in bezug auf seine Farbenlehre.

Bekehrung eines Pfarrers. Der Pfarrer Dr. Heinrich Werner erzählt im Vorwort seines 1839 bei Cotta erschienenen Buches „Die Schutzgeister“:

Als vor einigen Dezennien der tierische Magnetismus aus unverdien-

ter Vergessenheit in Deutschland sich wieder zu erheben anfang und auch in meinem Vaterlande [Württemberg] wieder neue Verfechter fand, vernahm auch ich mit Erstaunen die außerordentlichen Tatsachen, welche man sich überall von den Wundermädchen, den Somnambulen erzählte.

Nicht ahnend, daß es noch eine zweite, bisher unbeleuchtete Seite der Psychologie geben könne, festgebannt in den Schranken der Tagesphilosophie, und wohl auch, weil ich mich geschämt hätte, unter Tausenden der einzige Gläubige zu sein, griff ich vor aller eigenen Prüfung mit Begierde und vorgefaßter Überzeugung von der Wichtigkeit der Erscheinungen des Magnetismus vorzüglich nach Oppositionsschriften gegen ihn, und so war es natürlich, daß ich mich bald in die Reihen der entschieden Ungläubigen stellte. Von nun an nahm ich wenig Notiz mehr von den Erscheinungen des Magnetismus und wunderte mich in der Stille einzig darüber, daß selbst Männer, deren Namen am Himmel der Wissenschaft glänzten, Verfechter einer Sache sein konnten, die nach meiner Meinung nicht viel mehr als eine neue Quelle und Stütze des verschiedenartigsten Aberglaubens war.

Die erste kräftige Erschütterung erfuhr diese meine Ansicht vor etwa fünfzehn Jahren, als ich, zu jener Zeit Pfarrer in Wickelsberg bei Sulz a. N., aus Lübingen von meinem Vater die überraschende Mitteilung erhielt, daß eine Somnambule, ein Mädchen von noch nicht ganz vierzehn Jahren, das ich kannte, aber seit einigen Jahren nicht mehr gesehen hatte, von Herrn Professor von Eschenmayer behandelt, erklärt habe, zu ihrer Genesung würde wesentlich beitragen, wenn ich einige Tage bei ihr sein könnte. Mehr aus Neugier als in dem Glauben an solche Hilfe reiste ich unverzüglich nach Lübingen, ohne diesen Entschluß oder gar den Tag meiner Ankunft dorthin zu melden. Es war Winter, und ich kam Abends nach sieben Uhr in Lübingen an. Einiger Hindernisse wegen, deren noch gedacht werden soll, konnte ich erst um acht das Haus besuchen, worin sich das Mädchen befand. Kaum hatte ich die Thür ihres Zimmers geöffnet und sie mich erblickt, so fiel sie in heftige Zuckungen und Krämpfe, was mich so alterierte, daß ich wie eingewurzelt mitten im Zimmer stehen blieb. Nach einigen Minuten sagte sie mit geschlossenen Augen: „Ich bitte dich, entferne dich noch eine kurze Zeit; deine Nähe ist mir jetzt zu angreifend; komm nach einer halben Stunde wieder, dann bin ich ruhiger. Du aber sei

es dann auch, jetzt ist deine Seele in so großer Bewegung, daß es mir schadet.“ Ich entfernte mich und hörte alsbald, daß sie, kurz nachdem ich das Zimmer verlassen, erwacht war. Nach einer halben Stunde trat ich wieder ein. Ich war gefasster und ruhiger, und auch sie bewillkommte mich nun mit ruhiger Freundlichkeit, und hieß mich, neben ihr Bette mich setzen. Nach zwei Minuten schloß sie die Augen, nahm meine Hand und sagte: „Du bist krank, aber ich kenne ein Mittel, das dir hilft.“ Auf meine Bitte, das Mittel zu nennen, brach sie in Tränen aus und indem sie ihre linke Hand auf mein Herz legte, sagte sie: „Hier hast du Krampffschmerz. Aber ich darf dir das Mittel dagegen nicht nennen. Wenn ich es eben aussprechen will, so werde ich daran verhindert, ich weiß nicht wie. Es ist, als ob eine Stimme mir zuriefe: er soll nicht auf diesem Wege geheilt werden. Ach Gott, wie schmerzt mich das! Du wirkst so wohlthuend auf mich ein, und ich darf dir meine Dankbarkeit dafür nicht zeigen, wie ich es wünschte. Wie gerne hülfe ich dir!“ — So zart und schonend diese Abfertigung auch war, so war sie doch nicht geeignet, meinen Glauben an ihre Kenntniss des Mittels zu stärken. Daß ich seit längerer Zeit an krampfartigen Schmerzen litt, konnte sie möglicherweise gehört haben, und so sah ich in diesem ganzen Auftritt nur inniges Mitgefühl und hochgesteigerte Phantasie. Bald aber ward ich eines Bessern belehrt, als sie nach einer Viertelstunde, während welcher sie ruhig schlafend dagelegen, auf einmal sagte: „Diesen Morgen hast du dich in deiner Hoffnung getäuscht.“ — „Was meinst du damit?“ — „Du bist bis Balingen im Schlitten gefahren. Dort — sie lächelte — hatte die Schlittenbahn ein Ende, und du mußtest ein Gefährtchen nehmen.“ Dieses nun verhielt sich wirklich so, und ich hatte noch mit niemand in Tübingen davon gesprochen. Nach einer Weile fuhr sie fort: „In Hechingen triffst du einen Wetter, der dich in Dickelsberg besuchen wollte. Ihr sahet einander am Posthause ohne euch zu erkennen.“ Auch das verhielt sich so. Ich hatte den Wetter in vielen Jahren nicht gesehen. Der Flüchtigkeit des Blickes ungeachtet, den ich in Hechingen im Vorbeigehen auf ihn geworfen, war mir sein Gesicht bekannt vorgekommen, weswegen ich die Posthalterin, als sie ihn zu seinem Wagen begleitet hatte, fragte, ob sie den Herrn kenne, der soeben abgereist. „Ja,“ antwortete sie, „das war der Kaufmann Z. aus Hanau.“ „Wie,“ rief ich, „der war's? Wohin reist er?“ — Als die Frau meine Aufregung sah, betrachtete sie mich ge-

nauer und fragte: „Sind Sie vielleicht der Pfarrer von Bickelsberg?“ Und auf meine Bejahung sagte sie: „Gerade Sie ist er im Begriff zu besuchen.“ (Später, als ich wieder nach Hause kam, bestätigte meine Frau, der Wetter, nach der Schweiz unterwegs, habe mich besuchen wollen und sehr bedauert, mich nicht anzutreffen.)

Nicht minder überstieg am folgenden Tage eine Äußerung der Somnambule mein Begreifen: „Gestern Abend wärest du beinahe in der Nähe der Stadt verunglückt; dein Schimmel tat einen Sprung, und es fehlte wenig, so hätte er dich ins Wasser geworfen.“ Ganz wörtlich so wie sie sagte, hatte sich dieses zugetragen. Unfern des sogenannten Waldhörnles, eines hart an der Landstraße, isoliert, eine halbe Stunde von Tübingen entfernt stehenden Wirtshauses, lagen auf der rechten Seite der Straße hinter einer Biegung, einige frisch behauene große weiße Mühlsteine. Der Mond schien und erhöhte ihren hellen Glanz. Ich fuhr im Trab, und so sah mein Pferd, das in der Tat ein Schimmel war, bei der Straßenbiegung plötzlich die leuchtenden weißen Steine, erschrak, sprang nach links und hätte wirklich den Wagen fast in das zu jener Zeit noch hart an der Straße vorbeisießende Gewässer, den Steinbach, geworfen. — „Ich sah dich gestern“, fügte die Somnambule noch hinzu, „nach sieben Uhr das Neckartor passieren, du kamst aber erst um acht Uhr, weil ein betrunkenener Postillon dich aufgehalten hatte.“ Hiemit verhielt es sich so: ich fuhr zwischen dem Waldhörnle und der Stadt ruhig die breite Straße hin, Tübingen zu, auf der wohl drei Gefährte im Nothfalle einander ausweichen könnten. Plötzlich hörte ich Fluchen und Schreien hinter mir, und unmittelbar darnach verspürte ich Peitschenhiebe, die auf meinen geschlossenen Wagen fielen. Bald überzeugte ich mich, daß ein betrunkenener Postknecht an mich geraten war, der einen einspännigen Briefpostkarren führte und offenbar meinte, ich hätte ihm als der Königlich Post, obgleich ich ihn von meinem Wagen aus weder sehen noch bei dem Geräusch der Räder hören konnte, ausweichen sollen. Ich fand mich, so gut es im Augenblick gehen wollte, mit dem groben Gesellen ab, fuhr ihm nach, hielt in Tübingen, wie er, vor der Post und verklagte ihn da wegen seiner Unverschämtheit, wodurch ich freilich geraume Zeit aufgehalten wurde. Auch von diesem Vorfall hatte ich weiter nicht gesprochen, das Mädchen konnte ihn unmöglich auf gewöhnlichem Wege erfahren haben.

Holtei. Der Schriftsteller Karl von Holtei, geboren 1798, gestorben 1880, erzählt in seiner Autobiographie „Vierzig Jahre“: I. In meinem alten Oberrigt saßen [Ende Januar 1825] der Gutsherr, mein Oheim und der zum Gerichtstag anwesende Justizrat Schwarz beim Abendbrot, gedachten meines Namensfestes, sprachen von Luifens [Holteis junger Frau] Krankheit — und Herr Schaubert suchte einen wohlbekannten Pokal hervor, den er mit einer Flasche Ungarwein füllte, um auf mein Wohl und die Gencsung Luifens (welche die Breslauer Zeitung bereits verheißten hatte) zu trinken. In dem Augenblick, als er den Pokal erhob, hörten sie einen Klang wie von gesprungenem Glase, und aus dem dicken, hochgeschliffenen Kelche fiel ein rundes Stück, ganz von selbst, auf den Tisch. Die drei Freunde sahen sich bedenklich an, blickten nach der Uhr und — gingen verstimmt auseinander. Nach einigen Tagen lasen sie in der Zeitung, daß Luise um diese Stunde gestorben war. Aus dem nämlichen Pokal hatte sie vor vier Jahren den Gästen Dank genippt, die ihre, der Neuvermählten, Gesundheit getrunken.

II. Gewöhnlich sprach sie [Luise, Holteis sterbende junge Frau] von sich in der dritten Person und konnte oft stundenlang den Gedanken nicht fassen, daß sie selbst es sei, von der sie redete. Wenn ich dann in den unendlich langen Winternächten, manchmal allein bei ihr wachend, ihrem Lager gegenüber saß und sie in ihren aufgelösten schwarzen Locken, die tiefen Augen starr auf mich gerichtet, die abenteuerlichsten Dinge von sich als einer Fremden erzählte, überfiel mich oft ein Grauen, daß ich in meiner Angst die Leute herbeirief und aus dem Schlafe weckte, um nur nicht mit ihr allein zu bleiben. Einige Nächte vor ihrem Tode sah sie mit ihrem innern Auge und beschrieb deutlich eine Reihe von Wagen, die unter unsern Fenstern angefahren wäre. Sie ahmte das Gespräch der Leute nach, die sich da versammelt hätten, und stieß mit peinlicher Hast kurze Sätze aus: „Wer ist denn da gestorben?“ — „Die Holtei.“ — „Die junge Frau?“ — „Schon so zeitig?“ — „Was sind das für Wagen?“ — „Die gehören den Ärzten. Sie sind in ihres Mannes Zimmer versammelt . . .“ Schauernd muß' ich dieser Vorhersagung denken, als die Ärzte zur Sektion des Leichnams in mein Zimmer gingen, und ich auf der Straße wirklich die lange Reihe ihrer Wagen halten sah.

Die Teufelsjurta. Im Stuttgarter Morgenblatt vom 9. Dezember 1829 findet sich das Folgende aus einem Reisebrief, den ein Herr von Matnischkin, Begleiter des russischen Admirals von Wrangel auf dessen vierjähriger Expedition zur Erforschung der Küsten Ostsibiriens, im Jahr 1820 an einen Freund in St. Petersburg geschrieben hat:

Wir zogen den ganzen Tag längs dem Ufer des Tabalog, eines ziemlich bedeutenden Flusses, hin (der, trotz dem 30. August, schon breite Eisränder ansetzte), ohne auch nur eine Spur menschlicher Wohnungen anzutreffen. Gegen Abend stellte sich ein eiskalter, schneeartiger Regen mit heftigem Winde ein, der mich bald so vollkommen durchnäßte, daß ich sehnlichst wünschte, auf irgendeine Jurta zu stoßen, wo ich ein Obdach finden und meine triefenden Kleider etwas trocknen könnte. Ich fragte den jakutischen Führer, ob denn gar keine Wohnung in der Nähe sei? „Nein,“ sagte er, „keine Jurta weit und breit, außer der großen Teufelsjurta im Alar Süüt, d. h. im Mordwalde.“ Auf meine Bitte um eine genauere Nachricht über die ominöse Jurta und den schauerlichen Wald erfuhr ich folgendes: Zur Zeit der Eroberung Sibiriens fand eine Schlacht zwischen den damals vereinigten Tungusen und Jakuten und den Russen in dieser Gegend statt; letztere hätten, vermöge ihres Schießgewehres, gewiß in diesem wie in allen übrigen Gefechten, die armen Eingeborenen, die nur Pfeil und Bogen besaßen, überwältigt, wenn sie sich nicht in diesen, ihren Göttern geheiligten Wald zurückgezogen hätten. Hier aber kamen ihnen die Schamanen mit ihren Beschwörungen zu Hilfe; sie überwandten die Russen und machten sie alle nieder. Als Dokument und unumstößlichen Beweis für die Wahrheit dieser Thatfache, zeigte mir mein Cicerone hier auch wirklich einen hohen, ganz allein dastehenden pyramidenförmigen Fels, den die Schamanen damals zum Andenken an diese Begebenheit aus dem Schoße der Erde hervorgezogen haben. — Seit dieser Zeit hieß dieser Wald der Mordwald; er ist übrigens angefüllt mit den Geistern der erschlagenen Russen, und es ist sehr gefährlich, sich zur Nachtzeit hinein zu wagen, besonders in die Nähe der tief darin liegenden Jurta. „Nun,“ sagte ich, „da die Geister in dem Walde Russen sind, so werden sie ja mir und meinen Leuten kein Leid antun; wir können also dreist hinein und die große Jurta zu unserm Nachtlager benützen.“ Mit diesen Worten bog ich rechts in den Wald. Die beiden

Zakuten flehten zitternd und bebend, ich möchte doch mich (eigentlich sie) nicht so mutwillig dem Teufel in den Rachen liefern; sie wurden zur Ruhe verwiesen. Bald stießen wir auf eine Art von gebahntem Weg, und ich erblickte zu meiner nicht geringen Freude in der Entfernung eine vom Feuer röthlich gefärbte, hoch aufsteigende Rauchwolke. „Da gibt's Menschen!“ rief ich freudig aus. „Da ist des Teufels Werkstatt!“ brummte mein Kosak. Voll Ungeduld zu dem Feuer zu gelangen, das für mich ganz Durchnästen und Erstarren so reizend war, trieb ich mein Pferd an und ritt so rasch, als es die Dunkelheit und die über mir dicht verwachsenen Aeste und Zweige verstatteten, vorwärts dem Scheine zu. Endlich stehe ich vor einer großen Jurta, der dicke Rauch, der oben und auch an den Seiten daraus hervorbringt, und ein verworrener Lärm von allerlei Stimmen, deuten mir an, daß die Jurta bewohnt ist. Ich springe rasch vom Pferde (meine Begleiter waren zurückgeblieben), binde es an einen Baum und gehe auf die Jurta los. Plötzlich wird das Rennthierfell, mit welchem die Lüre verhängt war, zurückgeworfen, und ein wilder Haufe Lungusen, auf deren Gesichtern Schrecken, Furcht und Wuth ausgedrückt sind, stürzt mir entgegen. Die Leute sahen ziemlich teufelmäßig aus, ich stugte; aber da war nun einmal nichts anders zu thun, als herzhast zu seyn oder wenigstens zu scheinen, und das that ich denn auch, indem ich rasch vorschritt. Ein zunächst an der Thür stehender Lunguse will mir den Eingang wehren; ein tüchtiger Stoß vor die Brust schleudert ihn in die Jurta zurück, und ich trete hinein. — Mit einem durchdringenden Geschrei dringt nun der ganze Haufe auf mich ein und umringt mich, so daß ich mich durchaus nicht mehr rühren kann, keine Bewegung mehr machen kann. Es wäre mir vielleicht übel ergangen, und die Teufelsjurta hätte ihren Ruf an mir bestätigt, wenn nicht plötzlich ein Deus ex machina zu meiner Rettung aufgetreten wäre: ein alter Lunguse drängte sich durch den dichten Haufen hervor, nimmt mich freundlich bei der Hand und spricht zu den Uebrigen: „Brüder, dieser ist ein guter Tajon [Anführer, Befehlshaber, sowie auch jeder russische Beamte] — ich kenne ihn — der uns nichts zu Leide thun wird; er hat mir viel geholfen, als ich beim Sommereisgang [Frühling] an den Jerech-Urja-Fluß zum Fischfang gegangen war und der Geldtadjon mich drückte.“ — Die Empfehlung des alten Herrn, der einer von den Honoratioren zu seyn schien, wirkte, mir ward sogleich

Maß gemacht, und ich trat in die Jurta. Hier wandte mein Mäcen sich zu mir und sprach in gebrochenem Russisch: „Guter Tadjon, hindere nicht unsern Schaman.“ — „Mein, lieber Freund,“ antwortete ich, „weit entfernt, ihm hinderlich zu seyn, will ich ihn vielmehr selbst über mein Schicksal befragen; deshalb bin ich hierher gekommen und habe einen Bündel scharfen tscherkessischen Tabaks mitgebracht.“ — Meine Erklärung ward der Gesellschaft übersezt, das Tabaksargument wirkte ganz besonders, die Gesichter klärten sich auf, und ich trat als willkommenener Gast vollends in die Jurta, wo eine Menge Weiber an den Wänden herumsaßen. Hier, bei ruhigerer Ansicht, erkannte ich nun auch meinen Beschützer, dem ich wirklich Gelegenheit gehabt hatte, früher einen kleinen Liebesdienst bei dem Steuereinnehmer zu erweisen. — Man wies mir den Ehrenplatz gegenüber der Thüre an, ich setzte mich, und nach und nach lagerte sich die ganze Versammlung wieder längs den Wänden herum. Auch mein Kosak hatte sich eingefunden und bei der Thüre Posto gefaßt.

Jetzt übersah ich mir die Scene: in der Mitte der Jurta flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis mit tiefschwarzen Wildschaffellen ausgelegt war; auf diesem ging in abgemessenem taktmäßigem Schritt langsam ein Schaman umher, indem er dabei halblaut seine Beschwörungsformeln hersagte. Sein langes schwarzes und struppiges Haar bedeckte ihm fast das ganze aufgedunsene, dunkelrothe Gesicht; zwischen diesem Schleier bligten unter den borstigen Augenbrauen ein Paar glühende, blutrünstige Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Lalar aus Thierfellen, war von oben bis unten mit Riemen, Amuletten, Ketten, Schellen, Stückchen Eisen und Kupfer behängt, in der rechten Hand hatte er seine, gleichfalls mit Schellen verzierte Zaubertrommel, in Form eines Tambourins, und in der linken einen abgesspannten Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grausen-erregend. Die Versammlung saß schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählig erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel, in derselben; der Schaman warf sich zur Erde nieder, und nachdem er ungefähr fünf Minuten unbeweglich da gelegen hatte, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen oder unterdrückten Geschreies aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her. Nach einer Weile ward das Feuer wieder angefaßt, es loderte hoch

empor; der Schaman sprang auf, stellte seinen Bogen auf die Erde, und indem er ihn mit der Hand hielt, fing er an, zuerst langsam, dann allmählig immer rascher, im Kreise um den Bogen herumzulaufen. Nachdem dies Drehen so lange gedauert hatte, daß mir vom bloßen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich, ohne irgend ein Anzeichen von Schwindel, stehen und begann mit den Händen allerlei Figuren in die Luft zu machen; dann ergriff er in einer Art Begeisterung seine Trommel, die er, wie es mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher, bald langsamer umhersprang, und mit unbegreiflicher Schnelligkeit seinen ganzen Körper auf die seltsamste Weise verzuhte; vornehmlich auffallend war dabei sein Kopf, der sich unaufhörlich und mit solcher Geschwindigkeit drehte, daß er einer an einem Bande umhergeschleuderten Kugel gleich. Während aller dieser Operationen hatte der Schaman einige Pfeifen des schärfsten tscherkessischen Tabaks mit einer gewissen Gierigkeit geraucht und zwischen jeder einen Schluck Brantwein getrunken, welches beides ihm auf seinen Wink von Zeit zu Zeit gereicht wurde. Dies und die Drehoperation mußten ihn doch endlich schwindlig gemacht haben, denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb starr und leblos liegen. Zwei der Anwesenden sprangen sogleich hinzu und begannen dicht über seinem Kopfe ein Paar große Messer gegen einander zu wehen. Dies schien ihn wieder zu sich zu bringen; er stieß von Neuem sein seltsames Klagegestöhn aus und fing an, sich langsam und krampfhast zu bewegen. Die beiden Messerträger hoben ihn auf und stellten ihn aufrecht hin; sein Anblick war scheußlich. Die Augen standen ihm weit und stier aus dem Kopfe; sein ganzes Gesicht war über und über roth; er schien in einer völligen Bewußtlosigkeit zu seyn, und außer einem leichten Zittern seines ganzen Körpers, war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf seinen Bogen gestützt, schwang er mit der linken die Zaubertrommel rasch und klirrend um seinen Kopf, und ließ sie dann zur Erde sinken, was, wie die Umstehenden mir erklärten, anzeigte, daß er nun völlig begeistert sey, und daß man sich mit Fragen an ihn wenden könne. Ich näherte mich ihm; er stand da, regungslos, mit völlig leblosem Gesicht und Auge, und weder meine Fragen, noch seine sogleich und ohne Nachsinnen darauf erfolgenden Antworten brachten auch nur die

mindeste Veränderung in seinen erstarrten Zügen hervor. Ich befragte ihn über den Verlauf und den Erfolg unserer Expedition, von der gewiß Niemand in der ganzen Gesellschaft auch nur den entferntesten Begriff hatte, und er beantwortete mir jede meiner Fragen, zwar etwas im Orakelstyl, aber dennoch mit einer Art von Sicherheit, nach welcher man hätte schließen sollen, er sey ganz vertraut mit dem Hauptzwecke, so wie mit den Nebenumständen meiner Reise. Hier sind ein paar seiner Antworten, möglichst wörtlich: „Wie lange wird unsere Reise dauern?“ — „Ueber drei Jahre.“ — „Werden wir viel ausrichten?“ — „Mehr als man bei Dir zu hause erwartet.“ — „Werden wir alle gesund bleiben?“ — „Alle, außer Dir, aber Du wirst nicht krank seyn.“ Wirklich hatte ich im weiteren Verlauf der Reise an einer Schnittwunde am Daumen viel zu leiden, welche durch die Kälte schlimmer geworden war. Ich fragte ihn unter anderm auch, wie es einem unserer Reisegefährten (dem Lieutenant Aryou), von dem ich schon seit einiger Zeit getrennt war, jetzt ergehe? „Er ist jetzt drei Tagereisen von Bulun, wo er einen fürchterlichen Sturm auf der Lena ausgehalten und sich nur mit großer Mühe gerettet hat.“ In der That stellte sich später heraus, daß Herr v. Aryou um diese Zeit auf der Lena in größter Lebensgefahr gewesen war. Viele der Antworten waren aber auch so dunkel, ich möchte beinahe sagen poetisch, daß keiner meiner Dragomane im Stande war, sie mir zu übersetzen; sie erklärten diese Aussprüche für hohe, oder, wie es hier heißt, Märchensprache. Als nach mir alle Neugierigen in der Gesellschaft befriedigt waren, fiel der Schaman wieder hin, und blieb unter den heftigsten Verzuckungen und innern Krämpfen ungefähr eine Viertelstunde lang am Boden liegen. Man erklärte mir, daß während dieser Zeit die Teufel wieder aus ihm hinausjögen, weshalb denn, außer ihrem gewöhnlichen Wege, dem Rauchfange, auch noch die Thüre gedffnet ward. Ihr Abmarsch schien übrigens leichter von statten zu gehen, als ihr Einzug, zu welchem über vier Stunden erforderlich gewesen waren.

Endlich war alles vorüber, der Schamane erhob sich, und auf seinem Gesichte lag der Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung eines Menschen, der aus einem tiefen Schlafe erwacht und sich in einer großen Gesellschaft findet. Er betrachtete alle Umstehenden der Reihe nach, vornehmlich aber zog meine Person seine Aufmerksamkeit

auf sich; es schien, als erblicke er mich jetzt zum ersten Male. Ich wandte mich an ihn und bat mir über einige seiner dunkeln Drakellsprüche eine Erläuterung aus; er sah mich erstaunt und mit einem fragenden Blick an, indem er verneinend mit dem Kopfe schüttelte, als habe er nie etwas von dergleichen gehört. — So war denn also, wie ich nun wohl merkte, die furchtbare Teufelsjurta nichts mehr und nichts weniger, als einer der Versammlungsorte der immer noch an ihrem alten Zauber glauben hängenden Tungusen. Da sie größtentheils schon getauft sind, so wird von Seiten der Geistlichen sowohl als auch der bürgerlichen Obrigkeit strenge darauf gesehen, daß dergleichen Recidive des Heidenthums nicht statt haben, weshalb denn diese Versammlungen immer in entlegenen Gegenden und insgeheim gehalten werden. Uebrigens habe ich an vielen Orten ächte Russen gefunden, die, wenn sie irgend etwas Wichtiges unternehmen wollten, recht gerne zuvor den Schaman auffuchten und sich von ihm prophezeien ließen, welchen Erfolg sie zu gewärtigen hätten, und die steif und fest an die Untrüglichkeit seiner Prophezeiungen glaubten.

Mein Kosak hatte unterdeß auf meinen Befehl die beiden Jakuten durch Erzählung dessen, was wir in der Teufelsjurta gefunden, beruhigt und sie bewogen, mit meinem Gepäc dahin zu kommen, so daß ich im Stande war, die Versammlung sowohl mit dem versprochenen Tabak als auch mit Branntwein zu bewirthen. Diese beiden Lieblingsgenüsse weckten bald Leben und Vertraulichkeit, und nun ward ich mit eben so vielen Fragen bestürmt, als vorhin der Schaman. Unter andern fragten die Weiber und Mädchen wiederholt, was denn das heiße: große blaue Augen? Die ganze Gesellschaft, und vornehmlich der Schaman, der mir doch selbst vorhin in seiner Verzüdung von den großen blauen Augen meiner Geliebten vorgeredet hatte, wunderte sich nun über die Maßen, daß es dergleichen in Menschengesichtern geben könne, und schien gar keinen Begriff von andern Augen, als von kleinen schwarzen zu haben, welche fast die einzigen sind, die man hier antrifft. Ich brachte die Nacht hier zu, und nachdem ich mich vollkommen getrodnet und erwärmt hatte, brach ich am andern Morgen auf, um weiter zu ziehen. Die ganze Gesellschaft begleitete mich ein Stück Weges bis an eine gewisse Stelle, die sie mir als gefährlich bezeichneten. Darauf stimmten die Weiber ihren Abschieds gesang, Andylschchina, an, welcher zugleich auch ein Lobgesang auf mich

war, und zu welchem die ganze Versammlung im Chor und in gleichmäßigen Zwischenräumen den Refrain: Evan, Evaon, Tajon! sang und jauchzte. So schied ich von dem gutmütigen Schamanenklub, und lange noch tönte mir durch den Wald ihr Evan, Evaon! nach. Diese Laute, mit denen einst der fröhliche Weingott von seinen be rauschten phrygischen Begleitern begrüßt wurde, machten hier (wo sie übrigens gar keine Bedeutung haben) einen höchst sonderbaren Kontrast mit meiner Umgebung: der phrygische Gott war ein halb erfrorener russisch-kaiserlicher Flottenoffizier, die ewig grünen Weinberge waren eine mit ziemlich tiefem Sommerschnee bedeckte Einöde, und die halbnackten Mänaden und Bacchanten waren schmutzige, von Kopf bis zu den Füßen in Rennthierfelle eingehüllte Lungusen, zwar auch berauscht, aber nicht von Nebensaft wie jene, sondern von Kornbranntwein und tscherkessischem Tabak.

Einige Tage später (16. September) gelangten wir an eine kleine Niederlassung von Jakuten. In einer der Jurten stieß ich auf einen Schaman, der mir gleich durch seine stieren blutrünstigen Augen und seine erdfahle Gesichtsfarbe kenntlich ward. Ich bat ihn, mir seine Künste vorzumachen; lange wollte er nicht daran, und entschuldigte sich damit, er habe nicht alles zur Beschwörung Erforderliche bei sich u. s. w. Endlich aber wirkten die gewöhnlichen Mittel, das Versprechen von Branntwein und Tabak, und er schiedte sich zur Operation an. Die älteste Tochter der Familie näherte sich mir und bat ängstlich, den Schaman fortzuschicken. „Warum denn das?“ fragte ich. Sie antwortete nicht, aber ihr Bruder erzählte mir, es hauseten Teufel in der Schwester, die sie sehr quälten, sobald der Schaman seine Beschwörung mache; wenn seine Schwester ein Mann wäre, meinte er, so müßte sie gewiß ein ausgezeichnete Schaman seyn, weil sie dann selbst wirken könnte. Auch er bat, seine Schwester zu verschonen, weil sie sehr viel bei der Operation leide; das machte mich nur noch neugieriger auf den Erfolg, und ich gebot dem Schaman fortzufahren. Nach wenigen Minuten ward die junge Dame unruhig, bald blaß, bald roth; endlich zeigte sich auch auf ihrem Gesichte (obgleich schwächer) der symptomatische Blutschweiß, den man immer im Moment der Krise bei den ächten Schamanen findet, und sie fiel bewußtlos zu Boden. Ich erschrak und befahl dem Schaman aufzuhören; aber der war nun einmal im Zug, und als ich ihn zur Jurta hinauswarf, setzte

er seine Sprünge und Verzerrungen draußen im Schnee und Frost fort, ohne sich an die Orts- und Temperaturveränderung zu kehren. Die Patientin lag unterdessen starr da; plötzlich bekam sie Krämpfe, schrie, rang die Hände, sprang ungefähr so, wie der Schaman, und sang ganz unverständliche Worte dazu; das dauerte ein kleines Weilschen, bis sie endlich wieder hinsank und in einen tiefen, ruhigen Schlaf versiel. Als sie nach ungefähr einer Stunde erwachte, war sie vollkommen wohl und wußte von allem Vorgefallenen nichts weiter, als daß der Schaman angefangen habe, die Geister zu beschwören. Der Vater und der Bruder des Mädchens versicherten mir, daß seit ihrer Kindheit schon die Schamanen immer einen großen Einfluß auf sie gehabt haben, daß, wenn der ganze Cyclus der Beschwörung ununterbrochen durchgemacht werde, sie zuletzt selbst in eine schamanische Extase ver falle, daß sie dann auf alle ihr vorgelegten Fragen über das Zukünftige, Entfernte, Unbekannte antworte, und oft in der ihr völlig fremden tungusischen oder lamutischen Mundart rede und Lieder singe. Es soll übrigens auch weibliche Schamanen geben, von denen ich aber selbst keine gesehen habe. Noch jetzt nennt man mit einer Art banger Ehrfurcht eine gewisse Agrafena Shikanshaja, die vor mehr als sechzig Jahren hier ihr Wesen getrieben haben soll. Unter andern schreibt man ihrem Einflusse auch eine Krankheit der hiesigen Frauenzimmer zu, die Miräk genannt wird, und die mir eine Art von St. Veits-Tanz zu seyn scheint. — Die Schamanen stehen, wie gesagt, trotz dem Christenthume, immer noch in großem Ansehen im ganzen nordöstlichen Sibirien; nirgends aber ist ihr Einfluß so bedeutend als bei den Tschuktchen, wo sie eines ganz unbedingten, blinden Vertrauens genießen und dieses zuweilen auf eine furchtbare Weise benützen. Folgender Vorfall, der sich im Jahr 1814 auf dem Markte zu Ostrownoje zugetragen hat, liefert einen schrecklichen Beweis hievon. Unter den daselbst, wie gewöhnlich, zum Jahrmarkt versammelten Tschuktchen brach plötzlich eine ansteckende Krankheit aus, die, trotz allem Springen, Trommeln und Beschwören der Schamanen, viele Menschen und noch mehr Rennthiere, den Hauptreichthum der Tschuktchen, weg raffte. Es ward eine allgemeine Versammlung der gegenwärtigen Schamanen veranstaltet, und in derselben, nachdem alle mögliche Kunststücke durchgemacht waren, endlich ausgemittelt: um die erzürnten Götter zu versöhnen, und der schrecklichen Krankheit, die sie

über das Volk gebracht, Einhalt zu thun, sey es nöthig, daß Kotschen, einer der angesehensten Häuptlinge, ihnen geopfert werde. Dieser Kotschen war so allgemein beliebt und geachtet unter dem Volke, daß, trotz dem sonst unbedingten Gehorsam gegen die Aussprüche der Schamanen, ihre Meinung diesesmal doch verworfen wurde. Als aber die Seuche fortfuhr unter Menschen und Vieh zu wüthen, und die Schamanen sich weder durch Versprechungen von Geschenken, noch durch Drohungen und Mißhandlungen zu einem andern Mittel verstehen wollten, da erklärte endlich Kotschen, ein zweiter Curtius, selbst dem Volke, er sehe nun wohl, daß es der Wille der Götter sey, ihn als Opfer fallen zu sehen, und er sey demnach bereit, zur Rettung seines Volkes sein Leben hinzugeben. Noch immer kämpfte die Liebe zu ihm gegen die Erfüllung des schrecklichen Ausspruches der Schamanen; keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich Kotschen's eigener Sohn, durch die Ermahnungen des Vaters erweicht und durch Androhung seines Fluches erschüttert, ihm den Mordstahl in's Herz stieß und den Leichnam den Schamanen übergab.

Holtei. In seiner Autobiographie „Vierzig Jahre“ erzählt der Schriftsteller Karl von Holtei aus Berlin und dem Jahre 1830: Mein Schwiegervater [zweiter Ehe], ein origineller, wunderlicher Mann, hatte, schon lange mit einem bedenklichen Brustübel kämpfend, seinen eigentlichen Zustand vor uns zu verbergen gewußt; wie er denn überhaupt in sich verschlossen, ziemlich wortlos und untheilnehmend, gern zurückgezogen lebte, in seine Bücher-, Kupferstich- und Raritäten-sammlungen vergraben, und nur dann mittheilend und theilnehmend war, wenn es dem einzigen, ihm über alles theuren Kinde [Julie, Holteis zweiter Frau] galt. . . Besonders auffallend war mir an einem Abend die unruhige Hast und Angst, mit der er die Speisen verschlang, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn aufmerksam zu machen, daß diese Art zu essen, schädlich sein müsse. Er hörte sofort auf und sah mich mit einem eigentümlich wehmütigen Blick an. Bald darauf wünschten wir uns Gute Nacht und gingen auseinander: Julie in ihr Gemach, ich in mein Arbeitszimmer, wo ich noch einige Stunden aufzubleiben willens war. Nun geschah mir etwas Erstaunliches. Ich stand vor meinem Schreibpulte, um die Korrektur eines der letzten Bogen meiner Schlesiſchen Gedichte zu beginnen. Da sah ich — zum ersten und letzten Mal in meinem Leben, daß ich eine Vision hatte —

sah ich vor mir, wie Juliens Vater in einem Lehnstuhl saß, vielmehr lag, mit seinem gelben Rocke zugedeckt, auf dem eine Menge Blutflecken rötlich leuchteten, und das brechende Auge auf mich gerichtet. Ich empfand nicht eine Spur von Grauen dabei, sondern fragte mich, so vollkommen ruhig und besonnen, wie ich es jetzt bin, da ich nach fünfzehen Jahren diese Zeilen niederschreibe: „Was ist denn das für ein sonderbares Bild, das dir da in den Sinn kommt?“ wobei doch gewiß bemerkenswert bleibt, daß ich mich gar nicht wunderte, eben jenes Bild nicht in meinen Gedanken, sondern vielmehr außer mir und wirklich aufsteigen und mir als etwas Fremdes entgegentreten zu sehen. Ich ließ mich auch weiter nicht stören und ging an meine Arbeit. Nun glaubte ich unten im Hofraum, über den Vorflur hinweg, ein banges, jammervolles Gestöhn zu vernehmen. Ich ging denn auch, nachdem ich es erst überhören gewollt, doch nicht gekonnt, auf den Flur hinaus, blieb ein Weilchen lauschend stehen, vernahm nichts mehr, dachte, mich getäuscht zu haben und kehrte in mein Arbeitszimmer zurück. Die Thür, die zu den Gemächern meiner Frau führte, war, als ich hinausging, fest eingeklinkt gewesen, das wußt' ich gewiß; jetzt stand sie weit auf, und ich sah, daß alle Thüren der fünf in einer Reihe liegenden Zimmer bis zum Schlafgemach der Schwiegereltern, aus dem ein matter Nachtlampenschein blickte, geöffnet waren. Ich trat in die nächste Stube, aus der eine Seitentür zu unserm Schlafkabinett führte, und fand Julien im Begriff aufzustehen und sich flüchtig anzukleiden, weil, wie sie sagte, Mutter eiligst und Hilfe rufend an meiner Thür gewesen wäre. Nun drang ich weiter vor bis in die Küche, wo ich Stimmen vernahm, und dort lag, von seiner Frau und den Mädchen gehalten, mein Schwiegervater wie ein Sterbender am Boden. Natürlich eilt' ich, ohne mit Fragen Zeit zu verschwenden, in meine Stube, kleidete mich wieder an, erzählte Julien, die mir in Todesangst Stück um Stück reichte, welche eine Erscheinung ich gehabt, und stürzte, auf der Stiege erst den Rock völlig anziehend, nach einem Arzte. Es mochte nicht weit von Mitternacht sein. Gesellen, die aus einem Bierhause heimkehrten, wiesen mir in der Nähe die Wohnung eines Arztes nach; diesen pochte ich, da mein bisheriger Arzt Dr. Busse zu weit von unserer Gegend wohnte, heraus, setzte ihn, während er sich bereitete mir zu folgen, soweit ich vermochte, in Kenntnis vom Zustande des Kranken, sah, wie er sogleich mehrere chirurgische Instrumente zu sich

streckte, und zog ihn fort. Unterwegs gab er mir einige Aufträge zu notwendigen Hilfsmitteln, und ich eilte, nachdem ich ihm unsere Wohnung genau bezeichnet, nach der Apotheke. Als ich nun heimkam und in den Saal trat, wohin man den Vater unterdessen gebracht, lag dieser auf dem wohlbekannten blauen Lehnstuhl lang ausgestreckt. Der Arzt hatte ihm eine Ader geöffnet, und das reichlich fließende Blut hatte jenen gelben Rock, mit dem sie den fast Unbekleideten zugedeckt, über und über bespritzt. Auch sah mich der Kranke, indem er mir mit den Worten „Ohne Sie war es aus mit mir!“ für die schnelle Herbeischaffung des Arztes dankte, gerade so an, wie mich die visionäre Erscheinung angesehen, mit demselben halbgebrochenen Auge. Leider hatte der Aderlaß nur augenblickliche Linderung gewähren können, bald hatten wir in unserer neuen Haushaltung eine Leiche.

Der Ruf des Dürstenden. Der Berner Universitätsprofessor Maximilian Perty läßt in seinem Buche „Mystische Erscheinungen“ den Pfarrer Renaud das Folgende erzählen:

Im Jahre 1826 wohnte zu Bern ein gewisser Daniel Kieffer, der an Lungenschwindsucht litt. Ich besuchte ihn öfters. Einmal konnte ich einige Tage nicht nach ihm sehen. Da weckte mich eine Stimme wie die seinige und forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Ich erhob mich und machte Licht, aber da es mir lächerlich vorkam, um Mitternacht einen Besuch zu machen, legte ich mich wieder nieder. Eine Stunde darauf wiederholte sich die Sache. Ich schlief wieder ein. Um zwei Uhr die nämliche Stimme, aber dringender und vorwurfsvoll. Nun ging ich zu dem Kranken. Als ich leise an die Thür klopfte, rief er: „Kommen Sie nur, ich rufe Sie seit zwei Stunden!“ Sein Wärter hatte ihn verlassen, und ihn dürstete grausam.

Sebastian Brunner. Der katholische Theologe und vielseitige Schriftsteller Sebastian Brunner, zu Wien 1814 geboren, 1893 gestorben, erzählt in seinem Buche „Woher? Wohin?“:

Ich war dreizehn Jahre alt und schlief neben dem Schlafzimmer meiner Eltern. Da erwachte ich einst von einem lauten Schrei meiner Mutter. Gleich darauf hörte ich die Stimme meines Vaters: „Um Gotteswillen, was ist's, was ist dir geschehen?“ Die Mutter antwortete: „War's ein Traum? Was war's? Meine Mutter stand soeben hier am Bett, in einem weißen Gewand, in weiße Tücher gehüllt, totenbleich, wie sterbend, und sagte: Da bin ich!“ — „Das war ein

Traum," beruhigte der Vater, „nichts als ein Traum. Ich träume ja auch zuweilen und schreie dann auf.“ Die Mutter aber ließ sich nicht beschwichtigen, sie blieb dabei: das war was anderes als ein Traum. Sie brachte den Rest der Nacht schlaflos zu und ließ sich nicht abhalten, am Morgen sogleich Anstalten zu einer Reise nach Gladnig zu treffen. Ich und mein Bruder wurden mitgenommen. Im Walde vor Gladnig begegnete uns ein Mann, den meine Mutter ansprach: „Seid Ihr von Gladnig?“ — „Ja.“ — „Wißt Ihr nicht, was die alte Stetterin macht?“ — „Die Stetterin? Die ist ja heut Nacht gestorben.“

Der schwarze Hund. Sebastian Brunner erzählt:

Eines Morgens kam eine Arbeiterin, die im Seidenmagazin meiner Eltern (in Wien) verwendet wurde, bleich und verstört und erzählte meiner Mutter, sie habe in der Nacht einen Traum gehabt, dessen Schrecken sie noch nicht loswerden könne. Es sei ihr gewesen, wie wenn sie von ihrer Wohnung in unser Haus ginge, und da sei beim Laden rechts (an der Wohnung eines im gleichen Hause wohnenden Bandfabrikanten) ein schwarzer Hund gefressen mit feurigen Augen und fletschenden Zähnen und habe sie so gräßlich angestarrt, daß sie sich nicht ins Haustor gewagt habe. Aus Angst sei sie dann erwacht und nun habe sie das ganze Bild so fest im Gedächtnis, daß sie es für ein Erlebnis und nicht für einen Traum halten möchte. Meine Mutter lachte, aber das Mädchen blieb ernst und sagte: „Sie werden schon sehen, heute geschieht noch etwas und gerade bei dem Laden.“ — Es wird zehn Uhr (Vormittag), auf einmal ist im Hof ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen der Arbeiter von der im Erdgeschoß befindlichen Bandfabrik, schreckenbleiche Gesichter, agierende Gruppen. — Das Mädchen sieht das alles von einem Fenster des ersten Stocks aus, läuft neugierig hinab und kommt unmittelbar danach zu meiner Mutter: der Bandfabrikant habe sich erhängt, am Fenster, hinter dem Laden rechts, vor dem der schwarze Hund gefressen.

Kaplan Weber. Sebastian Brunner erzählt:

Ein Lieblingschüler des edlen Bischofs Sailer, der Kaplan J. K. Weber zu Mittelberg im Allgäu, saß an einem kalten und stürmischen Wintertage mit seinem Pfarrer zu Tisch. Da kam ein armer, dürftig gekleideter Knabe und bat um ein Almosen. Man ließ ihn ein und gab ihm zu essen. Er war aber so schwach und krank, daß er nicht weitergehen konnte. Weber schlug vor, ihm ein kleines Zimmer einzuräu-

men, darin sonst durchreisende Kapuziner zu übernachten pfl egten. Er brachte das Kind dort zu Bett und rief den Arzt. Dann pfl egte der Kaplan den Knaben auf das liebevollste, unterrichtete ihn und nahm sich seiner, der elternlos in der Welt umhergeirrt war, in jedem Betracht väterlich an. Aber die Krankheit wurde zu einem zehrenden Fieber, und im Herbst starb das Kind. Im Winter darauf befand sich Weber einmal nächtl ichterweile auf der Heimkehr von einem Krankenbesuch in einem entfernten Ort. Schnee war gefallen und hatte die Wege unkenntlich gemacht. Der Kaplan verlor den Weg und die Richtung. Plözl ick frachte es unter seinen Füßen: Eis brach, und er sank bis an die Hüften ins Wasser, ohne Grund zu fühlen. Vergeblich versuchte er, sich herauszuarbeiten, umsonst rief er um Hilfe. Da sah er einen hellen Glanz, der Knabe, den er gepflegt und dem er die Augen zugedrückt hatte, schwebte vor ihm. Er reichte ihm die Hand hin, half ihm aus dem Wasser, geleitete ihn auf festen Boden und erhob den Arm, die einzuschlagende Richtung anzudeuten. Dann war er verschwunden. — Der Kaplan folgte der Weisung und kam glücklich nach Hause. Am andern Morgen kehrte er an die Stelle zurück, noch waren seine Fußstapfen im Schnee zu sehen. Jetzt erfuhr er, daß der Weiher, auf dessen Eis er in der Nacht geraten war, gerade an dieser Stelle am tiefsten war.

Bei den Odschibwá-Indianern. Nach dem Basler Missionsmagazin, Jahrgang 1866. Sakewaquonaby, ein Indianer Häuptling, bekehrte sich zum Christentum, wurde Missionar und erlangte als Reverend Peter Jones in wesleyanischen Kreisen eine gewisse Berühmtheit. Er hinterließ eine unvollendete „Geschichte der Odschibwá-Indianer“. Darin erzählt er, als er am 9. August 1828 den Indianern am Simkoe-See gepredigt, hätten ihm Bekehrte gesagt, ein Pauwau [Medizinmann] beabsichtige, die Manitu [Geister] zu fragen, ob es recht sei, wenn die Indianer ihren alten Glauben verlassen und sich dem der Weißen zuwenden. Darauf hätte er sie gebeten, ihn wissen zu lassen, wann der Pauwau mit seinen Beschwörungen beginne, da er gern dabei sein wolle. Kurz nach Eintritt der Dunkelheit hätten jene ihm gemeldet, jetzt sei der Pauwau in den Tannenwald gegangen. Reverend Peter Jones erzählt nun weiter: „Wir folgten ihm und hörten bald das Gerassel in seinem Odschifakon, dem runden Zauberwigwam aus sieben mit Birkenrinde überzogenen Pfählen. Das

Dschifakon bewegte sich, als wäre es von Wind erfüllt. Wir schlichen uns so leise wie möglich heran und hörten nun das Gemurmel eines Geistes, der die Fragen des Pauwau beantwortete: Freilich sei es für die Indianer das Rechte, Christen zu werden. Ein anderer Geist, den jener anrief, riet ebenso entschieden zur Bekehrung. Er wandte sich an einen dritten, der beinahe wie der erste redete und hinzufügte, der Pauwau irre, wenn er die christlichen Indianer für närrisch oder betrunken halte, vielmehr beteten auch sie mit ihren Tränen und Seufzern den Großen Geist so an, wie dieser es liebe. Der vierte Geist aber sprach zu dem Pauwau: „Bald wird eines deiner Kinder sterben.“ — Jetzt flüsterte mir einer der Bekehrten zu: „Wenn wir niederknien und zu dem Großen Geist beten, so wird die Beschwörung gebrochen, und alle seine Teufel werden fliehen.“ Ich aber wünschte die Sache zu Ende zu hören, und antwortete: „Stören wir ihn nicht.“ Gleichwohl betete der Bekehrte ganz leise, Gott möchte sich des armen Mannes erbarmen. Im selben Augenblick hörte das Dschifakon auf, sich zu bewegen, und das Gemurmel hatte ein Ende. Und alsbald sprach der Pauwau zu sich selber: „Sollten vielleicht die christlichen Indianer gegen meinen Wigwam beten?“ Und er fing an, mit Macht zu singen, bis das Dschifakon sich mit Wind füllte und bebte, wie wenn es bersten wollte. Da sprach eine dumpfe Stimme: „Die christlichen Indianer stehen alle um dich her!“ Und sogleich trat der Pauwau heraus . . .

Steuert nach Nordwesten! R. Dale Owen, ehemals nordamerikanischer Gesandter in Neapel, erzählt in seinem Buche *Footfalls of the boundary of another world* (Philadelphia 1860):

Der Schotte Robert Bruce, damals etwa dreißig Jahre alt, diente 1828 auf einem Kauffahrteischiffe als Steuermann, das zwischen Liverpool und St. John in Neubraunschweig fuhr. Unweit der Küste von Neufundland eines Mittags in seiner Kabine, die an die Kajüte des Kapitäns stieß, in die Berechnung der Länge vertieft und mit dem Ergebnis nicht zufrieden, rief Steuermann Bruce nach der Kajüte des Kapitäns, den er dort anwesend glaubte: „Wie haben Sie es gefunden?“ Über die Achsel blickend glaubte er den Kapitän in seiner Kajüte schreiben zu sehen, und da er keine Antwort erhielt, ging er hinüber, um, als der Schreibende den Kopf hob, in ein völlig fremdes Gesicht zu sehen, das ihn starr anblickte. Bruce stürzte aufs Verdeck und teilte sein Erlebnis dem Kapitän mit. Als beide hinabgingen, war

niemand zu sehen, aber auf der Schreibtafel des Kapitäns stand in einer ganz unbekanntenen Handschrift: „Stear to the North-West.“ Man verglich die Handschrift aller auf dem Schiff, die schreiben konnten — keine glich der auf der Tafel. Man durchsuchte das ganze Schiff — kein Versteckter wurde gefunden. Der Kapitän, der schlimmsten Falles ein paar Stunden verlieren konnte, entschloß sich in der Lat nach Nordwesten zu steuern. Und schon bald kam ein von Eis eingeschlossenes Wrack in Sicht. Es war ein verunglücktes, nach Quebec bestimmtes Schiff, Mannschaft und Passagiere in größter Not. Als die Boote die Schiffbrüchigen an Bord holten, fuhr Bruce beim Anblick eines Mannes zurück, der nach Gesicht und Anzug ganz demjenigen glich, den er in der Kajüte hatte schreiben sehen. Der Kapitän ersuchte den Geretteten, ihm auf die Rückseite seiner Tafel „Stear to the North-West“ zu schreiben, und siehe, es war dieselbe Handschrift. Der Kapitän des verunglückten Schiffes aber berichtete, daß der Schreiber um Mittag in tiefen Schlaf verfallen sei und nach seinem Erwachen gesagt habe: „Heute werden wir gerettet.“ Denn ihm habe geträumt, er befinde sich an Bord eines Schiffes, das zur Rettung herbeikomme. Dann habe er das Schiff so genau beschrieben, daß es, als es wirklich in Sicht gekommen, von allen sofort erkannt worden sei. — Und der Schreiber selber erklärte, alles an Bord komme ihm ganz bekannt vor, so deutlich habe er es im Traume gesehen.

Die fremden Zungen. Michael Hohl erzählt in seinem 1839 zu St. Gallen erschienenen Buch „Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Eduard Irving's, gewesenen Predigers an der schottischen Nationalkirche in London“ von einem Besuch bei Irving [geboren 1792, gestorben 1834], dem Begründer der Apostolisch-Katholischen Kirche: . . . Schon öfter war ich von Irving auf einen Samstag Abend mit dem Bemerken eingeladen worden, daß dann mehrere seiner Freunde zu ihm kämen, um sich gemeinschaftlich über erbauliche Dinge zu unterhalten. . . . Es war fünf Uhr nachmittags, wie ich bei Irving anlangte, und bereits fanden sich mehrere von den eingeladenen Freunden in seinem Studierzimmer vereinigt . . . Nach und nach kamen immer noch mehr hinzu, bis eine ziemliche Gesellschaft beieinander war. Es wurde traulich über die Angelegenheiten des Tages, geistliche und weltliche gesprochen. . . . Etwa um sechs wurde die Gesellschaft in die eigentliche Wohnstube eingeführt, wo einige Damen anwesend waren,

die sich unterdessen mit Zubereitung des Thees beschäftigt hatten. Unter munteren Gesprächen verging nun auch hier wieder ein gutes Stündchen, bis dann abgetragen und zum eigentlichen Zwecke der Zusammenkunft geschritten wurde. — Die Abingung eines Psalms eröffnete die gemeinschaftliche Erbauung; hierauf warfen sich alle, wie es bei häuslichen Andachten in England Brauch ist, auf die Kniee, und Irving verrichtete laut ein langes und, wie von ihm gar nicht anders erwartet werden konnte, im höchsten Grade ergreifendes Gebet. . . . Während dieses Gebetes nun war es, daß einer der Anwesenden, ein Herr Taplin, plötzlich den Betenden unterbrach durch einige ganz fremdartige und an sich unverständliche Laute, die aber mit einer Gewalt der Stimme und einer Schärfe der Betonung ausgestoßen wurden, daß meine Haare sich sträubten und Schauer und Entsetzen mich ergriffen. So hatte mein Leben lang noch nichts mein Nervensystem, das doch nicht schwach ist, erschüttert, und ich glaube nicht, daß es mir möglich wäre, mit aller Anstrengung einer durchaus gesunden Kehle so gellende und schneidende Töne hervorzubringen. Auf diese Schriller wie ich sie nennen möchte, folgten einige Worte auf englisch, darunter der Ausruf: „Dies ist ein treuer Seelsorger! Dies ist ein geistlich gesinnter Mann!“ Sobald diese Stimme, wenn man sie so nennen darf, aufgehört hatte, fuhr Irving, der solches schon gewohnt war, in seinem Gebete fort und dankte zunächst Gott für diesen Beweis seiner Gegenwart unter uns, für diese Manifestation. Mir war dabei nicht wohl zu Mute, allein der Anlaß war zu feierlich, unsere Beschäftigung zu heilig, die anwesenden Personen zu ehrwürdig, als daß ich an etwas Böses hätte denken dürfen. Ich beugte jetzt vielmehr um so tiefer meine wankenden Kniee und raffte alle meine Kräfte zusammen, um ja mit wahrer ungeheuchelter Andacht an dem Gebete teilzunehmen. Aus Irvings fernerer Rede merkte ich deutlich genug, daß er diese Stimme für die Stimme des Heiligen Geistes hielt und derselben Erscheinung gleichstellte, die einst zu Cäsarien bei Cornelius während der Rede des Apostels Petrus sich zugetragen. Kaum hatten wir uns wieder auf unsere Stühle gesetzt und wollten uns anschicken einen andern Psalm zu singen, so brach plötzlich ein neben mir sitzendes junges Frauenzimmer in ähnliche Laute aus, die aber noch schärfer und schneidender waren. An die unverständlichen Laute knüpfte die Begeisterte in englischer Sprache mit ungemildeter Gewalt und

Schärfe eine dem Inhalt nach köstliche Ermahnung zum Wachen und Beten . . . Auch hierfür brachte Irving warme Danksgagungen dar, aber seine Stimme, die so oft mit donnernder Macht von der Kanzel herab erschallte, nahm sich jetzt nur ganz schwach aus im Vergleich zu derjenigen der Begeisterten. Gegen 10 Uhr wurden die Gäste mit dem Segen des Herrn entlassen.

Ein ganz eigentümliches Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich wieder auf der Straße, unter der lärmenden Menge mich befand. Die Straßen von London sind am Samstagabend, wenn alles seine Einkäufe auf den durch keine Geschäfte zu unterbrechenden Sonntag macht und die arbeitende Klasse mit ihrem Wochenlohn gern die Wirtshäuser aufsucht, besonders laut . . . Aber bald sah und hörte ich wenig mehr von dem, was um mich her vorging; alle meine Sinne und Gedanken waren allmählich verschlungen von dem, was heute abend als ganz neue Erscheinung vor meine Seele getreten war. Was sollte ich davon halten? Diese Frage zu beantworten fiel mir äußerst schwer . . . Wie ich die Sache auch betrachten mochte, das Geheimnis wollte sich mir nicht enthüllen, aber die gellenden Laute begleiteten mich immerfort. Als ich, von der lärmenden Menge entfernt, auf das einsame Feld gelangte, glaubte ich aus jeder Hecke und aus jedem Busch die fremde Zunge zu vernehmen, und ein Grauen ging mit mir bis ich endlich in meiner Wohnung anlangte und an der ruhigen Miene des mir öftnenden Bedienten erkannte, daß meine Unruhe mir nicht vorangegangen war. Sofort begab ich mich auf mein Zimmer und legte mich zu Bette, aber bis tief in die Nacht blieb die Szene, von der ich Zeuge gewesen war, vor meiner Seele stehen und hielt den Schlaf von meinen Augenlidern ferne . . .

Ein Vierteljahrhundert vorausgesetzt. Der englische Oberst Meadows Taylor erzählt in seinem Erinnerungsbuch: „Im indischen Dienst“, deutsch von Kunhardt von Schmidt, Berlin 1880, bei E. S. Mittler & Sohn:

I. 1828. . . Am Tage meiner Ankunft trat ein Brahmine in mein Zelt, setzte sich eine Weile still in eine Ecke und redete mich endlich an: „Man sagt mir, Sie sprächen Maharattisch, ist das wohl wahr?“ — „Nun,“ entgegnete ich, „verstehen kann ich es schon, wenn ich auch noch ein Anfänger bin.“ — „Mir gefällt Ihr Gesicht,“ fuhr der Brahmine fort, „darum würde ich Ihnen gern aus Ihrer Hand das Horo-

strop stellen. Wissen Sie noch Jahr und Tag Ihrer Geburt?" Ich nannte ihm meinen Geburtstag, während er aufmerksam bald meine Stirn, bald meine linke Hand betrachtete. Endlich begann er: „Im ganzen ist es ein langes, glückliches Leben, was sich mir hier offenbart, wenn auch Leid und Sorge ihm nicht fehlen wird. Noch sind Sie unvermählt, werden aber bald eine Frau nehmen und Vater werden. Nur wenige Kinder sind Ihnen beschieden, von denen einzelne im zarten Alter sterben. Wenn auch viel, sehr viel Geld durch Ihre Hände gehen wird, werden Sie doch selbst niemals große Reichtümer erlangen, aber auch nie Nahrungsorgen kennenlernen. In dieser Stadt bleiben Sie jetzt nur kurze Zeit, nach Jahren aber werden Sie hierher zurückkehren, um über uns zu herrschen. Haben Sie vor nichts Furcht, Ihr Geschick steht unter dem Jupiter, und das bedeutet Glück...“ Nach einigen Stunden kehrte der Brahmine zurück, um mir das geschriebene Horoskop vorzulegen, wobei er sich noch über einzelne meiner künftigen Schicksale ausließ. Am meisten war ich darüber erstaunt, daß ich ein Rajah [Rajah ist der Titel eingeborener indischer Fürsten] werden und ein großes Gebiet im Süden regieren sollte.

II. 1854 ... Als ich gleich nach meiner Ankunft mich in mein Zelt begeben hatte, trat ein alter Brahmine herein, der sich eine Weile lautlos in einer Ecke niederließ. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß ich allein sei, trat er näher, sah mir, auf seinen Stoch gestützt, scharf ins Gesicht und begann: „Seid Ihr der Taylor Sahib, der vor langen Jahren hier geweilt?“ — Als ich dies bejahte, zog er ein Bündel alter Papiere hervor und fragte, ob ich mich ihrer erinnere. Beim Durchblättern bemerkte ich, daß auf allen mein Anfangsbuchstabe stand; da es aber meine Gewohnheit war, denselben auf alle Dokumente zu setzen, von denen ich Kenntniss genommen hatte, mußte ich nicht so gleich, worauf die Schriftstücke Bezug hatten, sollte indessen bald darüber aufgeklärt werden. „Habt Ihr vergessen,“ sagte der alte Mann, „daß ich Euch einst das Horoskop gestellt und Euch vorausgesagt, Ihr würdet nach vielen Jahren hierher zurückkehren, um über uns zu herrschen. Seht Ihr, es ist wahr geworden! Ihr seid gekommen, und zwar fast genau nach fünfundzwanzig Jahren, wie ich es vorausgesagt.“ Das stimmte allerdings, denn hier war ich, und zwar gewissermaßen als Herrscher über sie. Es fiel mir auch ein, wie seltsam es mir er-

schiene, als in der Residenz, auf Wunsch der Bombay-Regierung, meine Bestimmung so plötzlich geändert wurde, daß ich statt nach Berar in diese westlichen Gebiete entsendet ward. „Und auch ein Rajah seid Ihr gewesen und habt zehn Jahre lang ein Land im Süden regiert,“ fuhr der Alte fort, „seht, Herr, hier steht es, auch darin ist kein Irrtum!“ und er zeigte erregt auf das Dokument. „Nun, nicht ganz ein Rajah,“ erwiderte ich lachend, „nur Verwalter des Landes solange der Rajah ein Kind war.“ — „Das ist wohl dasselbe,“ entgegnete der Brahmine, „denn Ihr waret allmächtig und regiertet das Volk gerade so wie ein Fürst. Auch Kummer habt Ihr erduldet, Herr, als Ihr damals bei uns gewesen seid, waret Ihr unvermählt, und inzwischen habt Ihr, wie ich höre, einige liebe Kinder verloren. Ich schrieb auch das. Ich sah alles deutlich voraus — hier steht es. Man sagt mir ferner, daß Ihr nicht reich seid, obwohl viele Laks Rupien durch Eure Hände gegangen sind . . .“

Goethes Bedienung. Jenny von Pappenheim berichtet aus Weimar vom Mai 1831:

Goethe selbst war es, der mir bei einem Besuch im Gartenhaus den Ursprung des von den Seinigen besprochenen Spukes folgendermaßen erzählte:

„Ich habe eine unsichtbare Bedienung, die den Vorplatz immer rein-
gekehrt hält. Es war wohl ein Traum, aber ganz wie Wirklichkeit, daß ich einst in meiner oberen Schlafstube, deren Thür nach der Treppe zu offen war, in der ersten Tagesfrühe eine alte Frau sah, die ein junges Mädchen unterstützte. Sie wandte sich zu mir und sagte: ‚Seit fünf-
undzwanzig Jahren wohnen wir hier mit der Bedingung, vor Tages-
anbruch fort zu sein; nun ist sie ohnmächtig, und ich kann nicht gehen!‘
— Als ich genauer hinsah, waren sie verschwunden.“

Goethes Sterbetag. Friedrich Coret, 1821 als Erzieher des Erbprinzen nach Weimar berufen und bald in Goethes Hause verkehrend, erzählt:

Mehrere Goethe besonders Befreundete versichern, daß er den 22. März für einen auf sein Leben besonders einflußreichen Tag halte und hoffe, daß der übrige Teil des Jahres sich glücklich für ihn gestalten werde, sobald der 22. März ohne Hindernisse an ihn herantrete. Tatsache ist es, daß er sich in seiner letzten Krankheit sorgfältig nach dem Datum erkundigte, wie es noch am Morgen seines Sterbetages

(22. März 1832) der Fall war. Er sprach dabei von dem Eintritt des Frühlings und dem Einfluß der schönen Apriltage auf seine Wiederherstellung. Wenige Stunden nachher rezitierte Eckermann die Worte des sterbenden Faust, und Goethe tat den letzten Atemzug an demselben Tage, an dem einige Jahre zuvor (1819) sein Kollege, der Minister Voigt, gestorben war.

Im Pfarrhause zu Cleversulzbach. Der Pfarrer und Dichter Eduard Mörike zu Cleversulzbach im Januar 1841 an den Arzt und Dichter Justinus Kerner zu Weinsberg:

Sie haben, verehrtester Freund, sowohl in der „Seherin von Prevorst“ (2. Bandes. Siebente Latsache), als auch neuerdings in einem Hefte Ihres „Magikon“ von dem Spuke des hiesigen Pfarrhauses gesprochen und unter anderem die Art und Weise, wie ich, bald nach meiner Hieherkunft im Sommer 1834, die Entdeckung dieses Umstandes machte, nach meiner mündlichen Erzählung berichtet. Ich will nun, Ihrem Verlangen gemäß, zunächst aus meinem Tagebuche, soweit es überhaupt fortgeführt ist, dasjenige, was ich in dieser Beziehung etwa Bemerkenswertes finde, zu beliebigem Gebrauche hiemit für Sie ausziehen.

Vom 19.—30. August 1834. Ich fange an zu glauben, daß jene „Siebente Latsache“ Grund haben möge. Zweierlei vorzüglich ist's, was mir auffällt. Ein Fallen und Rollen, wie von einer kleinen Kugel unter meiner Bettstatt hervor, das ich bei hellem Wachen und völliger Gemütsruhe mehrmals vernahm, und wovon ich bei Tage trotz allem Nachsuchen keine natürliche Ursache finden konnte. Sodann, daß ich einmal mitten in einem harmlosen, unbedeutenden Traum plötzlich mit einem sonderbaren Schrecken erweckt wurde, wobei mein Blick zugleich auf einen hellen, länglichten Schein unweit der Kammertüre fiel, welcher nach einigen Sekunden verschwand. Weder der Mond noch ein anderes Licht kann mich getäuscht haben. Auch muß ich bemerken, daß ich bereits, eh' Kerners Buch in meinem Hause war, während eines ganz gleichgültigen Traumes durch die grauenhafte Empfindung geweckt wurde, als legte sich ein fremder, harter Körper in meine Hüfte auf die bloße Haut. Ich machte mir damals nichts weiter daraus und war geneigt, es etwa einem Krampfe zuzuschreiben, woran ich freilich sonst nicht litt. Indes hat mir ein hiesiger Bürger, der ehrliche Balthasar Hermann, etwas ganz Ähnliches erzählt, das ihm vor

Fahren im Haus widerfuhr. Herr Pfarrer Hochstetter ließ nämlich, so oft er mit seiner Familie auf mehrere Tage verreiste, diesen Mann, der ebenso unerschrocken als rechtschaffen ist, des Nachts im Hause liegen, damit es etwa gegen Einbruch usw. geschützt sein möge, und zwar quartierte er den Mann in jenes Zimmer auf der Gartenseite, worin nachher mein Bruder so vielfach beunruhigt wurde. Einst nun, da Hermann ganz allein im wohlverschlossenen Hause lag (die Magd schlief bei Bekannten im Dorfe) und sich nur eben zu Bett gelegt hatte, fühlte er, vollkommen wach, wie er noch war, mit einem Male eine gewaltsame Berührung an der linken Seite auf der bloßen Haut, als wäre ihm ein fremder Gegenstand, „so rauh wie Baumrinde“, unter das Hemde gefahren, wie um ihn um den Leib zu packen. Die Empfindung war schmerzhaft, er fuhr auf und spürte nichts mehr. Die Sache wiederholte sich nach wenigen Minuten, er stand auf und ging, ich weiß nicht mehr in welcher Absicht, auf kurze Zeit nach Haus, kam wieder und blieb ungestört für diese Nacht.

Inzwischen haben auch die Meinigen mehr oder weniger Auffallendes gehört. Ich kann vorderhand nichts tun, als mir den Kopf freihalten; auch hat es damit keine Not, bei Tage müssen wir uns Gewalt antun, um uns nicht lustig darüber zu machen, bei Nacht gibt sich der Ernst von selbst.

Vom 2.—6. September. Die Geister-Indizien dauern fort, und zwar jetzt in verstärktem Grade. Am 2. dieses Monats nach dem Abendessen zwischen 9 und 10 Uhr, als eben die Mutter durch den Hausöhrn ging, vernahm sie ein dumpfes, starkes Klopfen an der hintern Haustür, die auf ebenem Boden in den Garten hinausführt. Ihr erster Gedanke war, es verlange noch jemand herein; nur war das Klopfen von einem durchdringenden Seufzer gefolgt, der sogleich eine schauerhafte Idee erweckte. Man riegelte unverzüglich auf und sah im Garten nach, ohne irgendeine menschliche Spur zu entdecken. Auch Karl (mein älterer Bruder), dessen Zimmer zunächst an jener Tür ist, sowie Klärchen (meine Schwester) und die Magd hatten das Klopfen gehört. Meine Mutter, von jeher etwas ungläubig in derlei Dingen und bisher immer bemüht, sie uns auszureden, bekennt sich zum ersten Male offen zu der Überzeugung, daß es nicht geheuer um uns her zugehe. Am 4. September, vor 10 Uhr abends, da wir schon alle uns niedergelegt hatten, kam Karl in meine Schlafstube hereingestürzt und sagte, er sei durch

einen fürchterlichen Knall, ähnlich dem eines Pistolenschusses, der innerhalb seines Zimmers geschehen, erweckt worden. Wir untersuchten augenblicklich alles, doch ohne den mindesten Erfolg. K. behauptete, ohne alle besorgliche Gedanken sich zu Bette begeben zu haben, und will auf keine Weise meine natürlichen Erklärungsgründe gelten lassen, die ich von der eigentümlichen Reizbarkeit des Organismus beim Übergang vom Wachen zum Schlafen hernahm, sowie daher, daß wir übrigen, Wachenden, nichts hörten, ungeachtet K.'s Stube nur wenige Schritte von uns liegt. Anderer kleiner Störungen, die mir gleichwohl ebenso unerklärbar sind, gedenke ich hier nur mit wenigem. So hörte ich in den verklossenen Nächten oft eine ganz unnachahmliche Berührung meiner Fensterseiben bei geschlossenen Laden, ein sanftes, doch mächtiges Andrängen an die Laden von außen, mit einem gewissen Säusen in der Luft verbunden, während die übrige, äußere Luft vollkommen regungslos war; ferner schon mehrmals dumpfe Schütterungen auf dem obern Boden, als ginge dort jemand, oder als würde ein schwerer Kasten gerückt. Am 6. September. Abends gegen 9 Uhr begegnete Karl folgendes. Er war, um zu Bette zu gehen, kaum in sein Schlafzimmer getreten, hatte sein Licht auf den Tisch gesetzt und stand ruhig, da sah er einen runden Schatten von der Größe eines Tellers die weiße Wand entlang auf dem Boden gleichsam kugeln, ungefähr vier bis fünf Schritte lang hinschweben und in der Ecke verschwinden. Der Schatten konnte, wie ich mir umständlich dartun ließ, schlechterdings nicht durch die Bewegung eines Lichts und dergleichen entstanden sein. Auch von außen konnte kein fremder Lichtschein kommen, und selbst diese Möglichkeit vorausgesetzt, so hätte dadurch jene Wirkung nicht hervorgebracht werden können. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag, 14.—15. September, herrschte eine ungewöhnliche Stille im Hause. Dagegen fingen am Montag abend die Unruhen schon um 9 Uhr an. Als ich mich mit Karl ohne Licht in den Hausgang stellte, um zu lauschen, vernahmen wir bald da, bald dort seltsame Laute und Bewegungen, namentlich einmal ganz dicht neben uns an der Wand ein sehr bestimmtes Klopfen, recht als geschähe es, unsere Neugierde zu wecken. Um 4 Uhr des Morgens aber, da es noch ganz dunkel war und ich hell wachend im Bette lag, geschahen (wie mir vorkam auf dem obern Boden) zwei bis drei dumpfe Stöße. Während ich weiter aufhorchte und im stillen wünschte, daß auch mein

Bruder dies gehört haben möchte, kam dieser bereits herbeigelaufen und erzählte mir das gleiche. Dienstag, den 16. September, abends 10 Uhr, ich war kaum eingeschlafen, weckte mich Klärchen mit der Nachricht, daß, während sie noch eben am Bette der Mutter gesessen und ihr vorgelesen, sie beide durch einen dumpfen, starken Schlag auf dem obern Boden schreckhaft unterbrochen worden seien. In derselben Nacht erfuhr Karl folgendes, was ich mit seinen eigenen Worten hersehe. Er schrieb das Ereignis auf meine Bitte mit größter Genauigkeit auf: Mein Schlafzimmer hat zwei Fenster und jedes Fenster zwei Läden von dickem Holze ohne andere Öffnungen als solche, welche altershalber durch Ritzen u. s. w. in denselben entstanden, aber unbedeutend sind. Von diesen Läden waren in der Nacht von gestern auf heute drei verschlossen; nur einer, derjenige, welcher meinem Bette am nächsten ist, war offen. Durch dieses halbe Fenster und dessen halbdurchsichtigen Vorhang schien der Vollmond hell in das Zimmer und bildete an der Wand rechts neben meinem Bette, wie natürlich, ein erleuchtetes, längliches Viereck. Es war etwa um halb 4 Uhr morgens, als ich aufwachte. Nun bemerkte ich außer jenem Viereck auf einer andern Seite und mir ungefähr gegenüber, ganz oben, wo die Wand und die Decke zusammenstoßen, einen hellen, runden Schein, im Durchmesser von ungefähr $\frac{1}{4}$ Fuß. Es schien ein Licht zu sein wie Mondlicht; ich hielt es auch anfangs dafür, wiewohl es mir etwas sonderbar deuchte, so hoch oben und so isoliert einen Schein zu sehen. Ich schaute nun zu dem offenen Laden hinaus und überzeugte mich, daß dieser Schimmer weder vom Monde noch von einem Kerzenlicht in der Nachbarschaft herrühre. Dann legte ich mich wieder und dachte über diese außerordentliche Erscheinung nach. Aber während ich starr meinen Blick darauf heftete, verschwand sie ziemlich schnell vor meinen Augen. Dies fiel mir noch mehr auf, und ich machte mir noch immer Gedanken darüber, als die Stille, die tiefe Stille, die sonst herrschte, unterbrochen wurde und ich ein leises Geräusch hörte, als wenn sich jemand auf Socken von der östlichen Seite des Ganges her der Türe meines Schlafzimmers näherte, und gleich darauf entstand draußen an der Türe ein starkes Gepolter, als stieße ein schwerer Körper heftig gegen dieselbe, sie wurde zugleich mit Gewalt einwärts gedrückt. Es war kein einfacher Schall, denn es schien, als wenn verschiedene Teile dieses Körpers schnell aufeinander an die Türe anprallten. Ich er-

schrak tief in die Seele hinein und wußte anfangs nicht, ob ich Lärm machen, läuten oder fliehen sollte. Letzteres wollte ich sogleich nicht, weil ich im ersten Schrecken fürchtete, auf die unbekannte Ursache jenes Gepolters zu stoßen, ich entschloß mich nun, ein Licht zu machen. Bevor ich aber dieses tat, geschah noch folgendes. Bald nachdem das Getöse schwieg und wieder die vorige Stille herrschte, erschien der nämliche runde Schein an der nämlichen Stelle wieder, blieb einige Zeit und verschwand dann vor meinen Augen. Während dieser Zeit blieb der Laden, der Vorhang und der natürliche Mondschein rechts an der Wand unverändert. Mit dem angezündeten Licht ging ich sofort in den Ausgang, als ich aber in diesem nichts Besonderes entdeckte und noch überdies den Hund in den vorderen Zimmern eingesperrt und ruhig fand, überzeugte ich mich, daß hier ein Spukgeist sein Wesen trieb. Heute nun, über Tag, überzeugte man sich auch durch wiederholte, fast zwei Stunden lang fortgesetzte Versuche mit sämtlichen spiegelnden und glänzenden Gegenständen des Zimmers und mit Berücksichtigung aller möglichen Standpunkte des Mondes, daß der sonderbare Schein an der höchsten Höhe des Zimmers auch nicht durch Spiegelung hervorgebracht werden konnte, sowie auch aus der Stellung der Nachbarhäuser und andern Umständen leicht ersichtlich war, daß von dort kein Strahl eines Kerzenlichts an die gedachte Stelle gelangen konnte. Soweit die Angabe meines Bruders. Noch ist aber von dieser unruhigen Nacht das Auffallendste zu bemerken übrig. Meine Mutter erzählte, sie habe zwischen 10 und 11 Uhr ganz ruhig, wachend im Bette gelegen, als sie an ihrem Kissen auf einmal eine besondere Bewegung verspürt. Das Kissen sei wie von einer untergeschobenen Hand ganz sachte gelüpft worden. Sie selbst habe mit dem Rücken etwas mehr seitwärts gelegen, sonst hätte sie es wohl mit aufgehoben. Dabei sei es ihr selbst verwunderlich, daß sie weder vor, noch während, noch auch nach diesem Begebnis die mindeste Furcht empfunden. Vom 9.—15. Oktober (in welcher Zeit ich den Besuch meines Freundes M. hatte). Seit kurzem regt sich das unheimliche Wesen aufs neue, und zwar stark genug. Eine auffallende Erscheinung wurde auch dem Freunde zuteil. Nicht lange nach Mitternacht, d. h. immerhin mehrere Stunden, bevor an ein Grauen des Tages oder an eine Morgenröthe zu denken war, sah er in dem Fenster, das seinem Bette gegenübersteht, eine purpurrote Helle sich verbrei-

ten, welche allmählich wieder verschwand, kurz nachher aufs neue entstand und so lange anhielt, daß M. sich vollkommen versichern konnte, es liege hier keine Augentäuschung zugrunde. Die Geltung dieses Phänomens bestätigte sich in einer der folgenden Nächte durch meine Mutter, die denselben Schein in ihrem Schlafzimmer an der ihrem Bett gegenüberstehenden Wand erblickte. Sogar Klärchen, von der Mutter darauf aufmerksam gemacht, sah ihn noch im Verschwinden.

16. Oktober. Heute nacht abermals Unruhen im Haus. Ein starkes Klopfen auf dem obern Boden. Dann war es auch einmal, als würden Ziegelplatten vom Dach in den Hof auf Bretter geworfen. Es ging jedoch kein Wind die ganze Nacht, und morgens konnten wir keine Spur von jenem Wurfe finden.

25. Oktober. In einer der letzten Nächte sah Karl gerade über dem Fuße seines Bettes eine feurige Erscheinung, eben als beschriebe eine unsichtbare Hand mit weißglühender Kohle oder mit glühender Fingerspitze einen Zickzack mit langen Horizontalstrichen in der Luft. Der Schein sei ziemlich matt gewesen. Hierauf habe sich ein eigentümliches Schnarren vernehmen lassen. In der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober sah meine Mutter einen länglichten, etwa drei Spannen breiten, hellweißen Schein in der Ecke ihres Schlafzimmers, ziemlich hoch überm Boden und bis an die Zimmerdecke reichend, zu einer Zeit, wo der Mond längst nicht mehr am Himmel stand.

13. November. In der Nacht, etwa zwischen 1 und 2 Uhr, erwachte meine Schwester, wie sie sagt, ganz wohlgenut, und setzte sich, um eine Traube zu essen, aufrecht im Bette. Vor ihr, auf der Bettdecke, saß ihr kleines, weißes Käzchen und schnurrte behaglich. Es war durchs Mondlicht hell genug im Zimmer, um alles genau zu erkennen. Klärchen war noch mit ihrer Traube beschäftigt, als sie mit völligem Gleichmut ein vierfüßiges Tier von der Gestalt eines Hundes durch die offene Thür des Nebenzimmers herein und hart an ihrem Bette vorüberkommen sah, wobei sie jeden Fußtritt hörte. Sie denkt nichts anders, als: es ist Zoli, und sieht ihm nach, ob er wohl wieder, seiner Gewohnheit nach, sich unter das gegenüberstehende Bett meiner Mutter legen werde. Sie sah dies aber schon nicht mehr, weil er unter dem zunächst stehenden Sessel ihr aus dem Gesicht kommen mußte. Den andern Morgen ist davon die Rede, ob denn auch der Hund, den mein Bruder abends zuvor beim Heimgehen von dem $1\frac{1}{2}$ Stunden von hier entfernten Eberstadt, ganz in der Nähe dieses Dorfes verloren hatte,

nun wohl nach Haus gekommen sei? Klärchen, welche nichts von seinem Abhandenkommen gewußt, stuzt nun auf einmal, fragt und erfährt, daß man im Begriffe sei, den Hund im Pfarrhaus zu Eberstadt abholen zu lassen, wo Karl gestern gewesen und man das Tier vermuthlich über Nacht behalten haben werde. So war es auch wirklich; ein Bote brachte es am Strick geführt.

So viel aus dem Diarium, das hie und da von mir ergänzt wurde. Im folgenden Jahr bricht es ab, weil ich schwer und auf lange erkrankte. Schlimmer als im Jahr 1834 ist auch das Spulwesen nachher und bis auf die jetzige Zeit niemals geworden; vielmehr hat es sich inzwischen seltener, obwohl nicht weniger charakteristisch geäußert. Merkwürdig ist, daß es sich meist gegen den Herbst und im Winter vermehrt, im Frühling und die Sommermonate hindurch auch wohl schon ganz ausblieb. Der Zeitpunkt morgens früh 4 Uhr ist, nach meinen Beobachtungen, vorzugsweise spukhaft. Sehr häufig endigen auch die nächtlichen Störungen um diese Zeit mit merklichem Nachdruck. Eine Erfahrung aus neuerer Zeit, welche mein gegenwärtiger Amtsgehülfe, Herr Sattler, in dem mehrerwähnten Zimmer auf der Gartenseite machte, soll hier mit seinen eigenen Worten stehen: Ich war am 29. November 1840 abends um 8 $\frac{1}{2}$ Uhr zu Bette gegangen und hatte sogleich das Licht gelöscht. Ich saß nun etwa eine halbe Stunde noch aufrecht im Bette, indem ich meine Gedanken mit einem mir höchst wichtigen Gegenstande beschäftigte, der meine ganze Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm, daß er keiner Nebenempfindung Raum gab. Weder den Tag über, noch besonders solange ich im Bette war, hatte ich auch nur im entferntesten an Geisterspuk gedacht. Plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, ergriff mich ein Gefühl der Unheimlichkeit, und wie von unsichtbarer Macht war ich innerlich gezwungen, mich umzudrehen, weil ich etwas an der Wand zu Haupte meines Bettes sehen müsse. Ich sah zurück und erblickte an der Wand (welche massiv von Stein und gegipst ist) in gleicher Höhe mit meinem Kopfe, zwei Flämmchen, ungefähr in der Gestalt einer mittleren Hand, ebenso groß, nur nicht ganz so breit und oben spitz zulaufend. Sie schienen an ihrem untern Ende aus der Wand herauszubrennen, flackerten an der Wand hin und her, im Umkreis von etwa 2 Schuh. Es waren aber nicht sowohl brennende Flämmchen als vielmehr erleuchtete Dunstwölkchen von rötlich-blassem Schimmer. Sowie ich sie

erblickte, verschwand alles Gefühl der Bangigkeit, und mit wahrem Wohlbehagen und Freude betrachtete ich die Lichter eine Zeitlang. Ob sie doch wohl brennen? dachte ich, und streckte meine Hand nach ihnen aus. Allein das eine Flämmchen, das ich berührte, verschwand mir unter der Hand und brannte plötzlich daneben; drei, viermal wiederholte ich den nämlichen Versuch, immer vergeblich. Das berührte Flämmchen erlosch jedesmal nicht allmählich und loderte ebenso wieder nicht allmählich sich vergrößernd an andern Orte auf, sondern in seiner vollen Gestalt verschwand es, und in seiner vollen Gestalt erschien es wieder daneben. Die zwei Flämmchen spielten hie und da ineinander über, so daß sie eine größere Flamme bildeten, gingen aber dann immer bald wieder auseinander. So betrachtete ich die Flämmchen vier bis fünf Minuten lang, ohne eine Abnahme des Lichts an ihnen zu bemerken, wohl aber kleine Biegungen und Veränderungen in der Gestalt. Ich stand auf, kleidete mich an, ging zur Stube hinaus (wo ich in der Lüre noch die Lichter erblickte) und bat den Herrn Pfarrer, der im vorderen Zimmer allein noch auf war, zu mir herüberzukommen und die Erscheinung mit anzusehen. Allein, wie wir kamen, war sie verschwunden, und obgleich wir wohl noch eine halbe Stunde lang mit gespannter Aufmerksamkeit Acht gaben, zeigte sich doch nichts mehr. Ich schlug nun ein Licht, allein mit diesem konnte ich so wenig als morgens darauf am hellen Tage auch nur die geringste Spur an der, auch ganz trockenen, Wand wahrnehmen. Die vom Herrn Pfarrer aufgeworfene Frage, ob in den vorhergehenden Tagen oder Wochen nicht etwa ein phosphorisches Schwefelholz an jener Wand möchte gestrichen worden sein, mußte ich mit Bestimmtheit verneinen. Zu allem Überflusse machten wir indes ausführliche Versuche mit Zündhölzchen, davon das Resultat jedoch ein von meiner Beobachtung sehr verschiedenes war. — Die ziemlich gewöhnlichen Wahrnehmungen im Hause, die teilweise eben gegenwärtig wieder an der Reihe sind, muß ich in der Kürze noch anführen: Ein sehr deutliches Atmen und Schnaufen in irgendeinem Winkel des Zimmers, zuweilen dicht am Bette der Personen. Ein Tappen und Schlurfen durchs Haus, verschiedene Metalltöne: als ob man eine nicht sehr straff gespannte Stahlseite durch ein spitzes Instrument zum Klingen oder Klirren brächte; als ob ein Stückchen Eisen, etwa ein Feuerstahl, etwas unsanft auf den Ofen gelegt würde. Ferner Töne, als führte je-

mand zwei bis drei heftige Streiche mit einer dünnen Gerte auf den Tisch; auch ein gewisses Schnellen in der Luft, dann Töne, wie wenn ein dünnes Reis zerbrochen oder, besser, ein seidener Faden entzweigerissen würde. (So unterhielt ich mich eines Abends bei Licht und bei der tiefsten Stille mit einem meiner Hausgenossen allein in jenem Gartenzimmer, als dieser Ton in einer Pause des Gesprächs zwischen unsern beiden Köpfen mit solcher Deutlichkeit sich hören ließ, daß wir zugleich uns lächelnd ansahen.) Zum erstenmal, wie man hier sagt, wurde der Spuk im Pfarrhaus unter dem Herrn Pfarrer Leyrer (1811—1818) ruckbar. Am lebhaftesten war er unter Herrn Pfarrer Hochstetter (1818—1825), der mir die auffallendsten Dinge erzählt hat; auch nachher, noch zur Zeit des Herrn Pfarrer Rheinwald, war er um vieles stärker als bei mir. Ich schließe mit der Versicherung, daß ich bei allen diesen Notizen ein jedes meiner Worte auf das gewissenhafteste abwog, um nirgend zu viel noch zu wenig zu sagen, und alle Zweideutigkeit zu vermeiden, besonders auch, daß ich, was die Angaben anderer betrifft, an der Wahrheitsliebe und Urteilsfähigkeit der angeführten Hausgenossen nicht im geringsten zu zweifeln Ursache habe. Eduard Mörike, Pfarrer.

Klefersulzbach im Januar 1841.

[Von Justinus Kerner zu Weinsberg, dem 1786 geborenen Dichter, Arzt und Geisterbanner, dessen 1829 erschienenenes Buch „Die Seherin von Prevorst, Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hineinragen einer Geisterwelt in die unsere“ jahrzehntelang immer wieder neu aufgelegt wurde, und dem für seine Zeitschrift „Magikon“ der Dichterpfarrer Mörike diesen Bericht übersandte, wird in einem andern Bande der „Brüder der Rose“ („Wolfs“ Geschichten um ein Bürgerhaus. Zweites Buch: Vor Bismarcks Aufgang) so viel erzählt, daß seine liebenswürdige und interessante Persönlichkeit in dem vorliegenden Buche sich wohl im Hintergrunde halten darf. Wer Zimmermanns viel zu wenig bekannten „Münchhausen“ zur Hand hat, wird mit Vergnügen das gegen Kerner heiter polemisierende vierte Buch lesen: „Voltergeister in und um Weinsberg“.]

Im Holzturm zu Mainz. Aus „Verhandlungen des Assisenhofes in Mainz über die der Giftmörderin Margaretha Jäger und ihrer Mitschuldigen Sibilla Katharina Neuter zur Last gelegten Verbrechen“ [Mainz 1835. Hofbuchdruckerei Theodor von Zabern], die

damit endeten, „daß beide schuldig befunden, zur Hinrichtung durch Abschlagen des Kopfes, und die Jäger, als Vaternörderin, zum Hinführen auf den Richtplatz mit bloßen Füßen, im Hemde, mit schwarzem Schleier auf dem Kopfe, zur Ausstellung auf dem Blutgerüste, während ein Gerichtsdiener das Urtheil abliest, zur Abhauung der rechten Hand und zur alsbaldigen Hinrichtung verurtheilt“ wurden:

Sitzung vom 25. März. Die Sitzung wurde um 1/29 eröffnet. Der Herr Präsident [Obergerichtsrat Stephani] hatte in Gefolge seines *pouvoir discretionnaire* den Herrn Untersuchungsrichter Lebert aufordern lassen, vor dem Gerichte zu erscheinen, um über die die Angeklagte Jäger betreffenden Vorgänge im weiblichen Arresthause und auf dem Holzturme, sowie über die von ihr gemachten Eingeständnisse und Widerrufungen zu deponieren. Der Herr Untersuchungsrichter erklärte, die Jäger hätte nie in geheimer Haft gefessen, und wenn sie einigemale von dem Vikariate nach dem Holzturme gebracht worden, so wäre einzig und allein ihre Unverträglichkeit und ihre Zanksucht gegen ihre Mitverhaftete Ursache gewesen.

Selbst auf dem Holzturme hätte sie nie allein gefessen, sondern immer mit zwei andern Frauenspersonen in demselben Zimmer. Auf dem Holzturme hätte sich, zufolge der ihm von dem Verwalter gemachten Anzeige, folgendes zugetragen: In dem Zimmer, wo die Jäger gelegen, hätten sich zwei Betten befunden: in der einen Ecke ein Bett, auf dem ihre zwei Mitgefängenen, und in der andern das, auf dem die Jäger gelegen. Jede Nacht hätten die zwei Mitgefängenen die Erscheinung eines Geistes bemerkt, der stundenlang vor dem Bette der Jäger gestanden und diese angesehen hätte; die Jäger hätte damals geschlafen und nichts bemerkt; nach einigen Nächten hätte sie aber nicht geschlafen und auch selber die Erscheinung gesehen. Von diesem Augenblicke an hätten die zwei andern Frauen nicht mehr in dem Gefängnisse bleiben wollen, und die Jäger war durch den Gedanken, daß durch ihr hartnäckiges Leugnen ihre [von ihr vergifteten] Verwandten selbst in der andern Welt keine Ruhe finden könnten, so sehr beängstigt worden, daß sie den beiden Frauen eingestanden, sie hätte den Neuter vergiften helfen und einige ihrer Verwandten selbst vergiften. — Der Untersuchungsrichter, hiervon in Kenntniß gesetzt, begab sich nun selbst in das Gefängniß und fand die Beklagte in einem Zustande, der einige Reue zeigte; sie erklärte ihm sogleich sie wolle,

die Wahrheit bekennen: den Neuter hätte sie mit Hilfe seiner Gattin vergiftet und außerdem mehrere ihrer nächsten Verwandten, nur das eine Kind hätte sie nicht vergiftet, sondern es hätte ohne ihr Zutun von dem vergifteten Wasser getrunken. Bei der Vergiftung ihres Onkels hätte sie ihrem Vater [nur] geholfen; später gestand sie auch die Vergiftung ihres Onkels zu und bat den Untersuchungsrichter, sie von dem Holzturme wegzunehmen, weil sie die Erscheinung zu sehr fürchte . . .

Das Kaffee=Service. In Camille Flammarions (deutsch unter dem Titel „Rätsel des Seelenlebens“ bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienener) Sammlung erzählt F. Meyer=Noirt:

Im Jahre 1835 wohnten meine Großeltern in einem Landhaus in Saint=Maurice bei La Rochelle. Ihr ältester Sohn, mein Vater, war Leutnant in Algier, wo er zehn Jahre, der größten Anstrengungen und Gefahren voll, verbrachte. Der Enthusiasmus seiner Briefe, seine freudigen Schilderungen weckten in seinem Bruder den Wunsch, auch nach Afrika zu gehen. Er schiffte sich als Unteroffizier im April 1835 ein, vereinigte sich in Oran mit meinem Vater und nahm Ende Juni an einem Feldzug gegen Abd el=Kader teil. [Abd el=Kader war ein durch Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Waffengewandtheit ausgezeichnete arabischer Emir, unter dessen Führung, nachdem die Franzosen Algier erobert und die türkische Herrschaft gebrochen hatten, einige arabische Stämme lange Jahre für ihre Unabhängigkeit kämpften.] Bei Arzen mußten die Franzosen den Rückzug antreten und verloren viele Leute in den Sümpfen von Macta. Mein Oheim war im Feuer dreimal verwundet worden, doch nicht ernstlich. Im Quartier nun reinigte ein Soldat sein Gewehr, es ging los und die Ladung traf meinen Oheim in den Schenkel. Er wurde operiert, starb aber nachher an Wundkrampf.

Damals gab es keine so guten Verbindungen wie heute, und meine Großmutter wußte von all diesen Vorgängen nichts. — Meine Großmutter hatte nach damaliger Sitte in ihrem Gastzimmer ein Kaffee=service auf dem Kaminsims stehen. Eines Tages hörte sie ein Klirren und Lärmen aus diesem Zimmer, eilte mit ihrem Dienstmädchen hin und sah zu ihrem Entsetzen das ganze Geschirr zerbrochen mitten im Zimmer zusammengesetzt liegen. Erschrocken ahnte sie ein Unglück, da sie trotz sorgfältigem Suchen keine Ursache für das Malheur finden

konnte. Keine der Möglichkeiten, die man ihr zu ihrer Beruhigung vorstellte, wollte ihr einleuchten. Der Raum war vollständig geschlossen gewesen. Schon deswegen war an einen Windstoß nicht zu denken. Ratten oder eine Katze hätten, wenn sie wider Erwarten im Zimmer vorhanden gewesen wären, die in schöner Reihe aufgestellten Gegenstände kaum sämtlich zerbrochen, ganz gewiß aber die Scherben nicht mit augenscheinlicher Sorgfalt zusammentragen können. Der erste Brief aus Afrika teilte meinen Großeltern den Tod ihres Sohnes mit. Er war an eben dem Tage gestorben, an dem das Geschick in Stücke gegangen war.

Robert Schumann. In Lizmann, Clara Schumann, ein Künstlerleben, findet sich in einem Briefe Robert Schumanns an Clara vom April 1838 die folgende Stelle:

„Mur heiter, mein Herz! Deine teure, schlanke Gestalt steht mir ja immer zur Seite und bald, bald bist Du ja mein. — Erzählen will ich Dir doch noch von neulich Nacht. Ich wachte auf und konnte nicht wieder einschlafen — und da ich mich dann immer tiefer und tiefer in Dich und Dein Seelen- und Traumleben hineindachte, so sprach ich auf einmal mit innerster Kraft „Clara, ich rufe Dich“ — und da hörte ich wie ganz hart neben mir „Robert, ich bin ja bei Dir“. Es überfiel mich aber eine Art Grauen, wie die Geister über die großen Flächen Landes hinweg miteinander verkehren können. Ich tue es aber nicht wieder, dieses Rufen; es hatte mich ordentlich angegriffen.“

Saridas. Professor Maximilian Perty in Bern erzählt nach den folgenden Quellen: *Calcutta Journal of medicine* 1835, *Debornes* Nachrichten über die Gesandtschaftsreise zu Rundschi-Sing 1838, *Honigberger*, Früchte aus dem Morgenlande 1851:

„Der indische Fakir Saridas vermochte sich in Scheintod zu versetzen und ließ sich, entkleidet und in einen Sack gesteckt, mehrmals in einer festverschlossenen Kiste in einem ausgemauerten Grabe beisetzen, einmal auf Aufforderung des Maharadscha Rundschi-Sing, der die Kiste eigenhändig verschloß, sie begraben und bewachen ließ. Nach vierzig Tagen fand vor zahlreichen Zeugen, worunter auch der englische General Ventura war, die Ausgrabung statt, über die Dr. Mac Gregor berichtet hat. Man fand den Fakir, wie man ihn eingesenkt hatte, kalt und starr, und mußte ihn mühsam ins Leben zurückrufen. Ein ander Mal war der Fakir unter dem Siegel Rundschits zehn Monate lang

unter der Erde, während welcher Zeit der mißtrauische Maharadscha das Gewölbe zweimal aufgraben ließ. Beide Male fand man den Fakir in unveränderter Lage und anscheinend tot. Der Minister Dhyan-Sing versicherte Honigberger, er habe den Fakir einmal vier Monate unter der Erde gehabt, während welcher Zeit jenem der vorher geschorene Bart und die Nägel nicht gewachsen seien. Der Fakir zog übrigens im Allgemeinen aus Furcht vor den Termiten vor, sich in der Luft aufhängen zu lassen, wenn er auch behauptet, im Grabe stets die angenehmsten Gedanken und Träume zu haben.

Richard Görwig. Nach „Richards natürlich-magnetischer Schlaf.“ Herausgegeben von seinem Bruder Bernhard Görwig. Leipzig 1837. 2. Auflage 1851.] Richard, der vierzehnjährige, an Brustkrämpfen leidende Sohn des Superintendenten Görwig zu Apolda, hat die andauernde Vision eines schwarzen, phantastisch aufgepußten Männchens, das ziemlich bössartig ist, auch zuweilen lügt, und das er bald Asmodi, bald Schurzaiza, bald Aresko, bald kurzweg den Schwarzen nennt. Dieses Männchen, Richards „zweites Ich“, dessen „Werkzeug“ er sich nennt, hält den Knaben auf dem Laufenden über die ihm teilweise unbekanntem anderen Patienten, die sein Arzt Dr. Höpfner behandelt, gibt ihm für diese Patienten wirksame Heilmittel und wo solche zu haben sind, an, läßt ihn einmal eine große Menge Gifte, deren Namen er auf normalem Wege nicht wissen konnte, hersagen, ermöglicht ihm, alles was im Hause geschieht, zu sehen und die ins Haus eintretenden Personen, bekannte und unbekanntem, ohne daß seine leiblichen Augen sie erblicken konnten, nach Geschlecht, Alter, Stand und Kleidung aufs genaueste anzugeben. Es ermöglicht ihm, die Zeit stets auf die Minute zu wissen unter Berücksichtigung der Differenz zwischen Taschenuhr und Kirchenguhr. Ja, „einmal schlug die Kirchenguhr $\frac{1}{2}6$, während sie $\frac{3}{4}6$ hätte schlagen müssen. Das empörte Richard: „Warte, du verwünschte Uhr, ich will dich schlagen lehren!“ Er murmelte einen unverständlichen Spruch, beschrieb Figuren in der Luft und sprach: „Paßt auf, jetzt soll es richtig schlagen!“ Und wirklich schlug es jetzt zum größten Erstaunen aller Anwesenden, richtig $\frac{3}{4}6$. Empfund Richard, daß die Uhr sich korrigieren würde oder wirkte er magnetisch auf sie ein?“ — Nach geraumer Zeit nahm die Vision des Schwarzen unter Zuckungen und Wutausbrüchen des Kranken, der mit ihm im Zimmer umhertanzen mußte, Abschied. Nach einiger Zeit

der Ruhe folgt nun die Periode des „weißen Männchens“, das bald heiter und sanft, bald ernst und feierlich, aber immer freundlich und wahrhaftig ist. Auch dieses weiße Männchen ermöglicht dem Knaben manche Unbegreiflichkeiten: Die jüngeren Geschwister spielen in der unteren Wohnstube Dame — der Schlafwache unterscheidet vom Krankenzimmer aus die einzelnen Züge und sagt den Ausgang voraus. Mutter und Großmutter gehen in ein Spielfränzchen — das weiße Männchen versetzt ihn dorthin und läßt ihn angeben, wer gewann und wer verlor. Eine Nummer der Weimarschen Zeitung trifft ein. Noch hat niemand sie gelesen, als Richard erklärt, in ihr werde von einem neuen Mordversuch auf Louis Philippe berichtet. Er liest in verschlossenen Büchern, in Akten, die, für den Vater abgegeben und von diesem noch nicht gelesen, in dessen Studierzimmer liegen. Am 28. März aber verkündigt ihm das weiße Männchen im Traum: „Du hast es nun überstanden und bist gesund. Leb wohl!“ In den letzten sieben Wochen hatte er 496 Brustkrämpfe gehabt, nach dem 28. März hatte er keinen mehr. — Fast ein Jahr später erschien ihm das weiße Männchen noch einmal im Traum, anzeigend, er dürfe nun die Ereignisse seiner schlafwachen Zeit vernehmen, von denen er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. „Dabei zeigte mir das sonderbare Männchen ein Büchlein in blauem Umschlage, auf welchem stand: ‚Richards natürlich-magnetischer Schlaf in protokollgemäßer Darstellung, bearbeitet von dessen Bruder Bernhard‘ — und verschwand. Ich wachte auf, da schlug die Uhr bald darauf 12. Was soll denn das nur zu bedeuten haben?“ — Als man ihn nun nach und nach mit seinen magnetischen Zuständen bekannt machte, wollte er lange nicht daran glauben, auch später hatte er sonderbarerweise kein Interesse für diese Epoche.

Das Eichhörchen. Der Philosoph Arthur Schopenhauer [geboren 1788 zu Danzig, gestorben 1860 zu Frankfurt a. M.] erzählt in seinem Werke „Die Welt als Wille und Vorstellung“ [2. Aufl. 1844]: Ein europäischer Reisender auf Java geriet während einer Bergbesteigung in einen dichten Wald. Mit einem Mal bemerkt er auf den Ästen eines hohen Baumes eines der reizenden javanischen Eichhörchen, deren Köpfschen ganz weiß sind. Zierlich und behend kletterte es vergnügt auf und ab, indem es sein Köpfschen bald hinauf nach einem luftigen Nest aus Reisern und Moos drehte, das in der Gabelung zweier Äste versteckt war, bald hinab nach einer ausgehöhlten Stelle

im Baumstamme. Kaum war es etwas tiefer hinuntergekommen, als es plötzlich in größter Aufregung wieder hinauf rannte. Es war im Juli und wahrscheinlich hatte das Eichhörnchen oben seine Kleinen und unten ein Vorratslager mit Früchten. Die Bewegungen des schreckentsetzten Thieres wurden jetzt wild. Dem Reisenden schien es, als suchte das Eichhörnchen ein Hindernis zwischen sich und den untern Teil des Baumes zu legen. Schließlich aber duckte es sich und verblieb unbeweglich in derselben Stellung zwischen zwei Ästen. Der Reisende begriff, daß das unschuldige Geschöpfchen in Gefahr schwebte, sah aber nichts Gefährliches ringsum. Er kam näher und wie er nun aufmerksam spähte, entdeckte er in einer Vertiefung des Baumes eine schwarze Natter, deren Augen unverwandt auf das Eichhörnchen gerichtet waren. Die Schlangen haben keinen besonders feinen Gehörsinn, und überdies war die Natter derart mit ihrem Opfer beschäftigt, daß sie die Gegenwart eines Menschen gar nicht zu bemerken schien. Unser Reisender war bewaffnet und hätte dem armen Thierchen zu Hilfe kommen können, indem er die Schlange tötete. Allein die Neugier siegte über das Mitleid: er wollte den Ausgang des aufregenden Schauspiels ansehen. Der Ausgang war ein tragischer. Das Eichhörnchen stieß jetzt einen jammernden Schrei aus, der denjenigen, die ihn kennen, die Nähe einer Schlange verrät. Nun kam es näher, nun versuchte es zu entrinnen, kam wieder näher, versuchte wieder zu entweichen, rückte aber immer mehr in die Nähe der Natter. Diese, zusammengerollt, mit dem Kopf aus den Windungen ragend und unbeweglich gleich einem Stück Holz, wandte ihren Blick nicht von der Beute. Das Eichhörnchen kletterte von Ast zu Ast immer tiefer, bis es endlich auf dem kahlen Teil des Baumstammes angelangt war. Das arme Thier, als es so weit war, versuchte nicht mehr seinem Verhängnis zu entfliehen. Wie von einer unbesehbaren Macht angezogen und gleichsam im Taumel, stürzte es sich in den Rachen, den die Schlange plötzlich gewaltig aufgerissen hatte, um es in Empfang zu nehmen. So unbeweglich die Natter bis dahin gewesen, so aufgereggt wurde sie sogleich, als sie die Beute hatte. Sofort hatte sie sich aufgerollt und erreichte, mit rasender Geschwindigkeit nach oben sich windend, im Augenblick den Wipfel des Baumes, wo sie zweifellos verdauen und ein Schläfchen machen wollte.

Schopenhauers Mägde. In seinem „Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt“, erzählt der Philosoph Arthur Schopenhauer:

Endlich aber werden auch andere, mitunter ziemlich geringfügige Begebenheiten von einigen Menschen haarklein vorhergeträumt, wovon ich selbst durch eine unzweideutige Erfahrung mich überzeugt habe. Ich will diese hersetzen, da sie zugleich die strenge Notwendigkeit alles Geschehenden, selbst des allerzufälligsten, in das hellste Licht stellt. An einem Morgen schrieb ich mit großem Eifer einen langen und für mich sehr wichtigen englischen Geschäftsbrief: als ich die dritte Seite fertig hatte, ergriff ich statt des Streusands das Tintenfaß und goß es über den Brief aus: vom Pult floß die Tinte auf den Fußboden. Die auf mein Schellen herbeigekommene Magd holte einen Eimer Wasser und scheuerte damit den Fußboden, damit die Flecke nicht eindringen. Während dieser Arbeit sagte sie zu mir: „Mir hat diese Nacht geträumt, daß ich hier Tintenflecke aus dem Fußboden ausriebe.“ Worauf ich: „Das ist nicht wahr!“ Sie wiederum: „Es ist wahr, und ich habe es nach dem Erwachen der andern, mit mir zusammenschlafenden Magd erzählt.“ Jetzt kommt zufällig diese andere Magd, etwa siebzehn Jahre alt, herein, die scheuernde abzurufen. Ich trete der Eintretenden entgegen und frage: „Was hat der da diese Nacht geträumt?“ Antwort: „Das weiß ich nicht.“ Ich wiederum: „Doch! Sie hat es dir ja beim Erwachen erzählt.“ Die junge Magd: „Ach ja, ihr hatte geträumt, daß sie hier Tintenflecke aus dem Fußboden reißen würde.“ — Diese Geschichte, welche, da ich mich für die genaue Wahrheit derselben verbürge, die theorematischen Träume außer Zweifel setzt, ist nicht minder dadurch merkwürdig, daß das Vorhergeträumte die Wirkung einer Handlung war, die man unwillkürlich nennen könnte, sofern ich sie ganz und gar gegen meine Absicht vollzog und sie von einem ganz kleinen Fehlgriff meiner Hand abhing: dennoch war diese Handlung so streng notwendig und unausbleiblich vorherbestimmt, daß ihre Wirkung, mehrere Stunden vorher, als Traum im Bewußtsein eines andern dastand. Hier sieht man aufs deutlichste die Wahrheit meines Satzes: Alles, was geschieht, geschieht notwendig. . .

. . . Vor kurzem starb hier in Frankfurt im jüdischen Hospitale bei Nacht eine franke Magd. Am folgenden Morgen ganz früh trafen ihre Schwester und ihre Nichte, von denen die eine hier, die andere

eine Meile von hier wohnt, bei der Herrschaft ein, um nach ihr zu fragen, weil sie ihnen beiden in der Nacht erschienen war.

Spuh. Aus Wiener, Selma, die jüdische Seherin. Berlin 1838:
„Oft war es, als werfe jemand ihr beim Entkleiden große Steine vor die Füße; wenn wir, vom Gepolter aufgeschreckt, mit dem Licht kamen, konnten wir nichts entdecken, aber es schritt uns allen vernehmbar wie mit Holzschuhen im Zimmer umher. Zuweilen erschien Selmas Bett gegenüber, besonders nach einem Gepolter, ein heller Lichtschein. Ihr Bruder saß am hellen Mittag in der Vorderstube auf dem Sofa, während die Kranke sich im Nebenzimmer befand, als plötzlich mit der furchtbarsten Gewalt gegen ein nur drei Schritte von ihm entferntes Fenster gedonnert wurde, so daß Selmas Schwester totenbleich hereinstürzte. Eines Abends gab es ein so entsetzliches Geklirr, als würden eine Menge Spiegel zertrümmert. Es warf wie mit Messerflingen gegen die Türen, rutschte mit den Möbeln umher, kam dann der Bruder mit dem Licht, so war nichts verrückt.“

Die Wundermädchen von Smyrna. Fürst Hermann von Pückler-Muskau, geboren 1785, gestorben 1871, der Schöpfer des berühmten Parks zu Muskau (Lausitz) und in seinen jüngeren Jahren ein vielgelesener Schriftsteller, erzählt in „Die Rückkehr. Dritter Band: Syrien und Kleinasien“. Berlin 1848 bei Alexander Duncker:

Smyrna, den 13. April 1839. Gestern machte ich dem Commodore einen Besuch auf der Medea, seiner Fregatte von 40 Kanonen; das erste deutsche [österreichische] Kriegsschiff, das ich sah, und dabei in so schöner Verfassung wie irgend ein englisches fand . . .

Ich hatte mit dem Commodore von Bandeira, Herrn van Kenep, [Bankier in Smyrna], Herrn von Chabert [österreichischer Generalkonsul] und einigen andern Herrn verabredet, uns heute zu zwei Wundermädchen zu begeben, welche seit einiger Zeit das hiesige Tagesgespräch bilden. Es sollten die seltsamsten elektrisch-magnetischen Phänomene von ihnen ausgehen, und wir waren alle sehr neugierig . . .

Beide Mädchen, dem Anschein nach zwischen 18 und 20 Jahren, zeigten ein Benehmen, das zwar nur ihrem geringen Stande angemessen, aber keineswegs roh oder gemein war, sowie auch ihr Äußeres, wenn nicht schön, so doch angenehm erschien. Sie hatten sich kaum an einem hölzernen, mit einer Wachsleinwanddecke belegten und gegen

die Wand gestellten Tische niedergesetzt und ihre Hände daraufgelegt, als man zuerst einen scharfen Luftzug unter der Tischplatte hinstreichen fühlte, und dann ein ganz eigentümlich tönendes Knarren in verschiedenen längern und kürzern Absätzen in der dünnen Tischtafel sehr deutlich hörte, das bald dem Krabbeln einer Maus, bald einem Kratzen mit den Nägeln ähnlich war — doch nur ähnlich, nicht gleich, denn es war etwas charakteristisch Besonderes dabei, was nicht auszudrücken ist, und Einem in der Nacht gespensterartig vorgekommen sein würde. Bald darauf aber ward die Sache noch wunderlicher. Der Tisch fing an, sich seitwärts an der Wand langsam fortzuschieben, ungeachtet des hindernden Teppichs, auf dem er stand. Sobald die Mädchen ihre Hände aufhoben, hörte die Bewegung auf. Als sie sie wieder auflegten, begnügte sich der Tisch nicht mehr mit der früheren langsamen Bewegung, sondern rücte stoßweise heftig, fast springend fort, wie gewaltsam fortgestoßen. Diese abstoßende Kraft ruhte besonders in dem jüngeren Mädchen, und wirkte manchmal so stark, wenn sie sich ihrer Schwester gegenübersetzte, daß diese auffpringen und ihren Stuhl schnell zurückziehen mußte, um nicht vom Tisch umgestoßen zu werden . . .

Merkwürdig war der Umstand, daß bei der Jüngeren der Puls der rechten Hand äußerst heftig, wie im Fieber, schlug, während der an der linken, die nicht auf dem Tisch lag, nur äußerst schwach ging und zuweilen sogar intermittierte, was der Schiffsarzt des Commodore, der uns begleitete, mehreremal verifizierte. Der Puls des andern Mädchens ging vollkommen regelmäßig und an beiden Armen gleich.

Die mit uns gegenwärtige Mutter, eine sehr einfache Frau, erzählte, daß gestern, als beide Kinder in Gesellschaft einiger Freundinnen ausgelassen lustig geworden, sie auf den Gedanken gekommen seien, in einer ganz dunklen Stube gegen eine verschlossene Thür zu operieren. Dies habe einen so unerwarteten Erfolg gehabt, daß nach kurzer Zeit das Knarren im Holze in Explosionen, so laut wie Pistolenschüsse, übergegangen, einige Minuten später aber die Füllung der Thür, auf der die Hände gelegen, mit Gefrach zerbrochen und wie von einem gewaltsamen Fußtritt in die Nebenstube geschleudert worden sei. Sie zeigte uns in der That das diesen Morgen wieder frisch eingeleimte Stück in der Thür. Wir baten sogleich die Mädchen, dasselbe heute noch einmal zu versuchen. Sie erklärten sich bereit, und Herr von

Chabert ward gemeinschaftlich mit mir beauftragt, bei den Mädchen zu bleiben, während die übrigen in die andere Stube gingen. Die Nacht war schon angebrochen, und wir verhüllten nun in der äußersten Ecke des Zimmers eine Lampe so, daß nur gerade noch so viel Schein übrigblieb, um uns überzeugen zu können, daß kein Betrug stattfinde, obgleich schon längst die beharrlichsten Skeptiker unter uns, namentlich der Schiffsarzt, sich überzeugt hatten, daß es auch dem geschicktesten Taschenspieler unmöglich sein würde, das hervorzubringen, was der unerklärlichen Naturkraft dieser unwissenden Mädchen so leicht wurde. Wir hatten alle Ursache, mit diesem letzten Versuch zufrieden zu sein, denn schon nach wenigen Sekunden begann das eigentümliche Knarren in der Thür weit stärker als in der Tischplatte, und in ziemlich kurzen Zwischenräumen folgten ein paar Minuten darauf so heftige Schläge, als wenn jemand mit geballter Faust aus allen Kräften gegen die Thür donnere. Dennoch war der Ton immer so fremdartig eigentümlich, daß, als ich zum Scherz selbst so stark ich konnte mit der Faust an die Thür schlug, die Herren im andern Zimmer gleich riefen: „Was ist das? Das war kein elektrischer Schlag!“ . . .

Dies sind die einfachen, aber streng wahren Beobachtungen einiger Ungelehrten über ein Phänomen, das die Heroen der Wissenschaft, wie Humboldt und Arago, vielleicht bald in Europa besser zu würdigen Gelegenheit haben werden, da man von allen Seiten den beiden elektrischen Mädchen anrät, sich dort zu produzieren, wogegen sie jedoch bis jetzt die größte Abneigung zeigen . . .

Mich erinnerte die heutige Darstellung an eine bemerkenswerte, fast vergessene Erzählung aus alter Zeit. Eine schon bejahrte Dame, die Gemahlin eines ehemals reichsunmittelbaren Großen, theilte uns nämlich, als von Ahnungen und Erscheinungen die Rede war, mit, daß, als sie einst mit einer Freundin noch spät abends sich sehr lebhaft und lustig unterhalten, diese sich mit der Hand auf einen am Pfeiler stehenden Tisch gestützt, und beide alsogleich einen wunderbaren, knisternen und knarrenden Ton in der Nähe gehört. Im Moment darauf habe der Tisch sich ganz von selbst mitten in die Stube geschoben, als rüde ihn eine unsichtbare Hand. Sie sei bei diesem Anblick fast ohnmächtig vor Schreck geworden und habe es gleich für eine Unglück verheißende Ahnung angesehen, auch wäre bald darauf der Mann ihrer Freundin gestorben.

Ob nicht eine ähnliche, unbewußte magnetische Kraft hier ebenso eingewirkt hat wie bei den Smyrnaer elektrischen Notabilitäten? Immer mehr Wunder beginnen jetzt sich natürlich zu erklären, mais les extrêmes se touchent, und zuletzt werden wir wohl inne werden, daß Alles um uns her in das Reich der Wunder gehört.

Ein junger Araber. Graf de Laborde erzählt in der „Revue des deux mondes“, Paris 1861, er habe am 24. Juni 1839 auf einer syrischen Reise einen jungen Araber aufgesucht, von dem er gehört, daß er die Zukunft voraussagen könne. Befragt, was augenblicklich an Bedeutendem in der Welt vorgehe, habe der Jüngling die Augen geschlossen und zögernd geantwortet, es ständen sich zwei große Heere gegenüber, die eben jetzt eine mörderische Schlacht begannen, wodurch der Thron eines mächtigen Herrschers ins Wanken geriete. Dieser Herrscher selber aber läge unterdessen fern von den Kämpfenden in den letzten Zügen.

Am folgenden Tage habe Laborde die Nachricht von der Schlacht bei Nisib am Euphrat erhalten, in der die Ägypter unter Ibrahim Pascha das Heer Mahmuds II. unweit des Euphrat vernichtend geschlagen hätten, und am Tage danach aus Konstantinopel die Nachricht, daß Mahmud II. plötzlich gestorben sei.

[Nebenbei bemerkt, nahm an ebendieser Schlacht bei Nisib im Stabe des besiegten türkischen Heeres der preußische Hauptmann Hellmuth von Moltke, der nachmalige Generalfeldmarschall, teil, nachdem er die Annahme einer Schlacht vergeblich widerraten hatte.]

Die braune Dame. Florence Marryat, die 1838 geborene, 1899 gestorbene Tochter und Biographin des berühmten englischen Romanschriftstellers Frederick Marryat (1792—1848), in erster Ehe mit dem Oberst Roß-Church, in zweiter mit dem Oberst Lean verheiratet, erzählt:

In meinem Buche „Das Leben und die Briefe des Kapitäns Marryat“ (London 1872) habe ich einer Anekdote erwähnt, die in seinem privaten „Logbuch“ verzeichnet war und sich in meines Vaters hinterlassenen Papieren vorfand. Er hatte einen jüngeren Bruder, Samuel, dem er herzlich zugetan war und der unerwartet in England starb, während mein Vater als Kommandant von J. M. S. „Larne“ am ersten birmanischen Kriege [1823] teilnahm. Da brach unter seiner Mannschaft der Skorbut aus, und er erhielt Befehl, sein Schiff für

einige Wochen nach Pulu-Pinang überzuführen, um daselbst frischen Proviant an Früchten und Gemüse einzunehmen. Als mein Vater nun an genannter Insel vor Anker lag und der glänzende Tropen-Mondschein die Nacht fast so hell wie den Tag machte, sah er plötzlich, wie sich die Thür seiner Kabine öffnete und wie sein Bruder Samuel eintrat und ruhig auf ihn zuschritt. Er sah fast genau so aus wie zu der Zeit, da sie sich getrennt hatten, und sagte mit vollkommen verständlicher Stimme: „Fred, ich bin gekommen, um dir zu melden, daß ich gestorben bin!“ Als die Gestalt die Kabine betrat, hatte sich mein Vater aufgerichtet, in der Meinung, es sei jemand eingedrungen, um ihn zu bestehlen, doch als er erkannte, wer es war, und als er jene Stimme hörte, verließ er seine Lagerstatt, um die Gestalt zurückzuhalten. Vergebens, sie war schon verschwunden. Der Eindruck war aber so lebhaft gewesen, daß mein Vater sofort sein „Logbuch“ zur Hand nahm und alle Einzelheiten nebst Tag und Stunde aufzeichnete. Bei seinem Wiedereintreffen in England nach Beendigung jenes Krieges war die erste ihm zukommende Nachricht die von dem Ableben seines Bruders, der genau in der Stunde gestorben war, in der mein Vater ihn in seiner Kabine gesehen hatte.

Die letzten fünfzehn Lebensjahre meines Vaters verbrachten wir auf unserm Landsitz zu Langham in Norfolk, und zu unsern dortigen Bekannten gehörten Sir Charles und Lady Townshend auf Rainham Hall. Zu der Zeit, von der ich spreche, waren jene Titel und die Besitzung erst unlängst durch Erbschaft an sie übergegangen. Der neue Baronet hatte das ganze Herrenhaus frisch tapezieren, malen und ausstatten lassen, und er kam nun mit seiner Frau und vielen Freunden, seinen Einzug zu halten. Bald nachher verbreitete sich zu unserm Leidwesen das Gerücht, daß jenes Haus „verzaubert“ sei, und alsbald begannen die Gäste, einer nach dem andern, sich unter diesem oder jenem Vorwande zu verabschieden. Und das wegen einer „braunen Dame“, deren Bildnis in einem der Schlafzimmer hing: eine harmlose, jugendlich unschuldige Erscheinung in einem braunen Atlaskleide mit gelbem Auspuß und einer Halskrause. Aber alle erklärten auf das bestimmteste, sie hätten diese Dame im Hause umherwandeln sehen, einige im Borsaal, andere in den Schlafzimmern oder in den unteren Räumen. Und niemand, weder Gäste noch Dienerschaft, wollte länger in dem spukhaften Herrenhause verweilen. Der Baronet wurde darüber na-

türlisch recht ärgerlich und vertraute seinen Unmut meinem Vater an, der ganz empört war über den schlechten Streich, den man seiner Meinung nach dem Nachbar gespielt hatte. Als Gemeindebeamter wußte er, daß in der Graffschaft Norfolk das Schmuggeln und Stehlen arg im Schwange war, und er glaubte, daß solche Übeltäter es versucht hätten, die Townshends aus ihrer Besizung hinauszugraulen. Der verstorbene Baronet war ein wunderlicher Herr gewesen, und mein Vater meinte, von den Pächtern möchte der eine oder andere wohl Grund haben, zu wünschen, daß auf Rainham Hall Schmausereien und große Geselligkeit nicht wieder Mode würden. So ersuchte er denn seine Freunde, ihn einmal in dem Spuzzimmer wohnen zu lassen, überzeugt, daß es ihm gelingen werde, der Sache auf den Grund zu kommen und ihr ein Ende zu machen. Sie stimmten zu, und so schloß er nun jede Nacht, mit geladenem Revolver unter dem Kopfkissen, in dem Zimmer, darin das Bildnis der braunen Dame hing. In der dritten Nacht, als er eben im Auskleiden begriffen war, klopfen zwei junge Herren, Neffen des Baronets, an seine Thür. Sie baten ihn, mit nach ihrem am andern Ende des Korridors gelegenen Zimmer zu gehen und sein Urtheil über ein neues, soeben aus London eingetroffenes Gewehr abzugeben. Mein Vater war nur noch in Hemd und Beinkleidern; da zu der späten Stunde aber außer den Dreien alle schon zu Bett lagen, begleitete er die Herren, wie er ging und stand. Beim Verlassen des Zimmers ergriff er jedoch noch den Revolver: „im Fall wir der braunen Dame begegnen“, meinte er scherzend. Als das Gewehr besichtigt war, erklärten die jungen Männer in froher Laune, meinen Vater zurückbegleiten zu wollen: „für den Fall, daß Sie der braunen Dame begegnen“, setzten sie lachend hinzu. — Der Korridor war lang, und da die Lampen schon ausgelscht waren, ganz dunkel, doch als die Drei seine Mitte erreichten, sahen sie den Schimmer einer Lampe vom andern Ende her sich auf sie zu bewegen. „Eine der Damen des Hauses, die sich nach den Kinderstuben begibt“, meinte flüsternd einer der jungen Townshend. — Die Schlafzimmertüren an dem langen Gange lagen einander gegenüber und waren alle, wie das in den älteren Landhäusern so oft der Fall ist, Doppeltüren mit einem nicht eben tiefen Zwischenraum. Mein Vater trug nur Hemd und Beinkleider, und da er sich deswegen jetzt recht unbehaglich fühlte, schlüpfte er — und seine beiden Begleiter folgten seinem Beispiel — hinter eine

der Außentüren, um sich zu verbergen bis die Dame vorüber wäre. Ich selbst habe ihn beschreiben hören, wie er deren weitere Annäherung durch die Türspalte beobachtete, bis er, als sie nahe genug war, um Farbe und Schnitt ihrer Kleidung unterscheiden zu können, die braune Dame erkannte, deren Bildnis in seinem Zimmer hing. Schon hatte er den Finger am Drücker des Revolvers und die Absicht, der Erscheinung Halt zu gebieten und sie zu Rede zu stellen, als die Gestalt von selber vor der ihn deckenden Tür stehen blieb, die Lampe nahe an ihr Gesicht hielt und ihn boshaft, ja fast teuflisch angrinste. Das erregte meinen Vater, der ohnehin nicht gerade in milder Stimmung war, dermaßen, daß er mit einem Satz auf den Korridor hervorsprang und ihr mitten ins Gesicht einen Schuß abfeuerte. Die Erscheinung verschwand augenblicklich — die Erscheinung, die drei Männer vor wenigen Minuten in vollkommener Deutlichkeit erblickt hatten, und die Kugel durchschlug die Außentür des gegenüberliegenden Zimmers und blieb in der Füllung der innern Tür sitzen. Mein Vater versuchte nie wieder, mit der braunen Dame von Rainham in Berührung zu kommen, und ich habe gehört, daß sie bis zum heutigen Tage in den Räumen des alten Herrenhauses herumspukt. Daß sie es zu jener Zeit getan hat, steht absolut fest.

Der Scheik. In dem augenärztlichen Buche „Das Ophthalmoskop [Augenspiegel], seine Mannigfaltigkeit und seine Verwendung von Dr. A. Zander“ befindet sich der folgende Bericht des englischen Arztes Dr. med. Dickson:

Ich hatte 1844 Gelegenheit, einen Fall von Amaurosis [schwarzer Star] zu beobachten, der von einer heftigen Erregung [?] ausging. Als die türkische Expedition unter Kurd Ahmet Pascha sich Zabels, eines im Südwesten von Tripolis gelegenen Bergdistriktes bemächtigte, erhielt Hadschi Gunus, einer der Bevollmächtigten des Paschas, den Auftrag, eine Steuer von der Volksklasse der Marubutti zu erheben, deren einzige Beschäftigung darin bestand, Reisenden eine freigebige und uneigennütige Gastfreundschaft zu erweisen und Bedürftige mit Geschenken zu beglücken. Diese Volksklasse wurde von den Arabern als heilig angesehen und war deswegen bisher von den drückenden Steuern befreit, womit die Türken diesen Teil ihres Reiches belastet hatten. Der Scheik dieses gastfreien Völkchens weigerte sich nun, den Forderungen des Beamten nachzukommen, in-

dem er geltend machte, daß alle Einkünfte den Armen gehörten und er also nicht darüber verfügen dürfe. Hadschi Gunus bestand aber auf seiner Forderung, und als der Scheik an seiner Weigerung festhielt, erzürnte er sich derart, daß er ihm die Todesstrafe androhte. Da richtete sich der Scheik auf, streckte seinen Arm gegen Hadschi Gunus aus und sprach ganz gelassen: „Nun wohl, da du auf deinem ruchlosen Verlangen bestehst und um jeden Preis das Gut der Armen an dich reißen willst, so sei verflucht, und Gott beraube dich deines Augenlichtes!“ — kaum hatte er ausgesprochen, als Hadschi Gunus einen Schrei ausstieß und die Hände rang. Er war völlig erblindet. Ich versuchte ihm zu helfen, wenigstens seine Leiden zu lindern. Aber vergeblich. Des Paschas Bevollmächtigter verließ den Ort und starb bald darauf unter fürchtbaren Schmerzen.

Bun sen. Professor Maximilian Perty, Bern, berichtet in seinem Buche „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur.“ 2. Aufl. Heidelberg 1872:

Madame Freieisen erzählte mir folgendes: Es war im Jahre 1840, wir wohnten in der Postgasse in Bern im dritten Stock, und unsere Türen wurden immer sorgfältig verschlossen. Etwas um Mitternacht erwacht, vernahm ich, schon von der untersten Treppe her, schwere, unsichere Schritte. Ich hörte einen Kommenden im zweiten Stockwerk und dann auf der dritten, zu uns führenden Treppe. Nun öffnete er die Gangtür, und mich überfiel, weil ich sie verschlossen wußte, der fürchtbarste Schrecken, wobei ich laut „Anneli! Mann! Zu Hilfe!“ schrie. Die Schritte waren nun in den Saal neben meinem Schlafzimmer und in dieses gekommen, und endlich sah ich die Vorhänge meines Bettes geöffnet und glaubte auch eine Gestalt mit undeutlichen Umrissen, nach der ich starren mußte, wahrzunehmen. Dann folgte ein tiefes Ausatmen der Gestalt, das mich am ganzen Leibe kalt überströmte. Die Vorhänge schlossen sich zum Teil wieder, die Schritte entfernten sich hörbar durch den Saal über den Gang; die Gangtüre öffnete und schloß sich, und in dem Moment, wo ihre Klinke wieder einfiel, entstand im Zimmer ein schriller Schall, stark wie eine Explosion, als wenn auf unserm Piano alle Saiten zugleich gesprungen wären, aber dann übergehend in einen langen klagenden Ton.

Nun kamen, erweckt durch mein Angstgeschrei, Anneli und mein Mann, und letzterer wollte mich überreden, ich hätte geträumt und der Ton

wäre von einer gesprungenen Saite gekommen; es fand sich aber keine gesprungene. Am andern Morgen fragten die unter uns wohnenden Fräulein Weber, was die schweren Schritte und was der Ton bedeutet habe, den sie gleichfalls gehört hatten. Nach einiger Zeit erhielten wir die Nachricht, daß unser lieber, vertrauter Freund [Münzrat] Bunsen in Frankfurt [am Main] gestorben sei; wir hatten nicht gewußt, daß er krank war.

Die „Predigerkrankheit“ in Schweden 1842. Ein Augenzeuge erzählt in der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung 1846:

Man nennt solche Personen, die unmittelbar ergriffen werden und die eigentlichen Werkzeuge der in diesen merkwürdigen Erscheinungen wirkenden Kraft sind, „röstar“ (Stimmen) und ihre Reden „rop“ (Ruf). Ehe diese Personen zu rufen anfangen, werden sie sichtbar und leiblich affiziert, einige mehr, andere weniger. Sie werden von Zuckungen ergriffen, die in plötzlichen Kontraktionen der Schulter gegen die Brust bestehen; zu gleicher Zeit geraten sie in eine Art Entzündung oder völlige Geistesabstraktion und Zuschließung ihrer Sinne gegen alle Eindrücke von außen. Bald darauf und nachdem die Zuckungen völlig aufgehört haben, folgt der „rop“. Gewöhnlich liegen sie während der Rede oder des Rufens auf dem Rücken, die Augen sind geschlossen, und bisweilen begleiten sie ihre Rede mit Gestikulationen. Nachdem sie aufgehört und in ihren gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt sind, wissen sie mit wenigen Ausnahmen nichts von dem, was sie gesprochen haben. Auch können sie nicht selbst diesen Zustand herbeiführen, und in vielen Fällen war die Ergreifung so überwältigend, daß die Ergriffenen keinen Widerstand zu leisten vermochten. Die Zuckungen, die dem Rufen vorangehen, haben für den Zuschauer etwas Unheimliches und Erschreckendes, aber je mehr ich Gelegenheit hatte, die Rufenden zu beobachten und die Erscheinung in ihrer Totalität zu untersuchen, desto mehr erschienen mir diese Zuckungen und überhaupt was dem Rufen vorangeht, als eine pneumatisch und psychologisch nicht unerklärbare oder unwahrscheinliche Vorbereitung des menschlichen Werkzeugs für seine außerordentliche Tätigkeit. — Alle, die ich hörte, sprachen sehr lange, einige ohne Unterbrechung über zwei Stunden. Was dabei die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselte und das Interesse wach hielt, schien mehr das Eigentümliche in der

Stimme des Rufenden, die große Schnelligkeit, womit gesprochen, und die blitzenden, überraschenden Wendungen der Rede zu sein, als der Inhalt oder die Form des Gesprochenen. Bedenkt man aber, daß die Sprechenden unwissende, ungebildete, rohe und unbehilfliche Bauernmädchen waren, die in ihrem gewöhnlichen Geisteszustande keine zehn Wörter richtig zusammensetzen können, dann staunt man über das Geleistete. (Nach Kreyher, Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens.)

Auf der Treppe. Der durch seine jahrzehntelange pastorale Tätigkeit in St. Petersburg und Berlin in weiten Kreisen bekannt gewordene evangelische Theologe Hermann Dalton erzählt von seinem Vater, der, Engländer von Geburt, sich in Frankfurt am Main verheiratet und ansässig gemacht hatte:

Vater war seit langen Jahren Freimaurer . . . Einmal in der Woche, des Dienstags, pflegte er ein paar Stunden im Kreise der Brüder zu verbringen, so auch in der Woche Reminiszere 1840, am Vorabend seines 57. Geburtstages. Er kommt etwas verspätet in den Logensaal im obern Stock. Den bereits versammelten Brüdern fällt alsbald eine starke Blässe in den erschreckten Gesichtszügen des Mannes auf, von dem sie wußten, daß Furcht irgendeiner Art keinen Raum in seinem Herzen habe. Der anwesende Hausarzt Dr. Wolf dringt in ihn, zu sagen, was ihm fehle oder begegnet sei. Vater wehrt ab, läßt sich aber doch die Begleitung des „Bruders“ gefallen, als er früher als sonst die Loge verläßt. Auf dem Heimwege vertraut er dem Freunde: Als er langsam die breite hellerleuchtete Treppe zum Versammlungsaal emporgestiegen, habe ihm jemand auf die Schulter geklopft; als er sich umgewendet, habe er deutlich sich selbst gesehen. Unwillkürlich habe er die Augen geschlossen und sei weiter emporgestiegen. Da, ein zweites Mal die leise Berührung an der Schulter und die gleiche Erscheinung. Ein Wandspiegel war nicht in der Nähe, auch hatte die Erscheinung den Hut in der Hand, während er ihn auf dem Kopfe trug. — Der Pförtner versicherte, daß niemand hinter dem Vater die Treppe hinaufgegangen sei . . . Der rätselhafte Vorgang sprach sich rasch herum . . . sich selber sehen, das heiße, noch vor Ablauf des Jahres sterben müssen . . . Bekannt ist, wie zugänglich den Märchengebildnen des Aberglaubens der aufgeklärte Unglaube ist, der die Wunder der Offenbarung leugnet . . . Nüchternen Sinnes sah der Vater in jenem

Vorgang nur eine Wirkung seines körperlichen Befindens . . . Weihnachten erkrankte er ernstlich . . . Am 31. Dezember starb er . . . [Nach Dalton, Lebenserinnerungen, Band I., Berlin 1906.]

Lenau. Am 24. Oktober 1850 schrieb Justinus Kerner an Lenaus Schwager und Biographen A. Schurz:

„. . . Wie locker und leicht beweglich sein [Lenaus] Nervengeist war — was bei dem Somnambulen zum Zweiten Gesicht, zum Sichselbstsehen, zum Ausschiheraustreten Veranlassung gibt und was auch bei Goethe und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweist folgendes Ereignis. Wir saßen einmal nach dem Nachtsche, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräch verstummte; und als wir auf ihn blickten, saß er starr und leichenblaß auf seinem Stuhle; im Zimmer nebenan aber, in dem sich kein Mensch befand, fingen Gläser und Tassen, die dort auf Tischen standen, auf einmal klingende Töne zu geben an, als würde von jemand an sie geschlagen. Wir riefen: „Niembsch, was ist dies?“ Da fuhr er plötzlich zusammen und erwachte wie aus magnetischem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während seiner Erstarrung erzählten, sagte er: „Das ist mir schon öfter begegnet; meine Seele ist dann wie außer mir.“ — [Hofrat] Reinbeck [Stuttgart] behauptete einmal fest, Niembsch sei einmal im Gange seines Hauses auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, da er sich gar nicht in Stuttgart befunden habe.“

General Bertrand, geboren 1773 zu Chateau-Noux (Indre), hatte, seitdem er als Zweiundzwanzigjähriger den Krieg in Spanien mitgemacht, Napoleon Bonaparte bis zu dessen Tode die Treue gehalten. Im Jahr 1821 von St. Helena nach Frankreich heimgekehrt, wurde er von Ludwig XVIII., der ihn 1816 zum Tode verurteilt hatte, in den von Napoleon ihm verliehenen Grafen- und Marschallwürden bestätigt. Nachdem er 1840 die Überreste seines Herrn von St. Helena nach Paris überführt hatte, starb er am 29. Januar 1844 rasch und unerwartet an einer Lungenentzündung, die er sich auf einer kalten Fahrt im Postwagen von Paris nach Chateau-Noux zugezogen hatte. In seiner Sterbestunde unterhielt sich seine Tochter Hortense auf Madeira, wohin sie von den Ärzten zu ihrer Erholung gesandt war, friedlich und fröhlich mit ihrem Gemahl, dem (1866 gestorbenen) Senator Thayer und einigen Bekannten. Möglich erblaßt sie, schreit auf und bricht in Tränen aus: „Mein armer Vater ist tot.“

Hersch Dänemark. Johannes Kreyher erzählt in seinem 1880 bei Steinkopf in Stuttgart erschienenen Buche „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens“:

„... Dieses Vermögen ist übrigens nicht bloß auf den somnambulen Zustand beschränkt. Das beweisen auch die Leistungen des siebenbürgischen Rabbi Hersch Dänemark, der in den vierziger Jahren in vielen Städten Oesterreichs, Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz auftrat. Ich selber und gewiß viele noch Lebende haben diesen Vorstellungen beigewohnt. Hier sei der Bericht über eine, die er 1842 zu Basel gab, wiedergegeben. Der Rabbi ließ aus einer Anzahl aus der Universitätsbibliothek herbeigeschaffter hebräischer Bücher durch die aus Universitätsprofessoren und Geistlichen bestehende Gesellschaft ein beliebiges auswählen und dann die Zahl einer Seite und die einer Zeile auf ihr nennen, worauf er augenblicklich die dort stehenden Wörter angab. Er bezeichnete mit dem Finger eine Stelle in dem geschlossenen Buche und las sie ohne das Buch aufzuschlagen. Er hieß jemand den Finger oder eine Stecknadel auf irgendeine Stelle in irgendeinem der Bücher legen oder ein Blatt an einer Ecke umschlagen und gab die unter oder über dem Finger, der Nadel oder der Ecke stehenden Wörter an. Er ließ mit einer Stecknadel mehrere Blätter durchstechen und nannte die Anzahl der durchstochenen und das Wort, auf dem die Nadelspitze stehen geblieben war ... Seine Leistungen wurden von den Universitätsprofessoren Gerlach, Fischer, de Wette, Preiswerk bescheinigt ... Der Redakteur der Vossischen Zeitung in Berlin, Herr Dr. Friedenberg, schreibt 1847: Hersch Dänemark ist imstande, in einem seinem Auge verschlossenen Buche jede beliebige Stelle zu lesen. Er kann nur hebräisch lesen. Jeder Anwesende hatte ein solches Buch, ich eine ins Rabbinische übersetzte Reise in Afrika von Samuel Romanoli, ein sehr seltenes, von Hersch Dänemark gewiß nie gesehenes Buch. Ihm genügte die einfache Angabe der Seitenzahl, und, den verzückten Blick ins Leere gerichtet, las er das Wort oder die Stelle, die wir uns gemerkt. Noch mehr: Er fragte uns, welche Zeile von einer angegebenen Seite er vorlesen solle. Wir verlangten die sechzehnte. Darauf sagte er: „Die kann ich Ihnen nicht vorlesen, denn dort ist eine leere Stelle ...“ Einer der Anwesenden, ein Arzt, bezweifelte, daß Hersch Dänemark in einem Buche werde lesen können, wenn er es nicht unmittelbar mit dem Finger berühre. Doch seine

Sehergabe blieb dieselbe, das Buch mochte mit einem leinenen, seidenen oder wollenen Tuche bedeckt sein... Übrigens gab Hersch Dänemark in kleinen Kreisen, denen er vertraute, auch Proben anderer Hellsehens, aber er scheute den Ruf eines Wundertäters und hütete sich, davon etwas in die Öffentlichkeit dringen zu lassen."

Eine unfreiwillige Hungerkünstlerin. Aus den „Gelehrten Anzeigen der Königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften“ vom Jahre 1844 nach dem Bericht des Geheimrats Dr. med. Philipp von Walter:

„Anna Maria Furtner, geboren 1823, das Kind ehrfamer Bauersleute zu Weigenried, wurde im Winter 1832, als zwei ihrer Geschwister an einer schweren Krankheit darniederlagen, von einer heftigen Abneigung gegen alle Nahrungsmittel ergriffen. Nachdem man verschiedene Kuren vorgenommen hatte, während welcher sie sich stets sehr wenig wohl fühlte, ließ man sie gewähren. Ihre Lebensweise war nun so: Sie trank täglich ein bis drei Maß Wasser, nur im Frühling daneben noch einige Wochen lang den Saft frisch angebohrter Birken. Sie aß gar nichts. Selbst der Genuß der Hostie beim Abendmahl erregte ihr Magendrücken. Sie verrichtete am Tage gern und willig die leichteren Geschäfte des Hauswesens, ging auch auf kurze Strecken ins Freie, war aber zu jeder schwereren Anstrengung unfähig. Sie bedurfte täglich zehn bis zwölf Stunden Schlaf. In dem ganzen Verlauf von elf Jahren seit ihrer Enthaltung von allen Nahrungsmitteln hatte sie keinen Stuhlgang und nur wenig Absonderung von Urin. Man war zuletzt an die Tatsache ihres Nichtessens so gewöhnt, daß niemand sie mehr beachtete. Als aber im Jahre 1841 die Kreisregierung in München Kunde davon erhielt, erteilte sie dem Landgerichtsarzt zu Rosenheim Dr. Zettl den Auftrag zur genauen Untersuchung des Latbestandes. Nun wurden viele Zeugen verhört und das Mädchen mehrere Wochen hindurch im Hause des Arztes beobachtet. Schließlich brachte man die Anna Maria Furtner im Frühjahr 1843 nach München. In dem Zimmer des Krankenhauses, darin sie jetzt fünf Wochen lang unter strengster Bewachung und Aufsicht blieb, waren, obgleich es in einer der obersten Etagen lag, selbst die Fensterflügel unter Siegel bewahrt, und was zur Thür ein- und ausging, stand unter peinlich genauer Kontrolle. Aber Verhalten und Zustand des Mädchens blieben unverändert. Die ärztlichen Beobachtungen wurden nach allen Rich-

tungen hin vervollständigt. Das Aussehen des Mädchens war von dem anderer seines Alters nicht auffallend verschieden. Das Gewicht betrug zweiundsiebzig Pfund, wesentlich geringer als bei andern Menschen war die Körpertemperatur. Von den fünf bis sechs Maß Wasser, die sie täglich trank, wurde nur der vierte oder fünfte Teil durch den Urin ausgesondert.“

Fernheilung. Der nachmalige Präsident des Protestantischen Oberkonsistoriums zu München, Gottlieb Christoph Adolph von Harleß, geboren 1806 zu Nürnberg, gestorben 1879 zu München, war im Jahre 1845 wegen seiner Beteiligung an den Kämpfen gegen die ultramontane Gewaltherrschaft des allmächtigen Ministers Abel (eines Konvertiten) seiner Professur zu Erlangen enthoben worden. Er hatte einen Ruf als Professor der Theologie nach Leipzig angenommen und war zwei Jahre später dort auch Pfarrer an St. Nicolai geworden. Aus dieser Zeit erzählt er in seiner Autobiographie „Bruchstücke aus dem Leben eines süddeutschen Theologen“ das Folgende: „Bald nach vollbrachtem Umzug [ins Pfarrhaus von St. Nicolai zu Leipzig] wurde meine Frau von Schmerzen im Rückgrat befallen, die sich allmählich zu regelmäßig wiederkehrenden Anfällen von solcher Heftigkeit steigerten, daß sie oft vor Schmerz in Ohnmacht fiel. Hinzu gesellte sich eine allgemeine Kraftlosigkeit und Abmagerung von erschreckender Art. Unser vortrefflicher Hausarzt Professor Dr. Braune erklärte, die Patientin nicht länger allein behandeln zu wollen. Ein jüngerer, sehr tüchtiger Arzt, Dr. von Keller, wurde hinzugezogen. Aber das Übel wollte nicht weichen, sondern steigerte sich von Woche zu Woche. Endlich wurde mir angedeutet, daß ein bedenkliches Rückenmarkleiden zu befürchten stehe. Da begab sich Folgendes: Zu unsern Bekannten zählten wir eine ältere französische Dame, Fräulein M., und Professor Lindner, den Vater. [Friedrich Wilhelm Lindner, 1779—1864, angesehenener Leipziger Schulmann im Sinne Pestalozzi's.] Erstere hatte von der Erkrankung meiner Frau gehört. Sie begegnete Lindner eines Tages auf der Straße und fragte ihn, ob er Näheres wisse. Der aber hörte jetzt zum erstenmal davon und sagte, daß er soeben im Begriff sei, nach Dresden zu fahren und jetzt dort auch einen Versuch machen wolle, ob sich ein Weg zur Heilung meiner Frau ermitteln lasse. Er hatte nämlich die Absicht, in Dresden die somnambule Tochter eines Goldschmiedes wegen seines leidenden Sohnes zu kon-

sultieren. — Nach seiner Rückkehr theilte er mir folgendes mit. Er habe die Somnambule befragt, ob sie sich vielleicht im Geiste in eine andere (ihr unbekante) Stadt und in das Zimmer einer dort wohnenden Kranken versetzen könne. Sie hatte die Frage bejaht, vorausgesetzt, daß man ihr ermöglche, das Haus von anderen zu unterscheiden, worauf er ihr erwidert, das Haus sei daran leicht mit Sicherheit zu erkennen, daß es dem Chor einer Kirche schräg gegenüber, und daß unmittelbar vor der Haustür eine Pumpe, die einzige in der ganzen Straße, stehe. Hiermit hatte die Somnambule sich zufrieden erklärt und nach einiger Zeit gesagt, sie habe das Haus gefunden, sehe auch das Zimmer der Kranken und daß diese, soeben wieder von einem Anfall heimgesucht, auf dem Sofa sitze oder liege. Darauf hatte sie Zimmer und Kleidung der Patientin beschrieben, und zwar, soweit der Fragesteller dies beurtheilen konnte, vollkommen richtig. Worauf Professor Lindner weitergefragt hatte; ob der Kranken geholfen werden könne. Das sei sehr leicht zu bewerkstelligen, hatte die Somnambule erwidert, die Erkrankung sei die Folge einer heftigen Erkältung. Übrigens habe die Patientin schon vor Jahren an einem ähnlichen Uebel gelitten, aber damals in einer anderen, entfernteren Stadt gewohnt. Sie habe zu jener Zeit ein Kind zu stillen und die größte Mühe gehabt, vor Schmerzen im rechten Arm das Kind an die Brust zu legen. Jetzt nun sei das Rückgrat von demselben Leiden befallen. Auf die letzte Frage: welche Mittel man anwenden solle, hatte sie erwidert: ein Mittel, das man in Leipzig bei jedem Materialwarenhändler, am besten aber in einer Apotheke kaufen könne: geläutertes Lannenzapfendl. Damit solle die Leidende sich dreimal täglich, besonders aber vor dem Schlafengehen, das Rückgrat von der Hand ihrer Pflegerin leise bestreichen, nicht einreiben lassen. Das Mittel werde unbedingt helfen. — Das war's, was Lindner mir mittheilte. Ich ging nun zuerst ins Zimmer meiner Frau und, ohne ihr von dem soeben Gehörten etwas zu sagen, fragte ich sie, ob sie schon früher einmal ähnliche Schmerzen, wenn auch nicht gerade im Rückgrat, gehabt. Dies bejahte sie sofort: in Erlangen beim Stillen des Kindes (dessen Namen sie nannte) im rechten Arm. Nun galt es das Problem des Mittels. — Da traf es sich dann, daß zufällig mein jüngster Bruder, Mediziner, von einer wissenschaftlichen Reise zurückgekehrt, bei uns zu Gast war. Ihm theilte ich alles mit, und da er keine Bedenken hatte, wurde das von der

Somnambulen angegebene Mittel angewendet, zunächst mit der Wirkung, daß sich ein besonders heftiger Anfall einstellte. Es ergab sich aber, daß die Pflegerin in übergroßem Eifer das Öl kräftig eingerieben hatte. Als es andern Tags nur ganz leise über das Rückgrat gestrichen wurde, verschwanden alle Krankheiterscheinungen sofort und auf Nimmerwiederkehr. Auch die Erklärung der Somnambule über den Grund der Erkrankung fand ihre Bestätigung: meine Frau erinnerte sich, daß in den Tagen des Einziehens und Einräumens wegen des Geruches der Olfarbe die frischgestrichenen Türen und Fenster ohne Rücksicht auf die kühle Witterung sämtlich offen gestanden hatten.“

Peter Lårdal. Der Schauspieler Franz Wallner, der Gründer des Wallnertheaters zu Berlin, erzählt in seinen Lebenserinnerungen die folgende, vom General von Gerlach beglaubigte Begebenheit. Der [evangelische] Erzbischof von Upsala besuchte auf einer Reise durch Deutschland auch Berlin und wurde von Friedrich Wilhelm IV. zur Tafel gezogen. Das Gespräch kam auf den noch jetzt in den Lappmarken herrschenden Aberglauben, wo allerlei unheimliche Künste in einzelnen Familien erblich sein sollten. Der Erzbischof erzählte, er selber sei einmal von der Regierung dorthin entsendet worden, um diese Dinge zu untersuchen, und habe dabei ein seltsames Erlebnis gehabt. Ein höherer Beamter und ein Arzt hätten ihn begleitet und seien Zeugen geworden. Nach einer langwierigen und beschwerlichen Reise, deren Zweck außer den Teilnehmern niemand auch nur geahnt, hätten sie die Gastfreundschaft eines begüterten Lappen, namens Peter Lårdal, in Anspruch genommen, von dem sie gewußt, daß er selber in dem Ruf eines Zauberers stehe. Der habe ihnen aber den besten Eindruck gemacht und sie freundlich und harmlos aufgenommen. Am Morgen des dritten Tages, nachdem sie einigermaßen vertraut miteinander geworden, habe der Erzbischof beim Frühstück beiläufig gefragt, ob es Herrn Lårdal denn nicht peinlich sei, für einen Hexenmeister zu gelten. Lächelnd habe der Lappe erwidert, warum der Herr Erzbischof so heimlich tue, seine Anwesenheit habe ja doch nur den Zweck, den Aberglauben in den Lappmarken zu untersuchen und wenn möglich auszurotten und dessen Stützen zur Verantwortung zu ziehen. Er, der Erzbischof, habe das mit einiger Überraschung zugegeben und zugleich die Hoffnung ausgesprochen, solchem Unsinn ein Ende zu machen, der weder dem christlichen Glauben, noch der heutigen Wissenschaft ge-

mäß sei. Worauf Peter Lårdal ihm geantwortet, er möge doch nur ja tun, was er für seine Pflicht halte, aber „Unfinn“ sei die Sache nicht, das wolle er gern und auf der Stelle beweisen. Seine, Peter Lårdals Seele, solle sofort den Körper verlassen und sich an einen Ort begeben, den der Herr Erzbischof bestimmen möge. Bei ihrer Rückkehr werde er dann den unumstößlichen Beweis erbringen, daß sie tatsächlich an jenem Ort gewesen sei. — Nach einigem Zaudern und begreiflichem Schwanken zwischen Grundsätzen und Neugier habe er, der Erzbischof, in der Hoffnung, möglicherweise einem Schwindel auf den Grund zu kommen, seine Zustimmung gegeben und verlangt, Lårdals Seele solle sich nach Upsala begeben und ihm Nachricht von seiner Frau bringen. Darauf habe Peter Lårdal eine Pfanne mit getrockneten Kräutern herbeigeholt: die werde er jetzt anzünden und ihren Rauch einatmen. Wenn er davon bewußtlos werde, müsse man jeden Versuch seiner Wiederbelebung durchaus unterlassen, weil solcher seinen Tod herbeiführen könnte. Nach einer Stunde werde er schon selber wieder zu sich kommen und die gewünschte Auskunft erteilen. — In der That habe Lårdal dann, den Kopf über die rauchenden Kräuter haltend, rasch das Bewußtsein verloren und etwa eine Stunde lang regungslos und leichenblaß in seinem Sessel gelegen. Unter Zuckungen ins Leben zurückgekehrt, habe er des Erzbischofs Wohnung und insbesondere die Küche mit allen Einzelheiten beschrieben und hinzugefügt: zum Beweise dafür, daß er wirklich dort gewesen, habe er den Ehering der Gemahlin des Herrn Erzbischofs, den diese vor dem Zubereiten einer Speise vom Finger gestreift, unten im Kohlenkorb versteckt. — Der Erzbischof habe daraufhin sofort an seine Frau geschrieben und um ganz genaue Auskunft gebeten, wo sie sich um eben diese Stunde aufgehalten und was sie getan oder erlebt habe. Nach vierzehn Tagen sei ihre Antwort eingetroffen: sie könne dieses alles sehr zuverlässig angeben, denn jener Vormittag sei ihr unvergeßlich, weil sie an ihm ihren Trauring, den sie der Zubereitung einer Mehlspeise wegen abgelegt, verloren habe. Sie müsse annehmen, daß ein ihr unbekannter Mann in der Kleidung eines wohlhabenden Bewohners der Lappmarken, der einen Augenblick in der Küche sich aufgehalten, nach seinem Begehren gefragt aber wortlos sofort wieder hinausgegangen sei, den Ring entwendet habe. — In der That habe sich der Ring dann später auf dem Boden des Kohlenkorbes wiedergefunden . . .

Der Knoblauchsbauer. Professor G. Fr. Daumer=Würzburg erzählt in seinem Buche „Das Reich des Wundersamen“: Eine ältere, sehr gebildete Dame meiner Bekanntschaft in Nürnberg sah um die Mittagstunde auf der vom untern Stodwerk in ihre Wohnung führenden Treppe einen kleinen ältlichen Mann in der Tracht der sogenannten Knoblauchsbauern stehen. [Knoblauchsland und Knoblauchsbauern sind Nürnberger Bezeichnungen für eine der Stadt benachbarte Landschaft und ihre Bewohner.] Sie hieß ihn eintreten und fragte nach seinem Begehre. Als sie keine Antwort erhielt, näherte sie sich ihm und stand beinahe vor ihm, als er plötzlich wie eine ausgeblasene Kerzenflamme verschwunden war.

Frau Marnitz. Daß jemand, in magnetischen Schlaf versetzt, eine allen zugezogenen Ärzten unauffindbare schwere organische Erkrankung im Innern des eigenen Körpers nicht nur erblickt und beschreibt, sondern auch ihre Behandlung anordnet und den stufenweisen Verlauf der Heilung auf Tage und Stunden genau voraussagt, dürfte noch nicht oft dagewesen sein. 1845 hat sich zu Berlin ein solcher Fall, von vielen Ärzten beglaubigt, ereignet, über den Dr. Alexander Schmidt einen sehr ausführlichen „Bericht von der Heilung der Frau Marnitz durch Somnambulismus unter Beistand des Magnetiseurs Herrn Neubert“ 1846 in der Stuhrschen Buchhandlung herausgegeben hat. Daraus sei hier das Sachliche in kurzer Zusammenfassung, das Grundsätzliche wörtlich wiedergegeben.

Frau Karoline Marnitz, zur Zeit ihrer Heilung dreißig Jahre alt, war nach einer in Greifswald gesund und glücklich verlebten Kindheit und Jugend, aber von Haus aus nicht ohne eine leichte Neigung zur Schwermut und seelisch allen Eindrücken überaus zugänglich, als junges Mädchen infolge von zwei fast gleichzeitigen Gemütsbewegungen (Notwendigkeit der Lösung ihrer Verlobung und eine unerwartete Todesnachricht) von immer wiederkehrenden Krämpfen und heftigen Schmerzen in der Herzgegend befallen worden, wogegen sie viele Jahre hindurch bei den verschiedensten Ärzten in Greifswald, Rostock, Stralsund und Berlin vergeblich Hilfe gesucht hatte. Schließlich hatte kein Arzt mehr Rat gewußt, und der Geheimrat Kluge ihr empfohlen, aufs Land zu gehen und keine Arzneien oder Kuren mehr zu versuchen. Auf dem Lande, wo keine Besserung eintrat, hatte Herr Marnitz sie kennengelernt und sich mit ihr verheiratet. Nach der Trauung, wäh-

rend welcher sie in Krämpfen zusammengebrochen war, hatte das Ehepaar sich in Berlin niedergelassen, wo Herr Marnitz in einer Fabrik angestellt war.

Aber die Hoffnung — auch der Ärzte — die Ehe werde die Krämpfe aufhören machen, erfüllte sich nicht: immer heftiger stellten sie sich ein. Immer neue Ärzte und neue Kuren wurden versucht, zeitweises Irresein kam hinzu, eine Schwangerschaft endete mit einer Fehlgeburt. Schließlich wurde jede Behandlung als aussichtslos eingestellt.

Nur die Kranke selber gab die Hoffnung auf eine endliche Heilung nicht auf. In gesteigerten Gefühlszuständen glaubte sie mehrere Male den Arzt, der ihr Hilfe bringe, ins Zimmer treten zu sehen. Und als ihr Mann von den erfolgreichen Kuren eines Magnetiseurs namens Neuberth hörte und diesen bat, doch auch einmal nach seiner Frau zu sehen, versicherte sie nach Neuberths erstem Besuche, er sei ihr keine ganz unbekannte Person gewesen. Neuberth setzte sich nun mit dem Arzt, der sie zuletzt behandelt hatte, Dr. Maurer, ins Benehmen, und dieser erklärte sich völlig einverstanden mit einem Versuche, der Kranken mittels des Magnetismus zu helfen.

Am 25. Juli 1845 fand die erste einer Reihe von Behandlungen statt, während welcher die Kranke, auch in nebensächlichen, außerhalb ihrer eigenen Angelegenheiten liegenden Dingen sich als hellseherisch erweisend, in ihrem magnetischen Schlaf nach und nach aussagte, daß sie „eine Blase am Herzen“ habe, die plagen, unter großen Schmerzen sich den Weg in die Luftröhre bahnen und alsdann mit Aufbietung übermenschlicher Kraft ausgehustet werden müsse. Sie verordnete sich selber die wenigen Medikamente und die denkbar einfache Diät, sagte die Etappen des Weges dieser „Blase“ auf Tage und Stunden voraus und beschrieb die entstandenen inneren Wunden unter Angabe des Termins ihrer Heilung. Tatsache ist, daß sie am 5. September abends um 11 Uhr unter furchtbaren Anstrengungen und anscheinender Erstickungsgefahr in Gegenwart von vier Ärzten eine blutige, geplagte Blase ausgehustet hat und vom 12. September an völlig gesund war und blieb, ohne in der Folgezeit noch mit somnambulischen Zuständen zu tun zu haben.

Dr. Schmidt fügt hinzu: „Niemand, der diesen unsern Bericht mit Einsicht in die Sache liest, möge irgendeinen Zweifel daran hegen, daß uns wie ihm die anatomische Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit des

Ganges deutlich ist, den die Hydatide vom Herzen in die Luftröhre gemacht haben soll. Anatomisch ist die Sache unerklärlich, aber als der einzige Weg der Selbstrettung, als das Resultat des instinktmäßig Heilung suchenden, seine innerste Stärke aufbietenden Organismus tritt sie in ein anderes Licht . . . Die Natur hat sich in den schreckensvollen Leiden, in der anhaltenden, in der zunehmenden Zerrüttung, Erschlaffung, Suspendierung der leiblichen Organe die Bedingungen selbst gegeben, um ihren Heilzweck zu ermöglichen, sie hat die Rettungsbrücke geschlagen, die vorher nicht da war. Der Organismus ist ja eine innere Zweckthätigkeit, an sie appelliert jedes Heilverfahren . . . Im Somnambulismus kommt diese Zweckthätigkeit zum wachen Selbstgefühl, zum klaren Ausdruck über sich selbst, und so ward in diesem Falle das, woran im Augenblick die Lebenskraft ihre ganze Arbeit setzte, kund gemacht, und das Mittel zu ihrer Verstärkung herbeigezogen. Es war etwas Außergewöhnliches, was die Natur wollte; noch im letzten Augenblick, wo die krankhafte Substanz sollte ausgeschieden werden, stellte sie das Leben in Frage; es bedurfte eines alle gewöhnlichen Kräfte übersteigenden Ringens, der gewaltigsten Anspannung der auf Einen Punkt gerichteten Lebenskraft, um das langgestrebte Ziel glücklich zu erreichen. Wir geben also der Anatomie vollkommen recht, sie sagt: Du berichtest Unmögliches. Wir halten ihr unsehrerseits das *credo quia absurdum* entgegen: weil es anatomisch unmöglich ist, darum ist es glaublich, daß es der höchsten Anstrengung des Gesamtorganismus, der Lebenskraft bedurfte, um den Stoff, die materielle Basis des Übels, von seiner Stelle zu verrücken, seine selbstständige Kraft zu vernichten und ihn aus dem körperlichen Verband hinauszuerwerfen . . . Es fällt uns nicht ein, dem Hergang eine entfernte Möglichkeit auf anatomischem Wege geben, ihn irgendwie plausibel machen zu wollen . . . Wir halten uns an den Anfang und das Ende. Wir sehen hier ein ausgebildetes, wütendes Herzleiden, dem keine ärztliche Kunst, kein künstlich ergründender, mit Stethoskopen und andern Instrumenten gewaffneter Scharfsinn beikommen kann; mehr als zwanzig Ärzte, im Verlaufe mehrerer Jahre konsultiert, erfassen trotz aller Mühe den Sitz des Übels nicht, ihre Mittel sind umsonst, schwächen und verschlimmern noch. Jetzt wird die Kranke somnambul, sie wird es beinahe von Natur, durch sich selbst. Es ist eine erwiesene Sache, daß Somnambulen immer klarer und deutlicher den

Grund ihres Übels erkennen, und zwar um so heller, als sie die Natur in sich arbeiten fühlen, deren Äußerungen ja eben diesen Seelenzustand herbeiführen.

Ein Traum des achtundzwanzigjährigen Dichters Gottfried Keller von Zürich, 1847 von ihm selbst erzählt:

Ich stand in der Dämmerung auf dem Rathausplaz unter einem jener großen Volkshaufen, die sich zu versammeln pflegen, wenn irgendein Verbrecher auf die nahe Hauptwache geführt wird. Es war schon dunkel, als langsam ein Wagen durch das Gedränge gefahren kam, auf welchem eine unkenntliche schlanke Weibsperson saß, quer auf den Knien lag ihr totes Kind, sie aber saß aufrecht und reglos. „Da kommt die Kindsmörderin,“ summt das Volk, „in einer halben Stunde wird sie geköpft.“ Als ich die hohe Gestalt über den Häuptern der Menge dahinschwanken sah, hatte ich, wie ich mich ziemlich bestimmt erinnere, das Gefühl: ich wünschte ihr noch, daß das genossene Liebesglück kein gemeines und so groß gewesen sein möge als das gegenwärtige Leid, dann sei es schon gut. Es war jetzt ganz Nacht geworden. Eine weiche, weiche Hand faßte die meine. Ein ganz unbekanntes fünfzehnjähriges Mädchen, dessen Augen ich in der Dunkelheit funkeln sah, flüsterte mir ins Ohr: „Gottfried Keller, komm, wir wollen zu mir heim gehen!“ und zog mich geschickt und sachte aus dem Gedränge. Wir gingen durch allerlei dunkle Gäßchen, die ich in Zürich bisher gar nicht gekannt hatte, und die auch nicht existieren. Das Mädchen schmiegte sich an mich und war ein unsäglich buseliges und liebliches Wesen, welches mich ungemein behaglich machte; ich verwunderte mich auch nicht, als auf einmal ihrer zwei daraus wurden, deren jede an einer meiner Seiten hing. Sie waren ganz gleich, nur mit dem Unterschiede einer etwas jüngeren und älteren Schwester. Als wir, in einem Sackgäßchen angekommen, vor einem hohen, schmalen Hause standen, hießen mich die Kinder leise und behutsam gehen. So stiegen wir viele enge und steile Treppen hinan, jeden Schritt berechnend in der schwarzen Finsternis, sie führten mich an beiden Händen, oftmals hielten wir an, und die guten Mädchen suchten dann mein Gesicht und küßten mich herzlich, aber vorsichtig, auf den Mund; sie konnten, wie mich dünkte, die Küsse sehr gut und vollkommen ausprägen, ohne Geräusch zu machen, sie fielen von ihren Lippen wie neue goldene Denkmünzen auf ein wollenes Tuch, ohne zu klingen. Darum brauchten wir

eine lange Zeit, bis wir endlich oben, in einem kleinen Dachkammerchen waren. Daselbe war ganz vom Monde erhellt. Die runden Scheiben der Fensterchen waren auf den Boden gezeichnet. Sogleich zogen wir alle die Schuhe aus, um nicht laut aufzutreten. Man sah aus dem Fenster, von welchem ein hohes Dach hinabging, über viele Dächer hinweg, unter denen man kaum die Fenster als schwarze Vierecke erkennen konnte; der Mondschein schwamm auf den Dächern, die Stadt war eingeschlafen und still, wir waren auch mäusestill, denn die Mädchen sagten, daß viele alte, böse Weiber in den benachbarten Dachkammern wohnten, welche ihnen immer aufpaßten und jede Freude zu verbittern suchten; wenn eine aufwache und uns höre, so seien wir des Todes. Wir saßen an einem kleinen Tischchen zwischen dem Fensterlein und dem Bette, welches mit einem schneeweißen Tuche sehr ordentlich und glatt bedeckt war. Wir dursteten natürlich kein Licht machen und saßen auch lieber so im Halblichte. Wir aßen und tranken etwas, aber ich weiß nicht mehr was, nur daß wir vergnüglich und leise die blinkenden Gläser aufhuben und wieder absetzten; und wenn etwa eines an einen Teller stieß, so zuckten wir ängstlich zusammen. Als eines der guten Kinder aufstand, das Bettuch abnahm und sehr sorgfältig zusammenlegte und dabei sagte: „Wenn wir schläfrig werden, so können wir uns gleich aufs Bett legen und rechtschaffen schlafen“: da durchfuhr mich ein ganz seliges Gefühl, aber nicht eigentlich sinnlich. Sie setzte sich wieder ans Tischchen und bot mir ihre weißen jungen Schultern zum Liebkosen, da fuhr sie plößlich zusammen und sagte: „Herr Jesus, die Weiber kommen!“ Halb tot vor Schrecken duckten sich beide fast in mich hinein, und ich umfing sie, indem wir alle drei atem- und lautlos aufhorchten. Wirklich hörte ich deutlich, wie jemand über das Dach hinschlarpte, an einem benachbarten Dachfenster anklopfte, wie dort ebenfalls jemand herausstieg auf das Dach, dann sahen wir verschiedene Schatten vor unserm Fenster vorbeihuschen, es war offenbar: die alten Weiber wackten und versammelten sich; die Ziegel rasselten unter ihren schlurfenden Füßen, es kam immer näher über unsern Köpfen, es flüsterte: „Langt nur 'nein, sie haben gewiß einen bei sich.“ Ein Ziegel wurde aufgehoben, eine lange, magere Hand langte herein, tappte herum und erwischte meine Haare, welche gen Berg standen, das Blut schien in meinen Adern zu gerinnen — als ich erwachte und tief aufatmete.

Der Spuk in Hydesville und in Stratford, der eigentliche Anfang der ganzen spiritistischen Bewegung. Der Direktor des psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen, Dr. Alfred Lehmann, erzählt in seinem Buche „Aberglaube und Zaubererei“, deutsch von Dr. Petersen, Stuttgart 1908, bei Ferdinand Enke: „In dem kleinen Dorfe Hydesville in der Grafschaft Wayne (Nordamerika) wurde ein Mann nachts durch Klopfen an seine Tür geweckt. Es war indes niemand da. Kaum hatte er sich ins Bett gelegt, als es wiederum klopfte, und dieses wiederholte sich mehrere Male, ohne daß er die Ursache entdecken konnte. Einige Zeit nachher wachte seine kleine Tochter um Mitternacht mit einem Schrei auf und erzählte, eine kalte Hand sei ihr über das Gesicht gefahren. Dann hörte man nichts mehr von der Sache, bis achtzehn Monate später ein angesehenher Methodist, Mr. Fox, mit Frau und drei Töchtern in das Haus kam. Im Februar 1848 fing eines Abends, als die Kinder zu Bett gebracht waren, das eigentümliche Klopfen wiederum an. Eines der Kinder begann aus Spaß mit den Fingern zu knipsen, und das Klopfen erfolgte in demselben Takte. Das Kind rief: „Zähle nun eins, zwei, drei, vier“, vor jeder Zahl klatschte es in die Hände. Das unbekannte Wesen klopfte in derselben Weise. Frau Fox forderte es nun auf, bis zehn zu zählen, worauf zehn Schläge gehört wurden. Sie fragte dann nach dem Alter der Kinder, für jedes einzelne wurde die richtige Anzahl Schläge gegeben. Die Frau fragte dann, ob es ein menschliches Wesen sei, das diesen Lärm mache, aber es kam keine Antwort. Sie fragte dann, ob es ein Geist sei; wenn es der Fall sei, so solle dieses durch zwei Schläge bestätigt werden. Es klopfte zweimal. Sie fragte nun weiter und erzählte, daß der Geist hier auf Erden Krämer gewesen sei, in demselben Hause gewohnt habe, ermordet und im Keller begraben worden sei. Bei der Untersuchung fand man später auch wirklich im Keller einen Untertier und einige Haare, ob sie aber von einem Menschen herührten, wurde nicht festgestellt. Die Sache erregte Aufsehen, die Nachbarn strömten herbei, um das Klopfen zu hören, das sich stets in der darauffolgenden Zeit wiederholte; niemand konnte die Ursache entdecken. Die Familie Fox wurde als vom Teufel besessen angesehen und aus der Methodistenkirche ausgestoßen; kurz darauf zog sie nach der Stadt Rochester. Hier ging das Klopfen wieder los und erregte dasselbe Aufsehen wie früher. Da es nur in Gegenwart der Kinder

stattfand, nahm man ganz natürlich an, daß sie in irgendeiner Weise den ganzen Lärm verursachten. Es wurde deshalb ein Komitee aus den angesehensten Männern der Stadt eingesetzt, das die Sache untersuchen sollte. Dieses ging sorgfältig zu Werke, es stellte die Kinder barfuß auf Kissen und vergewisserte sich dessen, daß sie keinen Apparat hatten, mit dem sie die Laute hervorrufen konnten. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln hörte man das Klopfen im Fußboden und in den Wänden; es war aber nicht möglich, die Ursache zu entdecken. Viele Menschen kamen nun des Abends zur Familie Fox, um dies berückichtigte Klopfen zu hören; man sammelte sich gewöhnlich um einen größeren Tisch, und nun schienen die Laute von diesem auszugehen. Auf solche Weise wurde das Tischklopfen und kurz darauf auch die Bewegungen des Tisches, das Tischrücken, entdeckt. Mehrere Personen fanden nun, daß auch in ihrer Nähe solche Laute und Bewegungen entstehen konnten, während dieses bei anderen Leuten niemals geschah, damit war also die besondere Gabe der Mediumität festgestellt. Es wurden dann zunächst in Rochester und später in den Nachbarstädten öffentliche Vorträge über diese merkwürdigen Phänomene gehalten. Die Sache wurde dadurch in weiteren Kreisen bekannt; man fing überall an, mit den Tischen zu experimentieren, und in kurzer Zeit verbreitete sich die Bewegung über ganz Amerika und pflanzte sich nach Europa fort . . .

Kaum war das Klopfen in Rochester verstummt, so fingen in einer andern amerikanischen Stadt, Stratford (Ontario) einige Spukgeschichten noch ernsterer Art an . . . Im Hause des Predigers und Doktors der Theologie Phelps begann der Spuk, wie in Hydesville, mit Klopfen und Bewegungen. Außerdem wurden verschiedene Gegenstände in geheimnisvoller Weise in den Stuben umhergeworfen, und selbst als man die Türen abschloß, hinderte dieses die Gegenstände nicht, sich auf eigene Hand umherzutummeln. Man sah, wie ein Stuhl sich von der Diele erhob und fünf- bis sechsmal mit einer solchen Wucht hinabfiel, daß das ganze Haus erzitterte und selbst die Nachbarn es spürten. Ein großer Metallarmleuchter, der auf einem Kamine stand, wurde von einer unsichtbaren Kraft auf den Fußboden gesetzt und so lange gegen denselben geschlagen, bis er zerbrach. In einem der Zimmer zeigten sich Gestalten, aus Kleidern gemacht, die im Hause gesammelt waren; dieselben waren so ausgestopft, daß sie Menschen ähnlich sahen.

Am häufigsten knüpften diese Ereignisse sich an die Person des jungen, elf Jahre alten Harry Phelps. Er wurde auf verschiedene Weise vom Spuk geplagt; bald wurden seine Kleider zerrissen, bald wurde er in den Brunnen geworfen, einmal wurde er sogar gebunden und an einem Baum aufgehängt. Später begannen allerlei Zerstörungen, die Fenster und die Glasgeräte des Hauses wurden zertrümmert; es wurden Blätter aus Dr. Phelps Notizbüchern, die in einem verschlossenen Sekretär lagen, gerissen; zuletzt brach sogar Feuer in demselben aus, so daß eine Menge Briefe und Manuskripte verbrannten ...

Eine merkwürdige Zeitungsanzeige. In der Nr. 46 des *Fischerlochner Öffentlichen Anzeigers* vom 7. Juni 1848 stand folgende „Aufforderung“:

Wie ich vielseitig höre, bezeichnet man mich für den Mann, der in jüngster Zeit zuerst das sinnlose Gerücht verbreitet hat, als sollte am Himmelfahrtstage ein gräßliches Morden und Blutvergießen stattfinden. Ich erkläre hiemit, daß ich solches nie gedacht noch ausgesprochen habe, und verspreche demjenigen eine gute Belohnung, der mir den, der dieses Gerücht als von mir ausgehend verbreitet hat, so anzeigt, daß ich ihn gerichtlich verfolgen kann. Lips, Hauderer in Letmathe.

Am 17. Mai 1849, dem Himmelfahrtstage, nahmen unter Führung des Generals von Hanneken preußische Truppen, Fusiliere, Jäger, Artilleristen und Ulanen das aufrührerische Fischerlohn, die bedeutendste Stadt der alten Grafschaft Mark in Westfalen ein, in der, wie in andern Städten, das Volk sich gegen das absolutistische Ministerium Brandenburg erhoben hatte. Beim Einzug der Truppen, der zuerst unblutig zu verlaufen schien, wurde plötzlich der ruhig vor seinem Bataillon herreitende Oberstleutnant Schrötter von unbekannter Hand aus dem Hinterhalt durch zwei Schüsse getödtet. Dadurch gerieten die Soldaten in eine maßlose Wut: sie drangen in die Häuser ein und durchsuchten sie nach Bewaffneten und Waffen, wobei es in kurzer Zeit über vierzig Tote und viele Verwundete gab.

Der Weinstock von Neuselbach. Pfarrer Franz Splittgerber veröffentlicht in seinem Buche „Schlaf und Tod“ (zweite Auflage 1881) die folgende briefliche Erzählung eines thüringischen Pfarrers namens Gehring, der ihre völlige Tatsächlichkeit ausdrücklich sehr ernstlich versichert habe:

Im Jahre 1848, als ich noch Pfarrer in Scheibe auf dem Thüringer Hochwald war, wurde in Folge des März-Aufstandes ein außerordentlicher Landtag ausgeschrieben. Ein Porzellanfabrikbesitzer meines Ortes und ich wurden zu Wahlmännern bestimmt und auf den 3. Oktober zum Wahltermin in die Amtsstadt geladen. Tags zuvor schickte ich zu dem Fabrikanten mit der Anfrage, ob er wohl einen Platz für mich in seinem Wagen frei habe. Er ließ mir sagen, er bedauere sehr, mit Nein antworten zu müssen, denn er fahre nicht, sondern, da er in Meuselbach, wohin der Weg unfahrbar sei, ein Geschäft habe, wolle er bis dahin zu Fuß gehen und von dort die Post benutzen. — Ich beschloß daraufhin, am folgenden Morgen früh den nächsten, dreistündigen Weg über das Gebirge zu gehen, und legte mich deshalb früh zu Bett. In der Nacht träumte mir sehr lebhaft, der Fabrikant schicke seine Magd zu mir und lasse mir sagen, er habe sich's anders überlegt, er werde doch fahren und mich mitnehmen, aber seines Geschäftes wegen über Meuselbach auf einem Umweg. Wir würden aber noch rechtzeitig zum Termin kommen. Wenn ich mitfahren wolle, müsse ich also spätestens um sieben Uhr zu ihm kommen. — Ich machte — im Traum — von dieser freundlichen Einladung sogleich Gebrauch. Wir fuhren — immer im Traum — in lebhaftem Gespräch unseres Weges. Als wir nun das zweitausend Fuß hoch gelegene Dorf Meuselbach langsam hinauffuhren und in die Nähe des letzten Hauses kamen, rief mir der Fabrikant auf einmal zu: „Ach, sehen Sie da, Herr Pfarrer, sollte man's für möglich halten: hier, fast auf dem Gipfel der Meuselbacher Koppe, Wein?!“ Ich blickte hin und sah die ganze Wand des Hauses von einem Weinstock bedeckt, aus dessen teilweise schon gelben Blättern prächtige blaue Trauben mir entgegenlachten. Ich äußerte mein Erstaunen, daß hier oben Wein gedeihe. Wir hielten — immer noch im Traum — vor dem Hause, in dessen Thür der Besizer stand, und der Fabrikant fragte ihn: „Wird denn Ihr Wein auch reif?“ Er antwortete: „Wenn wir noch einige Zeit dieses schöne Wetter behalten, dann hoffe ich es bestimmt.“ — Das war der Traum. Beim Kaffee erzählte ich ihn meiner Frau und sagte: „Da sieht man mal wieder, daß Träume Schäume sind.“ Während ich noch sprach, kam des Fabrikanten Magd und überbrachte genau dieselbe Botschaft, die ich im Traume vernommen. Ich ging sogleich zu ihm, äußerte meine Freude über seinen geänderten Entschluß und erwähnte scherzend, daß

ich seine Botschaft schon in der Nacht erhalten hätte. Er lachte herzlich, und wir fuhren in freudiger Stimmung über das prächtige Herbstwetter unseres Weges dahin. Von dem im Traum gesehenen Wein hatte ich nichts gesagt, weil ich das noch für einen unwesentlichen Zusatz hielt. Als wir nun Meuselbach durchfahren hatten, rief der Fabrikant wörtlich: „Ach sehen Sie da, Herr Pfarrer, sollte man's für möglich halten: hier, fast auf dem Gipfel der Meuselbacher Koppe, Wein?!“ Ich sah hin, und der Weinstock stand genau wie im Traum vor meinen Augen! Eben hielt unser Wagen vor dem Hause; der Besizer kam an die Thür, er war es, mit dem der Fabrikant etwas Geschäftliches zu besprechen hatte. Beim Fortfahren fragte er ihn noch: „Wird denn Ihr Wein auch reif?“ und erhielt wörtlich die Antwort, die ich im Traume vernommen.

Das Bild der Sybille. J. Charpignon erzählt in seinem 1848 zu Paris erschienenen Buche „Physiologie, médecine et métaphisique du magnétisme:

Der Fürst von Radziwill hatte eine verwaiste Nichte adoptiert. In seinem Schloß in Galizien war ein Saal, der seine Zimmer von denen der Kinder trennte, und den man, um von dem einen zu dem andern zu gelangen, passieren mußte, wenn man nicht über den Hof gehen wollte. Seine Nichte Agnes, zur Zeit ihrer Adoption erst sechs Jahre alt, brach immer in lautes Geschrei aus, sooft man sie durch diesen Saal gehen hieß, wobei sie mit dem Ausdruck der Angst auf ein großes, die eumaische Sybille darstellendes Gemälde wies, das über einer der Thüren hing. Lange versuchte man dieses Widerstreben zu überwinden, weil man es für Eigensinn hielt. Endlich aber erlaubte man ihr, den Saal zu vermeiden, und zehn oder zwölf Jahre hindurch zog das junge Mädchen trotz Regen oder Kälte den Weg über den Hof vor. Als sie Braut geworden, fand ihr zu Ehren eine große Gesellschaft statt. Am Abend begab man sich zu Spiel und Tanz in jenen Saal. Agnes, durch die sie umgebende Jugend ermutigt, zögerte nicht, mit einzutreten, aber kaum hatte sie die Schwelle überschritten, als sie zurückwich und ihre Angst bekannte. Man lachte sie aus und verriegelte die Thür. Als sie aber dann daran rüttelte, fiel das Bild der Sybille herab, zerschmetterte ihr mit seinem schweren Rahmen die Hirnschale und tötete sie auf der Stelle.

Ein Phantom. Unter den Berichten seltsamer Erlebnisse in Camille Flammarions Buch „Rätsel des Seelenlebens“ befindet sich der folgende von H. B. Garling in Folkestone:

Es war ein Donnerstagabend im August 1849. Ich ging zu meinem Freund Rev. Harrison, mit dem ich oft einen Abend im Kreise seiner Familie zuzubringen pflegte. Der Tag war schön, so machten wir noch einen gemeinsamen Spaziergang in den Zoologischen Garten und waren alle vergnügt und heiter. Am andern Morgen verreiste ich nach Hartfordshire, um dort Verwandte zu besuchen. Sie bewohnten ein Haus, Flamstead Lodge genannt, an der Straße nach London gelegen. Am Montag Nachmittag um zwei Uhr gehe ich nach dem Essen auf dieser Straße spazieren. Sie ist belebt, denn es ist ein schöner, warmer Nachmittag. Ich fühle mich heiter und glücklich. Plötzlich tritt mir ein Phantom entgegen. Es steht so dicht vor mir, daß ich am Weitergehen gehindert werde. Ich kann seine Züge nicht deutlich erkennen, aber ich sehe wie seine Lippen sich bewegen und höre es einige Worte murmeln. Seine Augen bohren sich durchdringend in die meinen, und plötzlich sage ich mit lauter Stimme: „Himmel, es ist Harrison!“ . . . trotzdem ich an jenem Tag noch gar nicht an ihn gedacht habe. Nach einigen Sekunden, die mir endlos erscheinen, verschwindet es, und ich bleibe wie festgebannt an der Stelle stehen. Ich kann an der Realität der Erscheinung nicht zweifeln, das Blut ist mir in den Adern erstarrt, und eiskalte Angst liegt mir in allen Gliedern. Nie wieder habe ich etwas Ähnliches empfunden. Endlich beruhige ich mich einigermaßen und kehre zu meinen Verwandten zurück. Um die Damen nicht zu beunruhigen, schweige ich über mein Erlebnis.

Das Haus meiner Verwandten liegt mitten im Grundstück, von einem sieben Fuß hohen Eisengitter umgeben und etwa dreihundert Schritte vom nächsten Wohnhaus entfernt. Mit sinkender Nacht werden stets alle Türen gesperrt. Am Eingang wacht ein großer Kettenhund, und im Haus ist ein Terrier, der jeden Fremden wütend anbellt. — Es ist eine schöne, stille Sommernacht. Wir haben den Abend im Salon des Erdgeschosses verbracht und gehen alle schlafen. Die Diensthofen schlafen in den etwa sechzig Fuß zurückliegenden Hinterräumen. — Plötzlich erdröhnt die Haustür von einem gewaltigen Schlag. Sofort sind wir alle wieder versammelt, auch die Diensthofen kommen, kaum bekleidet, erschrocken herbeigelaufen. Wir eilen zur Haustür, sehen

aber niemand und können uns den Schlag nicht erklären. Der Terrier verfrücht sich ganz gegen seine Gewohnheit zitternd und winselnd unter ein Sofa. Wir stehen alle vor einem Rätsel und sehen uns bleich und erschrocken an. Mit Mühe überreden wir die Damen, sich wieder schlafen zu legen. Auch ich gehe zu Bett und grübele noch lange über die Möglichkeiten der Erklärung des Schlages nach, wobei mir nicht der Gedanke kommt, ihn mit der Erscheinung vom Nachmittag in Zusammenhang zu bringen.

Am Mittwoch Morgen kehre ich nach Hause zurück. In meinem Büro, 11 King's Road, Gray's Inn, empfängt mich mein Schreiber mit den Worten: „Es ist ein Herr hier, er war schon dreimal hier und wünscht dringend Sie zu sprechen.“ Der Besucher ist Herr Chadwick, ein naher Freund der Familie Harrison: „Es ist eine schreckliche Cholera-Epidemie in Wandsworth's Road ausgebrochen,“ berichtet er, „fast alle sind gestorben: Mrs. Rosco und ihr Mädchen am Freitag, Mrs. Harrison am Samstag, das Stubenmädchen am Sonntag früh. Der arme Reverend erkrankte Sonntag Abend und ist ins Spital überführt worden. Er hat gestern und vorgestern sehnsüchtig und dringend nach Ihnen verlangt, doch wußten wir nicht, wo Sie zu finden seien.“ — Wir brachen sofort auf, kamen aber zu spät — Harrison war tot.

Die Scheintote. Dr. Gilles de la Lourette gibt in seinem Buche „Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin“ [Hamburg 1889] den folgenden, von dem Wiener Arzt Dr. C. v. Pfendler 1853 veröffentlichten Bericht wieder:

Fräulein J. M. wurde mit fünfzehn Jahren von Krämpfen befallen, die so heftig waren, daß fünf Männer sie nicht festzuhalten vermochten. Dieser Zustand dauerte drei Wochen, dann verfiel sie in hysterischen Weitzanz, der von allgemeinen krampfhaften Muskelzusammenziehungen begleitet war. Diese Anfälle hatten sie so geschwächt, daß mehrere namhafte Ärzte erklärten, sie würde nur noch wenige Tage leben. Als ich sie besuchte und an ihrem Bett stand, wurde sie plötzlich unruhig, stand auf, warf sich auf mich wie um mich zu umarmen und fiel wie tot zurück. Vier Stunden beobachtete ich sie, konnte aber kein Lebenszeichen wahrnehmen, obwohl ich mit zwei anderen Ärzten alle möglichen Versuche unternahm, sie ins Leben zurückzurufen. Weder ein vorgehaltener Spiegel, noch eine gekräufelte Feder, noch Ammo-

niaf, noch Stiche ergaben irgendein Zeichen dafür, daß noch Leben in ihr wäre; der galvanische Strom erregte keine Zusammenziehung der Muskeln. Während der nächsten achtundzwanzig Stunden trat keine Änderung ein, ja man glaubte schon den Verwesungsgeruch zu verspüren. Die Totenglocken wurden geläutet, ihre Freundinnen kleideten sie in Weiß und schmückten ihr Haar mit Blumen, und alles wurde zur Beerdigung hergerichtet. Ich ging noch einmal hin, um mich von der fortschreitenden Verwesung zu überzeugen. Man kann sich mein Erstaunen denken, als ich statt dessen schwache Atembewegungen zu bemerken glaubte. Ich beobachtete sie jetzt noch schärfer und sah, daß es keine Täuschung war. Ich machte nun sofort Reibungen, wandte Reizmittel an, und nach anderthalb Stunden wurde die Atmung tiefer, die Kranke öffnete die Augen und kam zum Bewußtsein. Als sie die Vorbereitungen zur Beerdigung bemerkte, lächelte sie mich an und sagte: „Ich bin zu jung, um zu sterben.“ Man brachte sie nun in ein anderes Zimmer; hier fiel sie sofort in einen tiefen, sechsständigen Schlaf. Die Genesung ging dann unter dem Gebrauch von aromatischen, stärkenden Bädern schnell vonstatten. Das Nervensystem war vollständig von jener Krankheit befreit und sie wurde so wohl wie je zuvor. — Während des lethargischen Zustandes schienen alle Körperfunktionen aufgehoben gewesen zu sein, nur auf das Gehör waren die Kräfte konzentriert, so daß sie alles gehört hatte, was in ihrer Nähe gesprochen wurde, sogar die lateinischen Ausdrücke, die Dr. Frank gebraucht hatte, konnte sie wiederholen.

Ein Wahrtraum. Der General Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen erzählt im ersten, 1897 bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienenen Bande seiner Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben“:

Am ersten Oktober 1850 sollte wieder eine Parforcejagd stattfinden. Am Abend des dreißigsten September fühlte ich mich nicht wohl. Ich sandte deshalb zu den Kameraden und ließ sagen, ich würde nicht mitreiten. Dann legte ich mich frühzeitig zur Ruhe. In der Nacht träumte mir, auf der Jagd wäre das Pferd mit mir durchgegangen, ich mit dem Kopf gegen einen Baum geschleudert und läge mit zerschlagenem Schädel auf dem Erdboden. Der Traum war so lebhaft, daß ich darüber aufwachte und dann im wachen Zustande mich selbst neben meinem Bette mit blutendem Gesicht auf dem Fußboden liegen sah.

Ich richtete mich auf und sah mich unverwandt an. Nach einiger Zeit verschwand das Traumgesicht allmählich, wie ein künstliches Nebelbild auf der Bühne verduftet, und es war stockdunkel um mich her. Der Traum beunruhigte mich sehr, noch mehr aber ärgerte ich mich darüber, daß er mich beunruhigte. Endlich schlief ich wieder ein. Aber da träumte mir dasselbe zum zweitenmal. Als ich wieder erwachte, war es schon so hell, daß ich im Morgengrauen die Gegenstände in meinem Zimmer erkennen konnte. Wieder sah ich mich selbst am Bett auf dem Fußboden liegen, und wieder verschwand dieses Bild nach und nach. Jetzt schlief ich nicht wieder ein. Mein Arger darüber, daß mir der Traum soviel Eindruck machte, war so groß, daß ich beschloß, mich praktisch von solchem Aberglauben zu heilen. Ich ritt mit zur Jagd. Bei der Zusammenkunft am Stern erzählte ich meinem Bruder Friedrich Wilhelm den Traum, und wir scherzten darüber. Sobald angelegt war, ging mir mein Pferd durch. Ich geriet in immer dichter zusammenstehende Bäume und schlug endlich mit dem Kopf gegen einen. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Wald auf dem Moos, auf der rechten Seite des Gesichts hatte ich keine Haut mehr, aus dem rechten Auge floß das Blut aus dem erschütterten Gehirn. Ich mußte geschleift worden sein, denn der Kopf war teilweise skalpiert. Der Schädel war geborsten. Man trug mich in einen Wagen, der mich nach dem nahen Potsdam führte, während ich das Bewußtsein verlor. In Potsdam legte mich mein Bruder in sein Bett und behielt mich vier Wochen bei sich, bis ich nach Berlin reisen konnte. Als ich in Potsdam nach drei Tagen das Bewußtsein zurückgewann, verlangte ich einen Spiegel: soweit sich das trotz dem Verband feststellen oder aus ihm folgern ließ, hatte das Traumgesicht mir meinen beschädigten Schädel ganz richtig vorausgezeigt.

Die Feuerkugel. Professor G. Fr. Daumer-Würzburg läßt in seinem Buche „Das Reich des Wundersamen“ einen nahen, unbedingt glaubwürdigen Verwandten erzählen:

Ich saß am Fenster unserer Gartenwohnung, um kleine astronomische Beobachtungen zu machen. Unsere Verwandte, Lisette, hatte uns besucht und schritt eben in Begleitung der Magd durch den Garten, um nach Hause zu gehen. Da sah ich eine rote, runde, zwei bis drei Fuß große, rotierende, Funken sprühende Kugel senkrecht vom Boden aufsteigen und in beträchtlicher Höhe ohne Knall verschwinden. Lisetten

und der Magd aber fielen Funken auf die Kleider, und sie hatten große Mühe, sie auszulöschen. Was dies gewesen ist, weiß ich nicht. Phänomene und Beobachtung jedoch kann ich mir nicht abstreiten lassen.

Borspuß. Aus einem Brief, den Adolph Goos-Hamburg im Jahre 1884 an Carl Kieseletter-Meinungen geschrieben hat, und der 1887 in der „Sphinx“ veröffentlicht wurde:

Nach der Schlacht bei Idstedt im Jahre 1850 besetzten die Dänen die Schleiegegend, wo sie sich in unmittelbarer Nähe meines Heimatortes, bei Missunde, verschanzten. Das bewegte Kriegesleben, welches sich dort nun entwickelte, brachte auch einen enormen Wagenverkehr mit sich; lange Reihen von Fuhrwerken aller Art bedeckten Tag und Nacht die Landstraße, wodurch natürlich ein starkes, weithin hörbares Wagengerassel verursacht wurde, woran wir uns aber während seiner etwa halbjährigen Dauer nach und nach so gewöhnten, daß wir es kaum mehr hörten. Alte Leute erzählten nun (ich war damals noch ein Knabe), daß ein solches Wagengerassel dort schon vor vielen Jahren gehört worden sei, ohne daß man dessen Ursachen hätte entdecken können. Die Leute sagten, es hätte sie förmlich geäfft, denn wenn sie hinausgeeilt wären an die Landstraße, um zu sehen, was es gäbe, so wäre weder etwas zu sehen noch zu hören gewesen; wenn sie sich aber wieder entfernt hätten, so wäre auch das Wagengerassel wieder angegangen.

Karl Schurz. Der nordamerikanische General und Staatsmann Karl Schurz, geboren 1829 in Liblar bei Adln, erzählt in seinen „Lebenserinnerungen“:

Adolf Strodtmann hatte mich [1851 in Paris] mit einem dänischen Marinemaler namens Melbye bekannt gemacht. Dieser war ein viel älterer Mann als wir, ein Künstler von nicht unbedeutender Geschicklichkeit, und er wußte über seine Kunst sowie über manche Dinge angenehmer zu sprechen. Besonders interessierte er sich für Clairvoyance und behauptete, eine Hellseherin zu kennen, die Außerordentliches leistete. Er forderte uns mehrmals auf, ihn zu dieser merkwürdigen Dame zu begleiten und uns von ihren wunderbaren Eigenschaften zu überzeugen. Endlich wurde auch ein Abend zu diesem Zwecke bestimmt, aber es traf sich, daß ich gerade zu derselben Zeit, um die Familie Kinkel in England zu besuchen, Paris auf einige Tage verlassen wollte. Als ich meine Sachen packte, war Strodtmann bei mir in

meinem Zimmer und er sprach sein Bedauern darüber aus, daß ich nicht der Clairvoyancevorstellung beiwohnen könne. Da nun Strodtmann sich auf kurze Zeit aus meiner Wohnung entfernte, um später zurückzukehren und mich zum Bahnhof zu begleiten, so kam mir der Gedanke, ich könnte doch vielleicht zur Prüfung der Hellseherin meinen Beitrag liefern. Ich schnitt mir einen kleinen Büschel Haare ab, legte ihn in ein zusammengefaltetes Papier und steckte dies in einen Briefumschlag, den ich versiegelte. Dann riß ich von einem Brief, den ich an demselben Morgen von dem ungarischen General Klapka, dem berühmten Verteidiger der Festung Komorn (1849 gegen die Oesterreicher] empfangen hatte, einen kleinen, das Datum enthaltenden Streifen ab, legte diesen Streifen ebenfalls in ein zusammengefaltetes Papier und steckte auch dieses in einen Briefumschlag, den ich gleichfalls mit Siegellack verschloß. Nachdem Strodtmann zu mir zurückgekehrt, gab ich ihm die beiden Kuverte, ohne ihn vom Inhalt zu unterrichten, und bat ihn, diese in die Hände der Hellseherin zu legen mit dem Ersuchen, daß sie eine Beschreibung des Aussehens, des Charakters, der Vergangenheit und des zeitweiligen Aufenthaltes der Personen geben möge, von denen die in den Kuverten verborgenen Gegenstände herrührten. Dann reiste ich ab.

Wenige Tage darauf empfing ich von Strodtmann einen Brief, worin dieser mir folgendes erzählte: Die Hellseherin nahm eines meiner Kuverte in die Hand und sagte: „Dieses enthält Haare von einem jungen Mann, der so und so aussehe. Sie schilderte meine äußere Erscheinung aufs genaueste und setzte hinzu, daß dieser junge Mann durch ein kühnes und glücklich gelungenes Unternehmen [die Befreiung Gottfried Kinkels 1850 aus dem Gefängnis von Spandau] weit bekannt geworden sei und viel Beifall gewonnen habe, und daß er sich augenblicklich jenseits eines tiefen Wassers in einer großen Stadt und in einem Kreise heiterer Menschen befinde. Dann gab sie eine Beschreibung meines Charakters, meiner Neigungen und meiner geistigen Eigenschaften, die, wie ich sie so schwarz auf weiß vor mir sah, mich aufs höchste überraschte. Nicht allein erkannte ich mich sofort in den Hauptzügen dieser Schilderung, sondern ich fand darin auch einige Angaben, die mir neue Aufschlüsse über mich selbst zu geben schienen. Es geschieht uns ja, wenn wir in die eigene Seele hineinblicken, daß wir in unseren Impulsen, in unserem Fühlen, Denken und Wollen

etwas Widerspruchsvolles, Räthselhaftes finden, das eine noch so gewissenhafte Selbstprüfung nicht zu lösen vermag. Und nun bligten mir aus den Aussprüchen der Hellseherin Lichtblicke entgegen, die manche dieser Widersprüche und Räthsel aufklärten. Ich empfing gewissermaßen eine Offenbarung über mein eigenes inneres Selbst, eine psychologische Analyse, die ich als richtig anerkennen mußte.

Was die Hellseherin über das andere, Klapkas Handschrift enthaltende Kuvert sagte, war kaum minder auffallend. Sie schilderte den Schreiber der darin befindlichen Buchstaben und Ziffern als einen schönen und bärtigen Mann mit blitzenden Augen, der einst eine mit Bewaffneten gefüllte und von Feinden umlagerte Stadt regiert habe. Die Schilderung seiner Person, seiner Vergangenheit und auch seines Charakters, soweit ich diesen kannte, war durchaus richtig. Aber als die Hellseherin nun hinzusetzte, dieser Mann befinde sich zur Zeit nicht in Paris, sondern in einer nicht sehr weit entfernten Stadt, wohin er gereist sei, um eine ihm sehr liebe Person zu sehen, da dachte ich sie doch auf einem Irrtum ertappt zu haben. — Einige Tage später kehrte ich nach Paris zurück, und, kaum dort angekommen, begegnete ich General Klapka auf der Straße. Ich fragte ihn sogleich, ob er, seit er mir zuletzt geschrieben, beständig in Paris gewesen sei, und war nicht wenig erstaunt, von ihm zu hören, er habe vor kurzem einen Ausflug nach Brüssel gemacht und sich dort nicht ganz eine Woche aufgehalten. — Und die liebe Person, die er dort gesehen haben sollte? — Ich erfuhr von einem intimen Freunde Klapkas, der General sei nach Brüssel gegangen, um mit einer Dame zusammenzutreffen, von der man sagte, daß sie sich mit ihm verheiraten werde. Die Hellseherin behielt also in jedem Punkte Recht.

Dieser Vorfall war mir in hohem Grade räthselhaft. Je mehr ich mir die Frage überlegte, ob die Hellseherin von dem Inhalt der Kuverte irgendwelche Kenntnis erhalten oder irgendeinen Anhaltspunkt gehabt haben könnte, um ihn zu erraten, um so verneinender fiel die Antwort aus. Strodtmann selbst mußte nicht, was ich in die Kuverte eingesiegelt hatte, von dem Briefe Klapkas an mich hatte er nicht die geringste Kenntnis. Auch versicherte er mir, er habe die Kuverte, eines nach dem andern, in die Hände der Hellseherin gelegt, genau in demselben Zustande, in dem er sie von mir empfangen hatte, ohne sie auch nur einen Augenblick jemand anders anzuvertrauen und ohne irgend

jemand zu sagen, von wem sie herrührten. Und auf das Wort des durch und durch ehrlichen Freundes konnte ich mich verlassen. Aber selbst wenn er — was mir gänzlich undenkbar war — mit der Hellscherin im Einverständnis gehandelt hätte, oder wenn er, ohne es zu wissen, verraten hätte, von wem die Kuverte gekommen seien, so würde dadurch nicht das Rätsel gelöst worden sein, wie die Hellscherin meinen Charakter, meine Neigungen und meine Geistes Eigenschaften viel genauer, treffender und feiner hätte beschreiben können, als dies Strodtmann oder Melbye jemals möglich gewesen wäre. Melbye kannte mich überhaupt nur oberflächlich, und zu Strodtmanns vorzüglichen Eigenschaften gehörte ein tiefer Blick in die menschliche Seele keineswegs.

Räumliches Fernsehen. Dr. Herbert Mayo erzählt in seinem Buche „Wahrheiten im Volksaberglauben“ [deutsch von Dr. Hugo Hartmann, Leipzig 1854]:

Ein junges Mädchen, welches von Williamson [in London] magnetisiert worden war, wurde hellsehend. In diesem Zustande stattete es mir im Geiste in Boppard am Rhein einen Besuch ab, und ihr Magnetiseur, welcher selber an diesem Orte gewesen war, konnte bestätigen, daß sie die Szene ganz richtig beschrieb. Später schlug ich meinen Wohnsitz in Weilbach auf, wo Herr Williamson nicht gewesen war. Er veranlaßte nun die Clairvoyante, mich nochmals zu besuchen. Demzufolge erreichte sie auf ihrer geistigen Reise meine frühere Wohnung in Boppard und drückte eine unangenehme Überraschung und verdrießliches Erstaunen aus, als sie mich dort nicht fand und meine Zimmer von Anderen eingenommen sah. Herr Williamson riet ihr, sich wieder aufzumachen und mich aufzusuchen. Darauf sagte sie: „Dann müssen Sie mir aber helfen.“ Williamson erwiderte: „Wir müssen stromaufwärts gehen, bis wir an eine große Stadt [Mainz] kommen.“ — Die Hellschende bemerkte, sie sei schon dort. „Nun müssen wir einen andern Fluß [den Main] aufwärts gehen, welcher bei dieser Stadt in den Rhein einmündet, dann werden wir Dr. Mayo irgendwo an seinen Ufern finden“, fuhr Williamson fort. Darauf rief die Clairvoyante: „Ach, hier ist ein großes Haus, lassen Sie uns näher gehen und es uns ansehen — nein, es sind zwei große Häuser, das eine ist weiß, das andere ist rot.“ Williamson machte ihr nun den Vorschlag, sie möge in eines der beiden Häuser hineingehen und sich darin umsehen. Rasch

erkannte sie meinen Diener, trat in mein Zimmer, fand mich und beschrieb ihrem Magnetiseur mehrere besondere Details, von denen sie durchaus nicht die geringste Ahnung haben konnte. — Als mich Williamson später in Weilbach besuchte, war er beim Anblick der beiden Häuser höchst überrascht, da deren Äußeres mit der Schilderung der Hellseherin genau übereinstimmte.

Zeitliches Fernsehen. Dr. med. Barth erzählt in seiner 1852 zu Heilbronn erschienenen Schrift „Der Lebensmagnetismus, seine Erscheinungen und seine Praxis“:

Ich begleitete eine Dame, welche Ellen [die Somnambule] zu sehen wünschte, zu Herrn Hands. Gegen das Ende unseres Besuches stellte die Dame die Frage an Ellen, ob ihr Gatte, welcher krank war, wieder genesen würde. Ellen verneinte sie. Die Dame fragte: ob sie hoffen dürfe, er werde ihr noch einige Jahre erhalten werden, oder ob er bald abgerufen würde. Ellen antwortete: „Ach, das steht bei Gott; Leben und Tod ist in seiner Hand; er kann noch lange leben, er kann bald sterben, ganz wie es Gott gefällt.“ Unmittelbar darauf begleitete mich Ellen in Herrn Hands Kabinet, und während wir die Treppe hinuntergingen, sagte sie zu mir: „Der Gemahl dieser Dame wird etwa in sechs Monaten sterben; ich kann den Tag nicht genau bestimmen, aber es wird ungefähr in sechs Monaten geschehen; er wird einige sehr schlimme Anfälle bekommen, die er nicht überstehen wird; aber Sie müssen es der Dame nicht sagen, es würde sie unglücklich machen.“ — Ich teilte diese Weissagung verschiedenen Freunden (natürlich nicht der Dame oder ihrer Familie mit), und wir gaben acht, ob sie sich erfüllen würde. Der Kranke bekam nacheinander vier oder fünf Anfälle, und nach sechs Monaten und vierzehn Tagen starb er.

Garmen Sylva nannte sich als Schriftstellerin die Königin Elisabeth von Rumänien, geborene Prinzessin von Wied. In ihrem Erinnerungsbuche „Mein Venatenwinkel“ (1908) erzählt sie:

Damals [um 1850] kam über den Dzean eine neue Kunst, ein neuer Sport, ein neues Heilverfahren und Wissenwollen herangeweht. . . Man nannte es Tierischen Magnetismus, Tischrücken, Händeauflegen, Psychographie, je nach den Äußerungen dieser uralten, in Vergessenheit geratenen Kraft. . . Ich hatte gesehen, daß alle ärztliche Kunst sowohl an der Mutter [die gelähmt war und an Krämpfen litt] wie am Vater [der lungenleidend war] und am Bruder [dessen innere

Organe teilweise von Geburt an verkrüppelt waren] scheiterten und daß alle unheilbar erschienen. Darum war es in meinen Augen sehr natürlich, daß, als man vom Magnetisieren hörte, auch das ausprobiert wurde und daß eine dicke Engländerin ankam, die meine Mutter in Schlaf versenken konnte. Sie war uns Kindern durchaus unangenehm und wurde auch meiner Mutter zuwider, so daß sie bald abgeschafft wurde. Sie hatte aber bei allen die Lust erweckt, solche Versuche anzustellen, und so entdeckte man, daß ein Bruder meiner Mutter, Nikolaus von Nassau, eine ganz außerordentliche magnetische Kraft besaß, die der Zwanzigjährige zu allerhand Knabenstreicheln benutzte: die Erzieherin seiner jüngeren Schwester auf einem Stuhl festzubannen, sie an der Hoftafel die Zunge ausstrecken zu machen oder meiner Mutter mit der Reitpeitsche auf die Hand zu schlagen, die wegzuziehen er ihr unmöglich gemacht hatte. Man spielte wie Kinder mit dem Feuer, da man keine Ahnung weder von der Bedeutung der Sache, noch von ihrer Gefährlichkeit hatte. Erst als einige Damen Nervenanfalle bekamen, hörte mein Oheim mit seinen Späßen auf, worüber wir Kinder sehr betrübt waren... Mein Oheim [Prinz Max von Wied, der bedeutende Forschungsreisende und Ethnograph, zu Neuwied geboren 1782, gestorben 1867] schrieb aus Amerika, daß er in einer Gesellschaft gewesen, wo man Tische durch Händeauflegen bewegt habe, daß er aber meinen Vater nicht habe bewegen können, an solchen „Dummheiten“ teilzunehmen. In unserm Hause aber ward dadurch die Neugier aufs neue geweckt, und da man dachte „viel hilft viel“, standen alsbald alle, Große und Kleine, um den großen Tisch und hielten die Finger darauf und aneinander. Und wir Kinder kicherten schon und fanden es ein bißchen langweilig, als auf einmal der Tisch anfang, sich ein wenig zu bewegen. Natürlich beschuldigte einer den andern, er habe gedrückt, was aber doch nicht gut möglich war. Übung macht den Meister, nach sehr kurzer Zeit fing der Tisch an, sich sehr stark zu bewegen, und nun bemerkten wir zu unserer großen Verwunderung, daß, wenn man meine Mutter in ihrem Rollstuhl heranbrachte und sie nur einen Finger auf den Tisch legte, dieser sofort sich stärker bewegte, ja durchs Zimmer zu wandern anfang, so daß man sie nachrollen mußte. Mit hellem Gelächter sah man zu, versuchte auch bald andere Gegenstände, befand nicht alle gleich beweglich und nicht alle Menschen gleich begabt hierzu. Ein besonderes Talent ent-

wickelte Graf Oriolla, er brauchte nur auf drei bis vier Schritte die Hand auszustrecken, so kam ein kleiner Tisch auf ihn zumarschirt, zu unserm unbeschreiblichen Jubel, zum unbeschreiblichen Grausen meiner Erzieherin, aus deren Zimmer man ihn geholt hatte und die sich nun weigerte, ihn wieder bei sich aufzunehmen. So blieb er im Salon als Versuchskaninchen. Natürlich gab es jetzt keine Grenzen mehr, man mußte alles probieren. Man versuchte, sich gegenseitig die Augen zuzumachen, die einen konnten es so, daß man sie nicht wieder aufmachen konnte, die andern brachten das nicht fertig; aber man sah, daß jeder ein bißchen von der Kraft hatte und daß man sie durch Übung steigern konnte, wenn man nur „konzentriert“ war. So arbeitete alles auf „Konzentration“ hin . . . In dieser Stimmung hörte meine Mutter von einem Herrn, der in Paris wahre Wunderkuren machte durch Händeauflegen wie in der biblischen Zeit. Sie schrieb meinem Vater nach Amerika, die Tochter Schleiermachers, Gräfin Schwerin, sei in Behandlung bei einem Magnetiseur und beinahe schon völlig geheilt, nachdem sie jahrelang nicht habe gehen können. Mein Vater suchte auf der Rückreise in Paris den Magnetiseur auf, er hieß „Graf Szapary“. Gott segne seinen Namen in Ewigkeit! Als aber mein Vater ihn bat, ob er meine Mutter in Behandlung nehmen könne, lehnte er ab: er habe schon zu viele Kranke. Übrigens käme er nächstens an den Rhein, dann würde er sich den Fall ansehen. — Mein Vater war noch nicht drei Tage in Bonn, als auf einmal die Gartentür aufging. Und herein kam ein Herr von beträchtlicher Größe, mit dickem Schnurrbart, in dem schon die ersten weißen Fäden erschienen, dickem Haar, das oft eine Locke über die Stirn fallen ließ, ein wenig hinkend, da er bei einem Wagenunfall in Ungarn den Fuß gebrochen, mit großen schwarzen Augen und einem überaus freundlichen Lächeln: Graf Szapary. Er sah meine Mutter an und wollte ablehnen. Da trat das unglückliche Kind an ihn heran. Er sah meinen Vater im vorgerückten Stadium der Schwindsucht, gegen welche es damals noch kein Davos, nur Emser Wasser mit Milch gab. Da ergriff ihn ein solches Mitleid, daß er zusagte: „Ihr Leben kann ich vielleicht retten, aber Ihr Bein nicht. Sie sehen ja, es ist ganz tot!“ Es bestand tatsächlich nur noch aus den Knochen, auf denen ein wenig Haut hing . . . So fuhren wir nach Paris: wir Kinder mit Erzieher und Erzieherin in einem Abteil, mein armer Bruder mit seiner Kinderfrau, dem größten Engel, den ich je

gekannt, in einem andern, meine Eltern mit Fräulein von Preen und dem Grafen Szapary in einem dritten. Während der Fahrt lag meine Mutter in einer Hängematte, die der Graf mit der einen Hand festhielt, während er mit der andern unausgesetzt seine magnetischen Striche machte . . . Nun fing die Behandlung an, die sehr schwer war; in der ersten Zeit dauerte sie oft bis acht oder neun Stunden täglich, und zuweilen fürchtete Szapary, meine Mutter würde ihm unter den Händen sterben. Erst nach nahezu sechs Monaten fing ein leises Leben in den Zehen an sich zu regen, so daß er ausrief: „Oh! Sie werden gehen!“ Nun massierte er das Bein, bis es wieder lebendig wurde, und nach einigen Wochen tat meine Mutter die ersten Schritte . . . Einige Tage später sah sie mein Bruder Otto zum ersten Mal in seinem Leben gehen. Da stand er auf, nahm ihre Hand und ging langsam und feierlich mit ihr auf und ab, ohne ein Wort zu sagen. Es war das ergreifendste Ereignis in unserm Kinderleben. Und haben wir alle die Wunder Christi ganz natürlich und sehr wahrscheinlich gefunden, hatten wir doch etwas ähnliches erlebt, und waren bestimmt, noch viel mehr der Art zu erleben . . . Als meine Mutter gesund wurde, entdeckte man bald, daß sie eine ganz außerordentliche magnetische Kraft besaß, und da fing sie an, die Kranken des Grafen zu besuchen und ihm einen Teil der Behandlung abzunehmen . . . Nun wurde aber das sogenannte Tischrücken und psychographische Schreiben zu einer wahren Wissenschaft, wie bei uns stets aus Sport Ernst wurde. Mein Vater, den man immer den ungläubigen Thomas genannt hatte, wollte die Sache ergründen und begann dann bald darüber zu schreiben. Da kam dann bald auch der alte Ritter Neukomm [Eugène Ritter von Neukomm, geboren 1778 zu Salzburg, gestorben 1858 zu Paris, in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts ein vielgefeierter Komponist von europäischem Rufe] nach Paris, es bildete sich ein großer Kreis von Freunden, die Kranken des Grafen, die genesen waren, versammelten sich in unserm Hause, wo Neukomm die Orgel spielen mußte, um Stimmung zu machen. Dann wurde die Kette gebildet, ein Bleistift durch einen großen wollenen Ball gesteckt, auf den Zwei ihre Hände legten, gewöhnlich mein Vater und ein junges Mädchen, das viel Kraft hatte; und nun wurden lauter philosophische Fragen gestellt. Mein Vater gewann die Überzeugung, daß sich auf diese Weise ein inneres Leben und Denken ohne Mitwissen des Gehirns manifestiere, und nannte

darum sein Buch „Das unbewußte Geistesleben“. — Der raschen Bewegung des Bleistifts zu folgen oder gar ihn mit dem Willen zu dirigieren, wäre undenkbar gewesen, zumal es Zwei waren, die noch dazu nicht ihn, sondern nur ihre Hände auf dem Wollenballe hielten, so daß der Bleistift die freieste Bewegungsmöglichkeit hatte. Und oft habe ich ihn über das Papier rasen sehen, wenn ich mit in der Kette stehen durfte. Bald fanden sich einzelne, die auch lateinisch schreiben konnten. Die einen schrieben wundervolle Gebete, die andern philosophische Abhandlungen, wieder andere über medizinische Dinge — kurz, alle schrieben, was ihnen im gewöhnlichen Leben gar nicht in den Sinn gekommen wäre . . .

Un der Gipsstraße. E. v. Zell erzählt im Berliner Tageblatt 1894:

Mein heißgeliebter Bruder lag auf dem Sterbebett. Kaum vierundzwanzig Jahre alt, hatte er sich durch einen überanstrengenden Ritt einen plötzlichen Blutsturz zugezogen. Es war in der Nacht vom 3. zum 4. Mai 1851. Die Eltern und wir Geschwister umstanden das Lager des schon seit Stunden mit dem Tode Ringenden. Einmal sagte er: „Wie ist doch alles so hell um mich her. Ich sehe durch Dielen und Decken bis hinunter in den Keller und sehe den Himmel durch das Dach.“ Es freute ihn. Er lächelte. Aber plötzlich fuhr er jammernd auf: „Um Gotteswillen, rettet doch! Helft! Helft! An der Gipsstraße ist's. Lauft doch! Lauft! Fünf Kinder! Gift! Gift!“ — Das waren seine letzten verständlichen Worte. Bald danach hatte er ausgelitten. Als am Morgen der Hausarzt, Sanitätsrat Dr. Wiking, weiland Leibarzt des Prinzen Albrecht von Preußen, erschien in der sicheren Annahme, daß er meinen Bruder lebend nicht mehr antreffen werde, erzählte er, daß auch er eine schwere Nacht hinter sich habe. Er sei nach der Gipsstraße gerufen worden, woselbst in einer armen Familie alle fünf Kinder sich durch Arsenik, das sie für Zucker gehalten, vergiftet hätten. Seine Gegenmittel hätten nicht mehr helfen können. Von uns hatte keiner gewußt, daß es in Berlin eine Gipsstraße gab, sehr wahrscheinlich auch mein Bruder nicht, auch hatte nicht die entfernteste Beziehung zu jener armen Familie bestanden.

Grillparzer. Der Dichter Franz Grillparzer, zu Wien 1791 geboren, 1872 gestorben, erzählt in seinen Tagebüchern:

I. Ich erinnere mich aus meiner frühesten Knabenzeit, daß ich und

mein um ein Jahr jüngerer Bruder Karl in Enzersdorf bei Brunn, wo wir mit unsern Eltern [als Sommerfrischler] wohnten, unterm Billard saßen und spielten. Möglich schrien wir beide zu gleicher Zeit auf. Als man herbeieilte und uns um die Ursache fragte, versicherten wir, einen Geist gesehen zu haben. Auf die weitere Frage, wie er denn ausgesehen habe, sagte ich: „wie eine schwarzverschleierte Frau“, mein Bruder aber: „wie ein Hörndler“ [Hirschkäser].

II. 1844. Ich hatte heute Nacht einen sonderbaren Traum. Ich befand mich als Supplikant um die Bibliothekskustosstelle im Vorzimmer des Hofrats Lohr, wo man mich warten ließ, und ich im Ärger über solche Geringschätzung Betrachtungen über das Selbstverschuldete meiner Stellung im Leben aneinanderreichte mit einer logischen Schärfe und Überzeugungskraft wie niemals im Wachen. Unter den gleich mir Wartenden war auch der verstorbene Hofrat Floch. Sein Gesicht, das mir längst undeutlich geworden ist, steigerte sich im Traum zu einer solchen Porträtähnlichkeit, daß es mir auch unmittelbar nach dem Erwachen noch lebendig vor den Augen stand. Jetzt, zwei Stunden darnach, ist mir der gute Hofrat Floch wieder so undeutlich als je zuvor. Was schläft wohl im Schlafe und was wacht?

III. Tagmannsdorf 1852. Heute ist mir etwas Wunderliches geschehen: ich habe im Gehen geträumt. Ich war früh aufgestanden, hatte Wasser aus dem Sauerbrunnen getrunken, gebadet, darauf wieder einen Becher Wasser getrunken und ging im Garten spazieren. Da kam ich auf einmal in einen bisher unbetretenen Teil desselben. Er war so schön, die Baumpartien so reizend, daß ich mich nicht genug wundern konnte, ihn früher nie bemerkt zu haben. Nur waren leider keine Bänke da, indes alles mich einlud, mich niederzulassen. Meine Aufgabe war noch, einen Becher Wasser zu trinken, ich kehrte daher um, mit dem festen Vorsatz, den Platz gleich nach dem Trinken wieder aufzusuchen. Es geschah. Ich hatte mir den Weg durch eine früher oft betretene kurze Allee von kleinen Bäumen gemerkt, die Gartenpartie war aber nicht mehr aufzufinden — sie hatte nie existiert. Daß nun dieser Traum, denn für das muß ich es halten, im Gehen sich ergab, ist das Wunderliche. Sonst ist mir eine Art Träumen oder Entstehen von unwillkürlichen Bildern, besonders Abends, vom Lesen ermüdet, nichts Seltenes. Aber im Gehen und mit dieser die Wirklichkeit lügenden Stärke ist es mir noch nie vorgekommen.

Die Magnetnadel. In seiner Schrift „Über den Willen in der Natur“ sagt Schopenhauer:

So unglaublich das klingt, so liegen doch zwei von ganz verschiedenen Seiten kommende Berichte darüber vor, nämlich in dem Buche „Mitteilungen über die Somnambule Auguste Kachler in Dresden, 1843“ wird mit Anführung der Zeugen erzählt, daß diese Somnambule die Nadel des Kompasses einmal um 7° , ein andermal um 4° , und zwar mit viermaliger Wiederholung des Experimentes, ohne allen Gebrauch der Hände durch ihren bloßen Willen mittelst Fixierung des Blicks auf die Nadel abgelenkt habe. Sodann berichtet Galignanis Messenger vom 23. Oktober 1851, daß die Somnambule Prudence Bernard aus Paris in einer öffentlichen Sitzung in London die Nadel des Kompasses durch das bloße Hin- und Herdrehen des Kopfes genötigt habe, dieser Bewegung zu folgen, wobei Herr Brewster, Sohn des Physikers, und zwei andere Herren aus dem Publikum die Stelle der Geschworenen vertraten.

Der Brief. Der Dozent an der Humboldt-Hochschule zu Berlin Dr. Richard Baerwald erzählt in „Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände [Sammlung „Natur und Geisteswelt“, 560. Bändchen] nach Gurney, Myers und Podmore, Phantasms of the Living, London 1856:

Ein Herr Gottschalk wünschte den Vortrag eines ihm befreundeten Schauspielers, Courtenay Thorpe, zu hören und hatte an ihn geschrieben, um die Zeit der Veranstaltung zu erfahren. Ich gebe seinen Bericht in verkürzter Form: Am Abend ging ich aus, als sich vor mir auf der Straße plötzlich eine Lichtscheibe zu entwickeln schien, welche onscheinend in einer anderen Ebene lag als alle übrigen Gegenstände. Es waren darin zwei Hände sichtbar. Sie beschäftigten sich damit, einen Brief aus einem Umschlag zu ziehen, den ich instinktiv als den meinigen erkannte. Ich dachte daher sofort, daß es die Hände Thorpes seien, und diese Überzeugung drängte sich mir unwiderstehlich auf. In völlig ruhiger Gemütsverfassung beobachtete ich das Bild und sah, daß die Hände sehr weiß und jeder Vorderarm von einer Krause umfaumt war. Die Vision dauerte ungefähr eine Minute. Nach ihrem Verschwinden ging ich zur nächsten Laterne und schrieb mir die Zeit auf. Am folgenden Morgen erhielt ich eine Antwort Thorpes, die wie folgt begann: „Sagen Sie mir bitte, warum wußte

ich, sobald ich Ihren Brief in dem Kästchen im Princes-Theater sah, daß er von Ihnen sei? (Thorpe erwartete den Brief nicht, kannte die Handschrift Gottschalks nicht, konnte auch, wovon dieser sich nachträglich überzeugte, die Adresse im Briefkasten des Theaters nicht sehen. Er war offenbar in jenem Augenblick, als er des Briefes ansichtig wurde, in telepathische Verbindung mit Gottschalk gekommen.) Am Abend des 27. Februar traf ich Thorpe auf Verabredung in der Wohnung unseres Freundes Dr. Mayer und stellte nun Fragen an ihn. Ich gebe sie hier möglichst genau so, wie sie damals gestellt wurden, wobei ich vorausschicke, daß weder er noch Dr. Mayer das geringste von dem wußten, was mir begegnet war. Die Fragestellung erfolgte also vor der Mitteilung der Vision. Nachdem ich ihm die Notwendigkeit vorgestellt hatte, bestimmt und genau zu antworten, fing ich an: „Wann am Dienstag erhielten Sie meinen Brief?“ — „Um 7 Uhr, als ich ins Theater kam.“ — „Was geschah dann?“ — „Ich las ihn, aber da ich mich sehr verspätet hatte, so eilig, daß ich, als ich fertig war, nichts mehr vom Inhalt wußte.“ — „Und dann?“ — „Ich zog mich an, ging auf die Bühne, spielte meine Rolle und trat ab.“ — „Was taten Sie dann?“ — „Mein erster Gedanke fiel auf Ihren Brief, ich suchte ihn vergebens und ärgerte mich darüber, schließlich entdeckte ich ihn in dem Rock, den ich soeben in der „Lästerschule“ getragen hatte. Sofort las ich ihn wieder.“ — „Nehmen Sie es jetzt ganz genau! Um welche Zeit lasen Sie ihn zum zweitenmal?“ — „So genau, wie ich dies angeben kann, war dies 10 Minuten vor 9.“ — Hierauf zog ich mein Taschenbuch hervor, in das ich die Zeit meiner Vision eingetragen hatte, und bat Dr. Mayer, das zu lesen, was unter dem 24. Februar notiert war: „8 Minuten vor 9.“ — Dr. Mayer bestätigt dieses Verhör, Brief und Tagebucheintragung sind Gurney vorgelegt worden. Bei näherer Besprechung wurden auch die Einzelheiten verständlich. Die Weiße der Hände erklärte sich aus der Tatsache, daß Thorpe als Snake in der „Lästerschule“ sich die Hände zu schminken hatte, auch die Krause gehörte zu seinem Anzug. (Sheridans „Lästerschule“ spielt im 18. Jahrhundert.)

Die Forelle. In den Londoner „Times“ vom 2. Dezember 1852 findet sich das Folgende:

Zu Newent in Glocestershire wurde vor dem Coroner (Oberrichter) Mr. Lovegrove eine Untersuchung abgehalten über die Auffindung

der Leiche eines gewissen Mark Lane im Wasser. Dabei sagte der Bruder des Ertrunkenen aus, er habe auf die erste Nachricht vom Vermißtwerden seines Bruders Marfus sofort geäußert: „Dann ist er ertrunken, denn das hat mir diese Nacht geträumt, und daß ich tief im Wasser stehend bemüht war, ihn herauszuziehen.“ In der nächsten Nacht habe ihm dann geträumt, daß sein Bruder nahe bei der Schleuse zu Drenhall ertrunken sei und daß über ihm eine Forelle schwimme. Am folgenden Morgen sei er in Begleitung seines andern Bruders nach Drenhall gegangen. Dasselbst habe er eine Forelle im Wasser gesehen und sei sofort überzeugt gewesen, daß die Leiche seines Bruders an dieser Stelle liegen müsse, wo sie sich dann auch wirklich alsbald gefunden habe.

Der Lama. Tscherepanoff erzählt in der „Biene des Nordens“ St. Petersburg 1854:

Es ist des Hinweises wert, daß die Lama, diese Priester des nördlichen Buddhismus, zu welcher Religion sich alle Mongolen bekennen, ebensowenig wie die altägyptischen Priester, die geheimnisvollen Naturkräfte, die sie entdeckt haben, der Menge bekanntmachen. Vielmehr bedienen sie sich ihrer im Interesse ihrer eigenen Machtstellung, indem sie abergläubische Furcht damit erwecken. So vermag der Lama einen Diebstahl festzustellen und die gestohlenen Sachen ausfindig zu machen mittels eines Tisches, der vor ihm herzieht. Der Bestohlene bittet den Lama, ihm den Ort anzugeben, wo sich sein Eigenthum befinde. Der Lama zögert einige Tage mit seiner Antwort. Wenn er es endlich für richtig hält, sie zu erteilen, nimmt er einen viereckigen Tisch, läßt sich hinter ihm auf den Boden nieder, legt die Hände auf die Tischplatte und liest in einem tibetanischen Buche. Indem er sich dann nach einer halben Stunde erhebt, so hebt er auch die Hände derart vom Tisch empor, daß sie ihre Lage beibehalten. Sofort erhebt sich auch der Tisch und folgt der Richtung der Hände. Nun richtet der Lama sich völlig auf und hebt die Hände in die Höhe, wohin ihnen auch der Tisch folgt. Und alsbald beginnt dieser mit solcher Schnelligkeit seinen Weg durch die Luft zu nehmen, daß der Lama nur mit Mühe nachfolgen kann. Dabei schlägt der Tisch die verschiedensten Richtungen ein, bis er endlich ganz plötzlich zu Boden fällt. Man behauptet, daß der Tisch meist dort niederfalle, wo das gestohlene Gut sich befindet, zum mindesten aber werde durch die Flugrichtung des Tisches die Richtung angegeben,

in der man zu suchen habe. In dem Falle, dessen ich Zeuge war, durchmaß der Tisch eine Entfernung von etwa dreißig Metern. Dort nun fand sich das Gesuchte freilich nicht, aber in der Richtung stand die Hütte eines russischen Bauern, der, sobald ihm der Vorfall bekannt wurde, sich das Leben nahm. Der plötzliche Selbstmord erweckte Verdacht: man durchsuchte die Hütte und fand dort das Gestohlene.

Adieu.“ In Flammarions „Rätsel des Seelenlebens“ erzählt Emil Steffan, Enzheim (Pfalz):

Es war im Jahre 1854 oder 1855 und in meiner Vaterstadt Mülhausen. Der Vater meiner Schwiegermutter beschäftigte unter seinen Arbeitern auch ein Individuum, das wenig taugte und das er endlich mit den Worten entließ: „Du wirst noch am Galgen endigen!“ — Einige Jahre später saß er eines Morgens mit den Seinen am Frühstückstisch. Da wandte er sich plötzlich rasch um und sagte: „Wer ist da? Was will man von mir?“ Seine Angehörigen wunderten sich und fragten, was er denn meine. Er antwortete: „Soeben hat jemand zu mir gesagt: „Adieu, Herr!“ Alle versicherten, nichts gehört zu haben. — Einige Stunden später erfuhr man, daß jener Arbeiter im Walde an einem Baume hangend tot aufgefunden worden war.

General von Steinmeh. Theodor Fontane erzählt in seinem Buche „Der deutsche Krieg von 1866“ von dem durch große Strenge gegen sich und Andere ausgezeichneten preußischen General Karl Friedrich von Steinmeh:

Gleich im ersten Jahr (1854) seines Magdeburger Aufenthaltes verlor er [das letzte seiner Kinder] seine einzige, erwachsene Tochter durch Typhus. Er war tief erschüttert. Bald nach dem Tode der Tochter stellten sich bei dem General visionäre Zustände ein, die zu den mannigfachsten Befürchtungen Anlaß gaben, wiewohl der davon Betroffene sich über sich selbst ganz klar war und ohne Aufregung diese Visionen prüfte. Alles, was er sah, mußte ihm um so merkwürdiger erscheinen, als er bei kritisch überlegendem Verstande Dinge wahrnahm, die er sonst nur bei Personen im Zustande höchster Exaltation für möglich gehalten hatte. Er hatte bis dahin, das sei eigens hervorgehoben, über derartige Erscheinungen weder gelesen noch ernstlich nachgedacht. Erst als er mannigfache, diese Fragen behandelnde Schriften kennen lernte, war er erstaunt über die sich ihm darbietende Übereinstimmung mit seinen eigenen Erlebnissen.

Soweit Fontane. Zu Anfang der siebziger Jahre hat der auf seinen Kriegslorbeeren ausruhende Generalfeldmarschall von Steinmeß dem Schriftsteller A. E. Brachvogel diese Angaben Fontanes bestätigt und ergänzt, nachdem jene Visionen auch durch seine anstrengende und erfolgreiche Betätigung in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 eine Unterbrechung nicht erfahren hatten, wenn sie auch nach und nach weniger lebhaft geworden waren. Nach Brachvogels sehr ausführlicher Darstellung im dritten Bande seiner Biographieen-Sammlung „Die Männer der neuen deutschen Zeit“ ist es besonders die am Typhus gestorbene Tochter Selma gewesen, die der General täglich in denkbar vollkommener Lebendigkeit bei sich gesehen hat. Sie hat oft die Lippen bewegt, aber vernommen hat er nie ein Wort. Ihre Bewegungen sind von vollendeter Natürlichkeit gewesen, und wenn sie sich gelegentlich wie bei Lebzeiten an ihn schmiegte, hat er die Wärme ihres Körpers empfunden. Auch ihre beiden vor ihr heimgegangenen Geschwister haben den Vater oft besucht, zuweilen begleitet von ihm unbekanntem schemenhaften Gestalten, von denen zwei ihm eines Tages den bevorstehenden Tod seiner als Gast bei ihm weilenden Schwägerin pantomimisch vorausgesagt haben.

Der harte und nüchterne, ganz auf Pflicht und Dienst und Ehre eingestellte, dabei aufrichtig gottesfürchtige General hat solchen Verkehr ohne Sentimentalität oder Sensation als etwas Unerklärbares aber ihm Natürliches und ihn Beglückendes in aller Zwanglosigkeit viele Jahre hindurch gepflegt.

Aus dem Krimkrieg. Unter den von Camille Flammarion [in seinem deutsch unter dem Titel „Rätsel des Seelenlebens“ bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienenen Buche] veröffentlichten Originalberichten seltsamer Erlebnisse findet sich der folgende von einem englischen Hauptmann a. D. G. F. Russel Colt in Gartssherrie, Coatbridge, herrührende:

Ich liebte meinen ältesten Bruder Olivier, Leutnant im Siebenten Infanterieregiment, abgöttisch. Er befand sich vor Sebastopol. Eines Tages schreibt er in tiefer Niedergeschlagenheit, er fühle sich krank; ich antworte ihm sofort und spreche ihm Mut zu. Mein Bruder erhielt, wie ich später erfuhr, diesen Brief, als er seine letzte Dlung empfing. Sofort danach ging er auf die Schanzen — um nicht mehr zurückzukehren. Einige Stunden nachher begann der Angriff. Als sein

Hauptmann fiel, übernahm mein Bruder das Kommando. Er blutete schon aus mehreren Wunden, da trifft ihn eine Kugel in die rechte Schläfe. Er fällt auf einen Haufen toter Soldaten. Man fand ihn in kniender Stellung, durch die anderen Leichen gestützt, sechsunddreißig Stunden später tot auf. Er fiel, vielleicht ohne sofort zu sterben, am 8. September 1855. — In dieser Nacht wachte ich plötzlich durch einen Schlag auf. Beim Fenster, in der Nähe meines Bettes, sehe ich meinen Bruder knien; ein leichter flimmernder Nebel umgibt ihn. Ich versuche zu sprechen, kann aber kein Wort hervorbringen. Ich glaube weder an Erscheinungen noch an Geister und suche meine Gedanken zu ordnen und mir diese Täuschung klarzumachen. Ich sage mir, daß es das Mondlicht sein muß . . . Einige Augenblicke nachher sehe ich wieder hin. Er ist noch da, und seine Augen sehen mich mit tiefer Traurigkeit an. Ich versuche wieder zu sprechen, aber meine Zunge versagt den Dienst. Ich springe aus dem Bett, sehe zum Fenster hinaus: es regnet in schweren Tropfen, die Nacht ist schwarz und kein Mond zu sehen . . . Der arme Olivier ist noch immer da. Ich nähere mich, gehe durch die Erscheinung hindurch, erreiche die Zimmertür und blicke noch einmal zurück. Olivier hat den Kopf zu mir gewendet und sieht mich voll Todesangst und Liebe an. Da sehe ich erst, daß aus seiner rechten Schläfe ein Blutstrom rieselt. Ich verlasse das Zimmer und verbringe den Rest der Nacht bei einem Freunde, dem ich mein Erlebnis erzähle. Ich erzähle es auch andern Hausgenossen und meinem Vater, der mir aber befiehlt, es meiner Mutter zu verschweigen . . . Bierzehn Tage später erfahre ich folgendes: Der Oberst des Regiments sowie zwei andere Offiziere bestätigen mir, daß der Leichnam meines Bruders gefunden worden und zwar in der Stellung, wie er mir erschienen ist, die Wunde genau da, wo ich sie gesehen habe. Ob er gleich gestorben, ließ sich nicht feststellen. Mir war er etwa um zwei Uhr morgens erschienen. Zwei Monate später sandte man mir ein kleines Gebetbuch und meinen letzten Brief; er hatte bei seinem Tode beides in der Brusttasche getragen.

Rosafenzauber. The Times vom 12. Juni 1855:

Das Schiff „Simla“ hatte auf der Reise nach England im Meerbusen von Biskaya sehr böses Wetter, infolgedessen die Pferde (es war während des Krimkrieges und handelte sich um ein Transportschiff für Truppen) schwer litten. Ein starker Gaul, dem General

Scarlett gehörig, befand sich so schlecht, daß man schon eine Pistole fertigmachte, um seine Qual zu enden. Da riet ein russischer Offizier, einen Kosaken herbeizuholen, der ein Zauberer sei und durch Sympathie jede Pferdekrankheit heilen könne. Der Kosak ward herbeigeholt und erklärte, das Pferd auf der Stelle gesund machen zu können. Er wurde sehr genau beobachtet, aber das einzige, was man ihn tun sah, war, daß er seinen Gurt abnahm und zu dreien Malen einen Knoten hineinknüpft. Gleichwohl kam das Pferd in wenigen Minuten auf die Beine, fing herzhast zu fressen an und war plötzlich vollkommen wieder hergestellt.

Geisterschriften in Paris. Was der baltische Baron Ludwig von Güldenstube in der 1870 erschienenen deutschen Ausgabe seines Buches „Positive Pneumatologie“ über von ihm erzielte Geisterschriften erzählt, lautet, ohne jede sachliche Veränderung aber weniger umständlich und in weniger schlechtem Deutsch wiedergegeben, folgendermaßen:

Schon 1853 hatte ich auf noch unbenußtem, in meinem Pult verschlossenen Briefpapier zuweilen allerlei fremdartige Schriftzüge bemerkt. Da ich mich aber vier Jahre hindurch vergeblich bemüht hatte, durch Experimente die Möglichkeit schriftlicher Kundgebungen der Geister nachzuweisen, theilte ich meine Entdeckung zunächst nur meiner von Kindheit an hellseherischen Schwester mit, die sich aber anfänglich ganz ablehnend verhielt. Erst als es schließlich so weit kam, daß ich meinem Pulte unbeschriebenes Briefpapier nicht mehr entnehmen konnte, sondern mir solches, sooft ich es brauchte, von meiner Schwester ausbitten mußte, begannen wir gemeinsam zu experimentieren. Zunächst legten wir am 1. August 1856 unbeschriebenes weißes Papier und einen Bleistift in ein Kästchen, dessen Schlüssel wir dem Grafen d'urches übergaben, als er eben im Begriff war, eine kurze Reise nach Rouen zu unternehmen.

Am 13. August erzielten wir die ersten Geisterschriften auf einem Papier, das wir nebst einem Bleistift auf die gläserne Platte eines kleinen Tisches gelegt hatten, und zwar entstanden die Schriftzüge auf der Seite des Papiere, die auf dem Glase auflag.

Am 14. August, als Graf d'urches von seiner Reise zurückgekehrt war, fanden sich in dem Kästchen zehn Geisterschriften, darunter eine in estnischer Sprache von der Hand meines verstorbenen Vaters, der

einst mehrere religiöse Schriften aus dem Deutschen ins Estnische übersetzt hatte. Graf d'Durches aber ließ sich hieran nicht genügen, sondern verlangte eine geisterschriftliche Legitimation und Kundgebung zu der Stelle 1. Joh. 4, 2 (Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch kommen, der ist von Gott), die er oben auf ein Blatt Papier geschrieben hatte. Und in der Lat: am 16. August, dem Jahrestage des Todes meines Vaters, abends um elf Uhr bei hellem Kerzenlicht, entstand in meiner Wohnung, Rue du chemin de Versailles No. 74, vor den Augen des Grafen die Schriftzeile in der Handschrift meines Vaters: „Je confesse Jésus en chair“, unterzeichnet mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, wie mein Vater zu unterzeichnen gewohnt gewesen war. . .

Meine Schwester und ich haben in den Jahren 1856 bis 1869 in Gegenwart vieler namhafter Zeugen aus den verschiedensten Ländern Europas und Amerikas in mehr als zweitausend Experimenten unmittelbare Geisterschriften erzielt. Als solche Zeugen nenne ich den Baron Voigts-Nhez (Bruder des bekannten preussischen Generals), den Baron Rosenberg (der gegenwärtig als preussischer Gesandter in Athen lebt), den Professor Matter (Mitglied der Pariser Akademie, Verfasser einer Geschichte der Alexandrinischen Philosophie), Herrn Delamarre (Redakteur der Zeitung La Patrie), Herrn Robert Dale-Owen (den ehemaligen amerikanischen Gesandten in Neapel), den bekannten Philanthropen Fürsten Galizin aus Moskau, den Baron Boris Uexküll aus Estland, den Professor Georgii aus Stockholm, und ich könnte diese Liste mit leichter Mühe um noch zweihundert oder mehr Namen vergrößern. Besonders nach dem Erscheinen der französischen Ausgabe dieses Buches (1857) und im Herbst 1858 während meiner, auf Betreiben des Klerus leider bald verbotenen, Experimente im Grabgewölbe der französischen Könige zu St. Denis schwoh dieser Zeugenstrom mächtig an. . .

Der vierzehnte November. Der ehemalige amerikanische Gesandte zu Neapel, Robert Dale-Owen, Verfasser einer „Moralphysiologie“ und einer „Politik der Emanzipation“, ein durchaus skeptischer Philosoph, der erst seit einem Erlebnis mit dem englischen Spiritisten Home den übersinnlichen Dingen ein besonderes Interesse zuwendete, erzählt in seinem 1860 zu Philadelphia erschienenen Buche „Footfalls on the Boundary of Another World“:

In der Nacht vom 14. zum 15. November 1857 träumte der Frau des Kapitäns G. Wheatcroft, die in Cambridge wohnte, daß sie ihren zur Zeit in Indien befindlichen Gemahl erblicke. Sie erwachte und sah auch dann noch seine Gestalt neben ihrem Bette stehen. Er war in Uniform, die Hände gegen die Brust gepreßt, mit wirrem Haar und ganz blassem Antlitz. Seine großen dunklen Augen waren voll auf sie gerichtet, sie zeugten von großer Erregung, und sein Mund war eigentümlich zusammengezogen, wie er es bei Gemütsbewegungen stets zu sein pflegte. Bis auf jede kleinste Besonderheit der Uniform sah Frau Wheatcroft ihren Mann so deutlich, wie sie ihn nur je im Leben gesehen hatte. Die Gestalt schien sich vorzubeugen wie in Schmerz und eine Anstrengung zum Sprechen zu machen, aber es kam kein Laut. Sie blieb nach Ansicht der Frau eine gute Minute lang sichtbar und war dann verschwunden. Frau Wheatcroft schlief nicht wieder ein. Am Morgen erzählte sie alles ihrer Mutter und äußerte die schmerzliche Gewißheit, daß ihr Mann entweder getötet oder verwundet worden sein müsse. Nach Ablauf einer entsprechenden Zeit traf aus Indien ein Telegramm von Sir Colin Campbell ein, daß Kapitän Wheatcroft am 15. November vor Lucknow gefallen sei.

Die Witwe benachrichtigte den Sachwalter des Kapitäns, Mr. Wilkinson, hiervon mit dem Hinzufügen, daß sie auf diese Nachricht längst vorbereitet gewesen, übrigens aber überzeugt sei, das Todesdatum müsse falsch sein. Mr. Wilkinson wandte sich daraufhin an das Kriegsministerium und erhielt folgende Auskunft: „Ministerium des Krieges, den 30. Januar 1858. Nr. 9579. Hierdurch wird bescheinigt, daß aus den Berichten in unserm betreffenden Bureau hervorgeht, daß Kapitän G. Wheatcroft vom 6. Garde-Drägerregimente am 15. November 1857 im Kampfe getötet worden ist. B. Hawes.“

Nun begab sich etwas höchst Merkwürdiges. Mr. Wilkinson besuchte einen Freund in London, Mr. N., der ein „Medium“ ist und dessen Frau von jeher häufig übersinnliche Erscheinungen wahrgenommen hat. Er erzählte den beiden den Traum und die Vision der Witwe Wheatcroft und beschrieb die Gestalt, worauf Mrs. N. augenblicklich sagte: „Das muß dieselbe Person gewesen sein, die ich an dem Abend sah, als wir über Indien sprachen.“ Auf Mr. Wilkinsons Fragen erzählte sie dann, daß sie durch ihren Mann eine Mitteilung von jener Erscheinung erhalten hätte, wonach der betreffende, ihr unbekannt

Offizier an jenem Nachmittag in Indien durch eine schwere Verwundung der Brust getödet worden wäre. — Die Erscheinung hätte sie etwa um neun Uhr abends gesehen, des Datums aber könnte sie sich nicht mehr genau erinnern. — Nach weiterem Befragen fiel ihr ein, daß sie an jenem Abend den Besuch eines Geschäftsmannes erhalten und diesem eine Rechnung bezahlt hatte. Sie suchte die Quittung und legte sie Mr. Willinon vor: sie trug das Datum des 14. November. Im März 1858 erhielt dann die Witve des Kapitän Wheatcroft einen Brief vom Kapitän G. C., datiert aus Lucknow vom 19. Dezember 1857, worin er berichtete, daß er ganz in der Nähe des Kapitän Wheatcroft gewesen, als dieser am Nachmittage des 14. November gefallen sei, nicht am 15. November, wie Sir Colin Campbell in seinem Telegramm irrthümlich gemeldet habe. Wheatcroft sei von einem Bombensplitter in die Brust getroffen und zu Dilkovsha begraben worden. Zu Häupten des Grabes sei ein Holzkreuz errichtet mit eingeschnittenen Anfangsbuchstaben seines Namens: G. W. und dem Datum seines Todes: 14. November 1857.

Das Kriegsministerium berichtigte seinen Irrtum durch einen neuen Todeschein.

Im Stadthotel zu Auschwiz. Franz Potocnik erzählt im Oktoberheft der „Sphinx“ von 1890:

Es war an einem nebeligen Herbsttage des Jahres 1858, als ich sehr früh am Morgen von einem kleinen Landstädtchen aufbrach und nach einer ermüdenden Fahrt spät am Abend in Dswiecim [Auschwiz, Bezirkshauptmannschaft Biala in Galizien, 3 km von der preußisch-schlesischen Grenze] eintraf. Ich war damals k. k. Oberingenieur der Statthalterei zu Lemberg. Wer vor dreißig und mehr Jahren in jenen Gegenden gereist ist, wird zugeben, daß eine solche Fahrt in vielfacher Beziehung anstrengend und mit mannigfachen Entbehrungen verbunden war. Tatsächlich kam ich um so ermüdet an, als ich den ganzen Tag nichts Warmes genossen hatte. Der Pächter des Stadthotels, Herr Edw, galt weit und breit für einen der besten Wirte. Er war gleichzeitig Pächter der Bahnhofrestauration, die mir von früheren Reisen her in gutem Andenken stand. Nachdem ich nun im Stadthotel mein Nachtmahl genossen und nach polnischer Sitte den Tee genommen hatte, verlangte ich mein Nachtlager. Ein junger Bursche führte mich in den ersten Stock des ehemaligen Klosters, das unsere profane

Zeit in ein Hotel umgewandelt hatte. Am Ende einer weiten Halle erreichten wir einen Korridor, an dem entlang die früheren Klosterzellen, jetzigen Gastzimmer, sich befanden. Ich wurde in die letzte Zelle am Ende des Korridors einquartiert. Außer mir befand sich im ganzen Hotel kein Fremder. Nachdem ich die Zimmertür mit Schloß und Riegel sorgfältig zugesperrt hatte, begab ich mich zu Ruhe und löschte das Licht. — Ich mag vielleicht eine halbe Stunde gelegen haben, als ich beim hellsten Mondschein, der voll und licht in mein Zimmer leuchtete, klar und deutlich sah, wie sich die vorhin mit Sorgfalt von mir verschlossene Zimmertür langsam und vorsichtig öffnete und ein Gendarm in voller Ausrüstung sich in ihrem Rahmen zeigte, der, ohne in das Innere einzutreten, nach allen Seiten forschend sich umsah. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich, überrascht durch den seltsamen Besuch, nicht sofort Worte fand, so daß sich der Gendarm, bevor ich ihn noch um die Ursache seines befremdenden Kommens befragt hatte, zurückzog. Unwillig über die unangenehme Störung und über mich selber, daß ich also doch die Tür nicht ordentlich abgeschlossen haben könnte, sprang ich, um dieses nachzuholen, aus dem Bett. Aber siehe da: die Tür war mit Schloß und Riegel fest zugesperrt. Nach der ersten Bestürzung: wieso denn der Gendarm trotzdem hatte eintreten können, lachte ich laut auf und dachte, dies alles sei nichts als die Wirkung eines lufullischen Nachtmahles — Alpdrücken. Ich legte mich wieder zu Bett und versuchte zu schlafen. Ich mag wohl wieder eine halbe Stunde gelegen haben, als ich abermals die Tür deutlich öffnen hörte und sah, wie sich eine hohe, hagere Männergestalt vorsichtig und lauernd ins Zimmer schlich und mit kleinen stechenden Augen forschend nach meinem Bett hinsah. Noch heute, nach mehr als dreißig Jahren, sehe ich die Mephistophelesphysiognomie und die ganze Gestalt, die aus sah wie ein entsprungener Galeerensträfling, der unmittelbar von einem Mord kam und einen zweiten beabsichtigte. Starr vor Entsetzen griff ich mechanisch nach dem auf dem Nachtkästchen liegenden Revolver. Zu gleicher Zeit aber sprang auch der Mordgefelle von der Bank neben der Tür, auf der er sich niedergelassen hatte, auf und machte fahrig anfangs ein paar langsame Schritte, um dann mit einem Satz, einen Dolch in der erhobenen Hand und mich scharf fixierend, vor meinem Bett zu stehen, worin ich mich inzwischen halb erhoben hatte. Mein ganzes Leben wird mir der grauenvolle Blick dieses hageren,

spitzigen Teufelsantlitzes unvergeßlich bleiben, das sich jetzt zu mir herunterneigte. Nun holte er zum Stoß aus, ich drückte los — Schuß und Stoß erfolgten im selben Augenblick. Ich schrie auf und sprang aus dem Bette. Aber im selben Moment wird die Thür so scharf ins Schloß geworfen, daß es durchs ganze Haus dröhnen mußte. Ich höre deutlich Schritte, die sich von meinem Zimmer entfernen. Dann die tiefste Stille der Nacht . . . Aber jetzt stürmt Herr Löw mit seinem Burschen erschreckt in mein Zimmer: „Was ist geschehen? Wer hat geschossen?“ — „Ich. Haben Sie ihn nicht gesehen?“ — „Wen?“ — „Nun ihn, dem der Schuß galt. Ich glaube, es war der lebendige Teufel . . .“ — Als ich aber nun mit kurzen Worten das Vorgefallene erzählte, fragte Herr Löw, warum ich denn abends meine Zimmertür nicht zuschloße . . . „Aber, Herr, fester konnte ich sie nicht zuschließen, als ich es getan habe, wenn sie trotzdem offen war, so mag das begreifen wer kann.“ Der Hotelpächter und sein Bursche blickten sich verständnisvoll an, dann sagte jener: „Kommen Sie, ich gebe Ihnen ein anderes Zimmer. Hier dürfen Sie nicht bleiben.“ Der Bursche nahm mein Gepäck, und wir verließen das Zimmer, nachdem wir noch meine Kugel in der Wand gesucht und gefunden hatten. Ich war viel zu aufgereggt, um schlafen zu können. Wir begaben uns also in das inzwischen völlig leer gewordene Speisezimmer zurück. Auf meinen Wunsch ließ der Wirt einen Punsch bereiten, und als wir uns dann gegenüber saßen, erzählte er: „Sehen Sie, Herr, mit dem Zimmer, das Ihnen heute in meinem ausdrücklichen Auftrag zugewiesen wurde, hat es eine eigentümliche Verwandtnis. In der ganzen Zeit, seit ich dieses Hotel in Pacht habe, ist noch niemand, der dort einquartiert war, ohne Schrecken davongekommen. Der letzte, der vor Ihnen dort schlief, war ein Tourist aus dem Harz. Wir fanden ihn am Morgen, vom Schlag gerührt, tot auf dem Fußboden des Zimmers liegen. Seitdem, es sind inzwischen wohl zwei Jahre vergangen, hielt ich das verhängnisvolle Zimmer unter Verschuß. Als Sie nun gestern abend ankamen, glaubte ich, Sie würden bei Ihrem mir ja bekannten entschlossenen Charakter der rechte Mann sein, um dem Spuk auf den Grund zu kommen. Aber das, was Sie erlebt haben, ist nun wirklich hinreichend, um mir die Pflicht aufzuerlegen, jenes Zimmer für immer zu schließen.“ Ich konnte dem nicht widersprechen . . .

Der Magnetiseur Zinke. Der General Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen erzählt im zweiten, 1905 bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienenen Bande seiner Denkwürdigkeiten:

Zinke war Steinmetzgefelle gewesen. In seinem Berufe hatte er bemerkt, daß, wenn jemand sich verletzt hatte und er ihn berührte, die Wunde zu bluten aufhörte. Er wurde dann als Soldat bei den Gardes du Corps eingestellt. Da kam es vor, daß ein Pferd eine tiefe Fleischwunde hatte, und Zinke es zufällig anfassen mußte. Sofort war das Blut gestillt. Seitdem wurde er von seinen Kameraden immer gerufen, wenn irgend jemand blutete. Nach seiner Entlassung betrieb er ein derartiges Heilverfahren weiter, wobei er natürlich durch das Bewußtsein seiner Kraft und durch abergläubische Forderungen der Kranken auch zu viel Marktschreierei verleitet wurde.

Als ich ihn kennen lernte [1857], wohnte er an der entlegenen Holzmarktstraße. Sein Vorzimmer war immer von einer Menge zerlumpter Leidender bevölkert. Für anständig Bekleidete hatte er ein besonderes Wartezimmer. Er war noch sehr einfach eingerichtet und sehnte sich nach so viel Geld, um sich eine „Scheeselah“ (Chaiselongue) kaufen zu können. Später kaufte er sich Häuser.

Bei meinem Eintreten hatte ich die Empfindung, es mit einem Schwindler zu tun zu haben. Dazu roch er nach genossenem Branntwein, denn geistige Getränke hielt er für nötig, weil das Magnetisieren sehr anstrengend sei. Später ging er zu schweren Weinen über; die beschleunigten seinen Tod.

Als ich ihm meine Leiden klagen wollte, sagte er sehr bestimmt, was mir fehle, werde er mir sagen, nicht ich ihm. Ich mußte den Oberkörper entkleiden und mich ihm gegenüberstellen. Er strich mir mit seinen dicken schmutzigen Fingern wiederholt über die Augen, dann vom Kopf über Schultern und Arme herunter, und nachdem er das etwa zehn Minuten lang getan, faßte er mich fest an beide Handgelenke und stierte mir in die Augen. „Allzu kräftig sind Sie nicht!“, sagte er, während ich fühlte, wie eine gewisse Mattigkeit in meine Glieder kam. Mit einem Mal fühlte ich ein krampfhaftes Zucken im Kopf. „Dho!“, sagte er, „was ist denn in dem Kopf? Na, der ist gut zugerichtet. Was ist denn da geschehen? Sturz oder Hieb oder Wunde? Na, das ist zu kurieren.“ Dabei sah er mir immer stier in die Augen. Bald fühlte ich Erleichterung im Kopf, dann hob sich meine Lunge un-

willkürlich. „Auch mal an der Lunge gelitten! Auskuriert, aber noch in acht nehmen!“ So erzählte er mir schließlich alles, woran ich je gelitten, bis ich mich vor Mattigkeit nicht mehr halten konnte. Er führte mich zu einem sogenannten Sofa, worauf ich in einem träumerischen Halbschlaf blieb, aber doch alles sah, ohne mich rühren zu können, bis er mir einen Schluck Wasser zu trinken gab, aus einem Glas, darüber er zunächst mit seinen schmutzigen Fingern ein paar Quacksalber-Bewegungen gemacht hatte. Sofort konnte ich aufstehen. Ich fand mich in Schweiß gebadet, obgleich das Zimmer ungeheizt und die Fenster trotz dem Schneegeföber offen waren. Ich mußte mich nun schnell wieder ankleiden, um mich nicht zu erkälten. Am nächsten Tage fing die regelmäßige Behandlung an, die etwa ein halbes Jahr dauerte. Danach habe ich ihn noch einige Jahre lang dann und wann besucht. Sein wunderbarer Erfolg bei mir machte ihm einen großen Ruf. Er wurde recht reich.

Eines Tages kam ich zu ihm, als in dem vordern Zimmer eine arme, zerlumppte, epileptische Person besinnungslos in einer Ecke lag, die er bis zur Bewußtlosigkeit magnetisirt hatte. Ich ging mit ihm in das dritte Zimmer und Zinke machte also zwei Türen hinter sich zu. Nachdem er mich magnetisirt hatte, fragte ich ihn nach jener Person. Er sagte, es sei eine Arme, die er alle vierzehn Tage so stark magnetisire, dann habe sie ihre Anfälle nicht. Jetzt, meinte er, in besonders guter magnetischer Verbindung mit ihr zu stehen und wollte mir etwas zeigen. Er winkte mit dem Finger gegen die Tür hin. Sofort erfolgte ein gellender Schrei im dritten Zimmer, und dann kam die Person hereingestürzt, fiel zu seinen Füßen nieder und umflammerte seine Kniee. Er streichelte ihr den Kopf, und ruhig kehrte sie in ihre Ecke zurück.

Das alte Herrenhaus zu Kent. Nach Robert Dale-Owens Footfalls on the Boundary of Another World.

Im Oktober 1857 und noch durch mehrere Monate wohnte Mrs. R., die Frau eines hohen Feldoffiziers, im Ramhurster Herrenhause in der Nähe von Leigh in der Grafschaft Kent. Seit ihrem Einzug wurde jedem Bewohner des Hauses die Nachtruhe gestört durch Klopfen, durch Geräusche wie von Schritten, mehr noch durch Stimmen, die nicht erklärt werden konnten. Auch Mrs. R.'s Bruder, ein junger Offizier, hörte diese nächtlichen Stimmen und versuchte auf jede Weise, aber vergeblich, ihre Herkunft zu ermitteln.

Am zweiten Sonnabend im Oktober kam Miß S., eine junge Dame,

die seit ihrer Kindheit gewohnt war, Erscheinungen zu sehen, auf Besuch zu Mrs. R., die sie an der Bahnstation abholte. Beim Eintritt ins Haus sah Miß S. zwei Gestalten auf der Türschwelle, anscheinend ein ganz altes Ehepaar, in altmodischer Tracht. Um ihre Freundin nicht zu verstimmen, sagte sie zunächst nichts. Während der nächsten zehn Tage sah sie dieselben Gestalten mehrere Male in verschiedenen Teilen des Hauses, immer bei Tageslicht. Beim drittenmal sprachen sie zu ihr und sagten, daß sie dieses Haus früher besessen und über alle Bezüge geliebt hätten, und daß sie nun darunter litten, es aus dem Besitz ihrer Familie in fremde Hände übergegangen zu sehen. Ihr Name aber wäre Children.

Von Mrs. R. gefragt, ob sie denn in diesem Hause noch nichts Seltsames gesehen oder gehört hätte, teilte Miß S. ihr diese Begegnung mit. Mrs. R. hatte bis dahin selber wohl oft Geräusche und Stimmen gehört, aber nie etwas gesehen. Jetzt aber sah auch sie eines Abends, nachdem sie sich in ihrem wohldurchleuchteten Zimmer zum Diner umgekleidet hatte und nicht im entferntesten an diese Dinge, sondern an ihren im Speisezimmer ungeduldig auf sie wartenden Bruder dachte, jene beiden Gestalten plötzlich auf der Schwelle stehen und über der alten Frau auf dunklem Grunde in phosphoreszierenden Buchstaben das Wort „Children“. Jene blieben aber stumm, und da ihr Bruder in diesem Augenblicke nach ihr rief, schloß Mrs. R. die Augen und rauschte mutig durch die Erscheinung hindurch. . . Nachdem späterhin Miß S. wieder einmal mit der Vision gesprochen und der alte Mann ihr gesagt hatte, sein Vorname wäre Richard und 1753 das Jahr seines Todes, stellte man die weitestgehenden Nachforschungen an. Zunächst fand sich in der Umgegend eine steinalte Frau, die sich eines alten Mannes erinnerte, der ihr als Kind erzählt hatte, er wäre in seiner Jugend von den Children in Ramhurst-House mit der Dressur der Jagdhunde betraut gewesen. Später ergab sich in Hesters 1778 erschienener „Geschichte von Kent“ die Erwähnung, daß Ramhurst-House durch Kauf an Richard Children übergegangen, der daselbst 1753, dreiundachtzig Jahr alt, gestorben sei.

Ein guter Sohn. Der englische Oberst Meadows Taylor, gestorben 1876 zu Mentone, erzählt in seinem Erinnerungsbuche „Im ostindischen Dienste“, deutsch von Kunhardt von Schmidt, Berlin 1880, bei E. S. Mittler & Sohn:

Beglaubigte Gespenstergeschichten sind gewiß eine Seltenheit. In Chorapoor ereignete sich um diese Zeit [1858] aber ein Vorfall, der wohl als eine solche angesehen werden kann und auf das Gemüt der Leute einen tiefen Eindruck machte.

Mit den Truppen des Oberst Hughes lagen, wie schon erwähnt, auch zwei Kompagnien 74er Hochländer in Chorapoor. Eine derselben war oben auf dem Berge in meinem alten Hause einquartiert, die andere lag unterhalb der Stadt im Lager, bis sie nach Bellary zurückkehrte.

Eines Nachmittags, als der kommandierende Offizier in seinem Zelte saß und sich mit dem Schreiben von Briefen beschäftigte, die mit der Abendpost nach England abgehen sollten, trat plötzlich ein junger Mann seiner Kompagnie im Hospitalanzuge und ohne Mühe bei ihm ein, der ohne den üblichen Gruß sofort begann: „Kapitän, ich bitte meine rückständige Löhnung an meine Mutter schicken zu wollen. Haben Sie die Güte, deren Adresse aufzuschreiben.“ Der Kapitän notierte mechanisch die Adresse und erwiderte: „Es ist gut, mein Junge, es wird besorgt werden.“ Ohne Gruß entfernte sich der Mann, wie er gekommen.

Einen Augenblick später erinnerte sich der Kapitän, daß sowohl der Anzug wie die ganze Erscheinung des Mannes und die Art und Weise seines Eintrittes etwas sehr Ungewöhnliches gehabt hatte und befahl, daß man ihm den Sergeanten rufe. „Warum erlaubten Sie dem Smith, in so unmilitärischer Verfassung zu mir zu kommen?“ fragte er den Eintretenden. Der Angeredete war wie vom Donner gerührt.

„Kapitän,“ rief er, „haben Sie ganz vergessen, daß dieser Mann gestern im Hospital starb und heute Morgen von uns begraben wurde? Sind Sie überzeugt, daß er es wirklich war?“ — „Ganz gewiß,“ war die Antwort, „hier ist die Adresse seiner Mutter, die er mir selbst diktierte, damit ihr seine rückständige Löhnung übersendet werde.“ —

„Sonderbar,“ sagte der Sergeant, „seine Habseligkeiten wurden heute versteigert, und ich befand mich in Verlegenheit, wohin das eingenommene Geld geschickt werden sollte, weil die Papiere der Kompagnie keinen Aufschluß darüber gaben.“

Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß die dem Kapitän diktierte Adresse die richtige war.

Theodor Storm, geboren 1817 zu Husum, gestorben als Amtsgerichtsrat a. D. 1888 zu Hardemarschen, erzählte im Jahre 1862 aus seinen Jugenderinnerungen:

I. Ein Arzt in meiner Vaterstadt hatte einen vierjährigen Knaben, Peter mit Namen. Der Vater erwachte eines Nachts von dem ängstlichen Geschrei des Knaben, der neben seinem Bette schlief. Er nahm ihn zu sich und suchte ihn zu ermuntern, aber das Kind war garnicht zu beruhigen. „Was fehlt dir, Junge?“ — „Es war ein großer Wolf da, er war hinter mir, er wollte mich fressen.“ — „Du träumst ja, mein Kind!“ — „Nein, nein, Papa, es war ein wirklicher Wolf, seine rauhen Haare sind an mein Gesicht gekommen.“ — Er begrub den Kopf an seines Vaters Brust und wollte nicht wieder in sein Korbettchen zurück. So schlief er endlich ein. Draußen vom Turme hörte der Doktor nach einiger Zeit Eins schlagen.

Im Hause des Arztes lebte seine ältliche Schwester, welche den kleinen Peter ganz besonders ins Herz geschlossen hatte. — Es war eigentlich eine Nange, der Junge; in einer Abendgesellschaft bei seinen Eltern hatte er uns einmal alle Sardellen von den Butterbröten weggefressen. Aber das tat der Liebe der Tante keinen Eintrag.

Am andern Morgen, als der Doktor aus seinem Schlafzimmer trat, war sie die erste, die ihm begegnete. „Denke dir, Karl, was mir geträumt hat!“ — „Nun?“ — „Ich hatte mich in einen Wolf verwandelt und wollte den kleinen Peter fressen; ich trabte auf allen Vieren, während der Junge schreiend vor mir herlief.“ — „Hu!!! Weißt du nicht, wieviel Uhr es gewesen?“ — „Es muß nach Mitternacht gewesen sein, genauer kann ich es nicht bestimmen.“

II. Ich weiß nicht, ob Sie jemals durch die Marsch gefahren sind. Im Herbst und bei Regenwetter will ich es Ihnen nicht gewünscht haben; in trockener Sommerzeit aber kann es keinen besseren Weg geben, der seine graue Lon, aus welchem der Boden besteht, ist dann fest und eben, und der Wagen geht sanft und leicht darüber hin. Vor einigen Jahren führten mich Geschäfte nach der kleinen Stadt L. im nördlichen Schleswig, welche mitten in der nach ihr benannten Marsch liegt. Am Abend war ich in der Familie des dortigen Landschreibers. Nach dem Essen, als die Zigarren angezündet waren, gerieten wir unversehens in die Spulgeschichten, was dort eben nicht schwer ist; denn die alte Stadt ist ein wahres Gespensternest und noch voll von Heiden glauben. Nicht allein, daß allezeit ein Storch auf dem Kirchturm steht, wenn ein Rathsherr sterben soll; es geht auch nachts ein altes, glasäugiges, dreibeiniges Pferd durch die Straßen, und wo es stehen-

bleibt und in die Fenster guckt, wird bald ein Sarg herausgetragen. „De Hel“ nennen es die Leute, ohne zu ahnen, daß es das Roß ihrer alten Todesgöttin ist, welche selbst zugunsten des Klapperbeins seit lange den Dienst hat quittieren müssen. Von den mancherlei derartigen Gesprächen und Erzählungen jenes Abends ist mir indessen nur eine einfache Geschichte im Gedächtnis geblieben.

„Es war vor etwa zehn Jahren,“ so erzählte unser Wirt, „als ich mit einem jungen Kaufmann und einigen andern Bekannten eine Lustfahrt nach einem Hofe machte, welcher dem Vater des ersteren gehörte und durch einen sogenannten Hofmann verwaltet wurde. Es war das schönste Sommerwetter; das Gras auf den Lennen funkelte nur so in der Sonne, und die Stare mit ihrem lustigen Geschrei flogen in ganzen Scharen zwischen dem weidenden Vieh umher. Die Gesellschaft im Wagen, der sanft über den ebenen Marschweg dahinrollte, befand sich in der heitersten Laune; niemand mehr als unser junger kaufmännischer Freund. Möglich aber, als wir eben an einem blühenden Rapsfelde vorüberfuhren, verstummte er mitten im lebhaften Gespräch, und seine Augen nahmen einen so seltsamen glasigen Ausdruck an, wie ich ihn nie zuvor an einem lebenden Menschen gesehen hatte. Ich, der ich ihm gegenüber saß, ergriff seinen Arm und schüttelte ihn. ‚Frig, Frig, was fehlt dir?‘ fragte ich. Er atmete tief auf; dann sagte er, ohne mich anzusehen: ‚Das war ’mal eine schlimme Stelle!‘ — ‚Eine schlimme Stelle? — Es geht ja wie auf der Diele!‘ — ‚Ja,‘ entgegnete er, noch immer wie im Traum, ‚es war doch nicht gut darüberwegzukommen.‘ — Allmählich ermunterte er sich, und sein Gesicht erhielt wieder Leben und Ausdruck; aber er wußte auf unsre Fragen keine andre Antwort zu geben. Dieses kleine Ereignis, was allerdings für den Augenblick die Stimmung etwas herabdrückte, war indessen, nachdem wir den Hof erreicht hatten, durch die Heiterkeit der Umgebung und unsre eigne Jugend bald vergessen. Wir ließen uns durch die alte Wirtschafterin den Kaffee in der Gartenlaube anrichten, wir gingen auf die Lennen, um die Dachsen zu besehen, und nachdem abends die mitgebrachten Flaschen in Gesellschaft des alten Hofmannes geleert waren, fuhren wir alle vergnügt, wie wir ausgefahren waren, wieder heim.

Acht Tage später war unser Freund des Nachmittags im Auftrage seines Vaters nach dem Hofe hinausgeritten. Am Abend kam sein

Pferd allein zurück. Der alte Herr, der soeben aus seinem L'hombre-Klub nach Hause gekommen war, machte sich sogleich mit allen seinen Leuten auf, um nach seinem einzigen Sohn zu suchen. Als sie mit ihren Handlaternen an jenes blühende Rapsfeld kamen, fanden sie ihn tot am Wege liegen."

III. Mein Barbier — von dem hab ich die folgende Geschichte — ist der Sohn eines Tuchmachers. Als der Vater noch jung war, kam er eines Abends auf seiner Gefellenwanderung in eine kleine schlesische Stadt. Auf der Herberge erfuhr er, daß er bei einem der ältesten Meister in Arbeit treten könne. — „Will nur hoffen, daß es mit dir Bestand haben wird“, setzte der Herbergsvater hinzu. — „Mit Gunst, Herr Vater,“ entgegnete der Gesell, „traut Ihr mir nicht oder fehlt's da wo im Hause bei den Meistersleuten?“ — Der Wirt schüttelte den Kopf. — „Was denn aber, Herr Vater?“ — „Es ist nur,“ sagte der Alte, „seit sie da drei Gefellen haben wollen, ist der dritte nach Monatsfrist allzeit wieder fremd geworden.“

Unser Geselle ließ sich das nicht anfechten, sondern ging noch an demselben Abend zu seinem neuen Meister. Er fand ein paar alte Leute, die ihn freundlich ansprachen, und zur Stärkung nach der langen Wanderung ein solides bürgerliches Abendbrot. Als es Schlafenszeit war, führte der Meister ihn selbst durch einen langen Gang des Hintergebäudes in das obere Stockwerk und wies ihm dort seine Schlafkammer an. Das Gelaß für die beiden andern Gefellen befand sich unten; es sei aber darin nicht Platz für ein drittes Bett.

Als der Meister ihm Gute Nacht gewünscht, stand der junge Mann noch einen Augenblick und horchte, wie sich die Schritte des Alten über die Treppe hinab entfernten und dann unten in dem langen Gange allmählich verloren. Hierauf besah er sich sein neues Quartier. Es war eine lange, äußerst schmale Kammer mit kahlen weißen Wänden; unten, die ganze Breite der Quermwand einnehmend, stand das Bett, daneben ein kleiner Tisch und ein kleiner Stuhl aus Föhrenholz; das war die ganze Ausstattung. Das einzige, sehr hohe Fenster mit kleinen, in Blei gefaßten Scheiben schien, soviel er bei dem Mondschein draußen erkennen konnte, nach einem großen Garten hinauszugehen. Aber er hatte das alles mit schon träumenden Augen angesehen, und nachdem er sich unter das derbe Deckbett gestreckt und das Licht ausgelöscht hatte, fiel er bald in einen tiefen Schlaf.

Wie lange sein Schlaf gebauert, konnte er später nicht mehr angeben; er wußte nur, daß er durch ein Geräusch, das mit ihm in der Kammer war, auf eine jähe Art erweckt worden sei. Und bald hörte er deutlich ein Kehren wie mit einem scharfen Meißel, das von der Richtung des Fensters her allmählich sich nach der Tiefe der Kammer bewegte. Er richtete sich auf und blickte mit aufgerissenen Augen hin; die Kammer war fast hell vom Mondschein; die eine Wand war ganz davon beleuchtet; aber er vermochte nichts zu sehen als den völlig leeren Raum. — Plötzlich, und ehe es noch ganz in seine Nähe gekommen war, war alles wieder still. Er horchte noch eine Weile und suchte sich vergebens einen Vers darauf zu machen; endlich, ermüdet wie er war, fiel er aufs neue in einen festen Schlaf.

Am andern Morgen, als zwischen ihm und dem Meister die Sache zur Sprache kam, erfuhr er von diesem, daß allerdings einzelne, welche vor ihm in der Kammer geschlafen, ein Ähnliches dort gehört haben wollten; es sei indes immer nur zur Zeit des Vollmondes gewesen und übrigens niemand etwas dadurch zu nahe geschehen. — Der junge Tuchmacher ließ sich beruhigen; und in den Nächten, die nun folgten, wurde auch sein Schlaf durch nichts gestört. Dabei ging ihm im Hause alles nach Wunsch; Arbeit und Verdienst war regulär, und auch mit seinen beiden Nebengesellen hatte er sich auf einen guten Fuß gestellt.

So ging ein Tag nach dem andern hin, bis endlich wieder die Zeit des Vollmondes herangekommen war. Aber er hatte nicht darauf geachtet, denn es war schwere bedeckte Luft, und kein Schein fiel in die Kammer, als er sich am Abend schlafen legte. — Da plötzlich erweckte ihn wieder jener schon halb vergessene Ton. Eifriger noch und schärfer, so dünkte es ihn, als das erstemal, kehrte und setzte es bei ihm in der Kammer, und, seltsamerweise, jetzt, wo es fast dunkel war, meinte er gegen das Fenster hin, einen sich bewegenden Schatten zu sehen. Aber, wie zuerst, wurde auch jetzt nach einer Weile alles wieder still, ohne daß es sein Bett erreicht oder daß er etwas Genaueres zu erkennen vermocht hätte. Er konnte indessen diesmal den Schlaf sobald nicht wiederfinden und hörte vom Kirchturm eine Stunde nach der andern schlagen; endlich brach draußen der Mond durch die Wolken und schien in die Kammer, aber er beleuchtete nur die nackten Wände. Der Gesell, sowenig angenehm ihm diese Dinge waren, beschloß bei sich, gegen jedermann zu schweigen, am wenigsten aber sich von jenem

Unheimlichen vom Platze verdrängen zu lassen. — Wie gewöhnlich gingen auch die nun folgenden Nächte ohne Störung vorüber. — Nach Verlauf eines Monats kehrte er spät in der Nacht von einem benachbarten Orte zurück, wohin ihn sein Meister mit einem Geschäftsauftrage gesandt hatte. Er ging, als die Stadt erreicht war, nicht durch die Straßen, sondern an der Stadtmauer entlang, um durch den Garten an das Hinterhaus zu gelangen, wozu er den Schlüssel von seinem Meister erhalten hatte. Es war heller Mondschein. Schon in der Nähe des Hauses, während er zwischen den Rabatten auf dem geraden Stiege des Gartens entlangging, warf er zufällig einen Blick nach dem Fenster seiner Kammer hinauf . . . Da saß oben ein Ding, ungestaltig und molkig, und guckte durch die Scheiben in den Garten hinab . . .

Der junge Mann verlor plötzlich die Lust, mit solcher Gesellschaft noch länger in Quartier zu liegen. Er kehrte um und suchte sich für diese Nacht ein Unterkommen in der Herberge. Am andern Morgen aber — so erzählte mir sein Sohn — nahm er seinen Abschied und verließ die Stadt, ohne jemals erfahren zu haben, womit er so lange in einer Kammer gehaust habe.

IV. Auf dem Gymnasium zu H[usum] hatte ich einen Schulkameraden, einen fleißigen und geschickten Menschen, mit welchem ich, da er in meiner Nachbarschaft wohnte, in fast täglichem Verkehr lebte. Als er eben in Sekunda eingetreten war, starb der Vater, welcher ein kleines städtisches Amt bekleidet hatte, und hinterließ Sohn und Witwe in den bedrängtesten Umständen. Mit Hilfe von Stipendien, deren es dort viele gab, hätte mein Freund, dessenungeachtet, wohl seinen Plan, die Rechte zu studieren, durchführen können; aber der lebhafteste Wunsch, schon jetzt etwas zu verdienen und dadurch die letzten Jahre seiner alternden Mutter zu erleichtern, veranlaßte ihn, vom Gymnasium abzugehen und auf dem dortigen Amtshause als Lohnschreiber einzutreten. Unser Umgang wurde dadurch nicht unterbrochen; wir machten wie sonst des Mittags unsern gemeinschaftlichen Spaziergang, und abends, wenn er aus seiner Kanzlei nach Hause gekommen war, saßen wir in dem von ihm und seiner Mutter gemeinschaftlich bewohnten Zimmer und nahmen miteinander die Lektionen durch, welche am folgenden Tage in der Schule vorkommen sollten; denn er hatte seine Lebenspläne keineswegs gänzlich aufgegeben, und wenn der Abend

nicht reichte, nahm er unbedenklich die Nacht zu Hilfe. So habe ich manche Stunde dort verbracht in gemeinsamer Arbeit oder in gemütlichem Gespräch. Die Mutter pflegte mit ihrem Strickzeug neben uns vor der kleinen Lampe zu sitzen. Ich sehe noch das stille, etwas tränkliche Gesicht, wenn sie mitunter von der Arbeit ausblickte und mit einem Ausdruck der Sorge und der zärtlichsten Verehrung die Augen auf ihrem einzigen Kinde ruhen ließ. Er nahm dann wohl, wenn er es bemerkte, ihre blasse Hand und hielt sie fest in der seinigen, während er in dem vor ihm liegenden Buche weiterlas. Aber es ging dann nicht wie sonst, es war, als wenn die Zärtlichkeit für seine Mutter ihm die Gedanken zerstreute, und ich erinnere mich noch, wie ihm bei solchem Anlaß plöblich die Tränen aus den Augen sprangen und er dann mit einem Rächeln und einem kurzen Blick auf sie ihre Hand sanft in ihren Schoß zurücklegte. Es war eine Luft des Friedens und der Stille in diesem Zimmer, wie ich sie nirgend sonst empfunden habe. An der einen Wand stand ein altes dürrtiges Klavier; mitunter sangen wir daran; dann legte die alte Frau ihr Strickzeug in den Schoß, und war es zufällig eine Melodie aus ihrer Jugend, so stand sie auch wohl auf und ging mit unhörbaren Schritten und leise vor sich hinsummend im Zimmer auf und ab. Wenn es aber an der Wand auf der kleinen Schwarzwälder Uhr zehn geschlagen hatte, begann sie allmählich einen unruhigen Blick auf die große dunkle Gardinenbettstelle zu werfen, die im Hintergrunde des geräumigen Zimmers stand. Dann nahmen wir unsere Bücher, sagten ihr gute Nacht und gingen eine Treppe tiefer in die kleine Schlafkammer ihres Sohnes, wo wir noch einige Stunden unsre Studien fortzusetzen pflegten. Sie mochte dann schon ruhig in dem obern Zimmer schlummern; denn es lag nach einem innern Hofe, wo die nächtliche Ruhe durch nichts gestört wurde. — Aber dieses Leben mit seinem bescheidenen Glücke sollte nach einigen Jahren sein Ende erreichen. Kurz vor meinem Abgang zur Universität erkrankte die Mutter. Es war der Keim des Todes, der lange schon in ihr gelegen und nun zur Entfaltung kam; weder sie noch ihr Sohn verkannten das. Auf ihren Wunsch besuchte ich sie noch einmal, ehe ich abreiste. Das sonst so freundliche Zimmer war jetzt düster und öde, die Fenster tief verhangen, und aus den Kissen unter dem dunklen Betthimmel sah das leidende Gesicht der guten Frau. Während ihre magere Hand die meinige ergriff, sagte sie nur: „So leben Sie denn

recht wohl!“ Aber wir fühlten beide, daß das ein Abschied für das Leben sei.

Was nun folgt, habe ich später aus dem Munde meines Freundes gehört; denn ich selbst verließ schon am Tage darauf die Stadt. — Er hatte sich, als die Schwäche der Mutter plötzlich in ungewöhnlicher Art zugenommen, die Erlaubnis ausgewirkt, seine Arbeiten zu Hause zu fertigen, und saß nun im Krankenzimmer an dem entlegensten Fenster, von dem er die Gardine ein wenig zurückgeschlagen, bald emsig schreibend, bald einen sorglichen Blick nach den dunklen Vorhängen des Bettes hinüberwerfend. Wenn die Mutter wachte, saß er in dem alten Lehnstuhl vor ihrem Bett und sprach leise zu ihr oder las ihr aus der Bibel vor; oder er war nur bei ihr, daß ihre Augen zärtlich auf ihm ruhen konnten. Dort blieb er auch des Nachts sitzen, und wenn die Kranke im Anschauen seines blassen, überwachten Antlitzes ihn bat: „Georg, leg dich schlafen! Georg, du hältst es ja nicht aus!“, oder wenn sie ihm versicherte: „Geh nur, gewiß, es hat heut Nacht noch nicht Gefahr“, so faßte er nur um so fester die heiße Hand der Mutter, als müsse sie gerade jetzt, wenn er sich entfernen wollte, ihm entrissen werden.

Eines Nachts aber, da eine Linderung der Schmerzen eingetreten war, und da er sich kaum mehr aufrechtzuerhalten vermochte, hatte er sich dennoch überreden lassen. Unten in seiner Kammer lag er unausgekleidet auf seinem Bette, traumlos in tiefem, bleiernem Schlaf. Oben beim Schein der Nachtlampe in sanftem Schlummer hatte er die Mutter zurückgelassen. Währenddes verging die Nacht, und der Tag fing eben an zu grauen; da wurde er plötzlich wie mit sanfter Gewalt aus dem Schlaf emporgezogen. Als er aufblickte, sah er die Thür der Kammer geöffnet und eine Hand, die mit einem weißen Tuch zu ihm hereinwehte. Unwillkürlich sprang er vom Bett auf; aber er hatte sich geirrt, die Thür seiner Kammer war eingeklinkt, wie er in der Nacht sie aus der Hand gelassen. Fast ohne Gedanken ging er die Treppe zu dem Krankenzimmer hinauf. — Es war still drinnen, die Nachtlampe war herabgebrannt, und unter dem dunklen Betthimmel fand er beim trüben Schein der Dämmerung die Leiche seiner Mutter. Als er sich bückte, um die Hand der Toten an seinen Mund zu drücken, die über den Rand des Bettes hinabhing, faßte er zugleich ihr weißes Schnupftuch, das sie zwischen den geschlossenen Fingern hielt.

V. Ich habe heute, da ich an einem neu eröffneten Puzladen vorbeiging, lebhaft einer alten Freundin in der Heimat gedenken müssen. Sie war die Tochter eines Handwerkers aus einem Nachbarstädtchen und wohnte längere Zeit in einem meinen Eltern gehörigen Häuschen, dessen Hof an den Garten unseres Wohnhauses grenzte. Sehr gegen ihre Neigung suchte sie ihren Unterhalt durch Pugarbeiten zu erwerben, die sie für die weibliche Bevölkerung der Umgegend ausführte. Auch verhehlte sie sich keineswegs, daß ihr die Sache ziemlich übel von der Hand ging . . . und wir haben über das Gartenstaket hinweg manch kurzweiliges Plauderstündchen miteinander abgehalten. Von ihren mancherlei Geschichten ist mir indessen nur ein Traum im Gedächtnis geblieben.

„Es existierte — so erzählte sie mir — vorzeiten in unsrer Gegend eine reiche holländische Familie, welche allmählich fast alle großen Höfe in der Nähe meiner Vaterstadt in Besiz bekommen hatte — vorzeiten, sage ich, denn das Glück der van A. hatte nicht standgehalten. In meiner Kindheit lebte von der ganzen Familie nur noch eine alte Dame, die Witwe des längstverstorbenen Pfenningmeisters van A., die übrigen Glieder der Familie waren gestorben, zum Teil auf seltsame und gewalttätige Weise ums Leben gekommen; und von den ungeheuren Besizungen war nur noch ein altes Giebelhaus in der Stadt zurückgeblieben, in welchem die Letzte ihres Namens den Rest ihrer Tage in Einsamkeit verlebte. Ich habe sie damals oft gesehen, das schmale, scharfgeschnittene Gesicht von dem dichten Haubenstriche eingefast; aber wir Kinder hatten Scheu vor ihr, es lag etwas in ihren Augen, das uns erschreckte. Auch ging allerlei unheimliches Gerede, nicht allein über den Erwerb des Vermögens in früherer Zeit, sondern auch über die Mittel, durch welche der verstorbene Pfenningmeister den Ruin desselben aufzuhalten versucht habe. Ob es ein Mißbrauch seines Amtes, oder was es sonst gewesen sein sollte, erinnere ich mich nicht mehr; wohl aber, daß man die überlebende Witwe als die eigentliche Urheberin davon betrachtete. Gleichwohl war es immer eine Art Fest für mich, wenn ich, wie dies wohl bei einer Bestellung für meine Eltern geschah, einige Minuten in ihrem hohen, mit altmodischen Seltsamkeiten angefüllten Zimmer verweilen durfte. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie neben dem Glaschrank strack und steif in ihrem Lehnstuhl saß, zwischen Schriften und Rechnungsbüchern

umhertastend oder ein großes Strickzeug mit ihren hageren Fingern bewegend. Nur einmal habe ich einen andern Menschen als ihre alte Magd bei ihr angetroffen; und die kurze Szene, von der ich damals Augenzeuge wurde, machte auf mich einen tiefen Eindruck, ohne daß ich mir über die Bedeutung desselben klarzuwerden vermocht hätte. Es war ein zerlumptes Weib aus der Stadt, das vor der alten Dame stand. Bei meinem Eintritt warf es ihr einen harten Speziestaler vor die Füße und ging dann unter höhnnenden, leidenschaftlichen Worten zur Tür hinaus. Die Frau van A., die nichts darauf erwidert hatte, stand jetzt von ihrem Lehnstuhl auf und ging, ohne von mir Notiz zu nehmen, eine lange Weile im Zimmer auf und ab, indem sie die Hände umeinander wand und halblaute klagende Worte hervorstieß. — Plötzlich, eines Morgens, hieß es, daß sie gestorben sei, und schon am Nachmittag wußte ich mich in das Sterbehaus zu schleichen und betrachtete durch das Fenster der Studentür mit einem aus Grauen und Neugier gemischten Gefühl das wachsbleiche Gesicht, das aus den weißen Rissen der Kfövenbettstelle hervorragte. Dann, nach einigen Tagen, kam die Begräbnisfeier; ich verpeifte mit großem Appetit die leckeren Butzterkringel, die beim Leichenschmaus in der Nachbarschaft verteilt wurden, und sah von unsern Treppensteinen aus den mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg aus dem alten Hause hinaus und die lange Straße hinabtragen. Einige Wochen später träumte mir, daß ich in der Dämmerung auf unserm langen Hausflur spielte. Bei der immer stärker hereinbrechenden Dunkelheit überfiel mich mit einem Male ein Gefühl von Einsamkeit, und ich wollte eben in die Stube zu meiner Mutter gehen, als ich die Haustürglocke schellen hörte und die alte Frau van A. hereintreten sah. Ich war mir vollständig bewußt, daß sie tot sei, und schlüpfte, da sie näherkam, nur kaum an ihr vorbei in die Wohnstube, wo meine Mutter soeben das Licht angezündet hatte. Während ich zu ihr lief und mich an ihrer Schürze festhielt, bemerkte ich, daß die Verstorbene in eine bunte Nachtjade und einen weißen wollenen Unterrock gekleidet war, wie ich sie in frühen Morgenstunden wohl mitunter gesehen hatte. Sie ging auf den kleinen, in die Wand gemauerten Beilegeofen zu und streichelte mit zitternden Händen die daran befindlichen Messingknöpfe; dabei wandte sie den Kopf zu meiner Mutter und sagte mit einer traurigen Stimme: „Ach, Frau Nachbarin, darf ich mich wohl ein bißchen wärmen? Mich friert so

sehr!“ Und als sie leise vor sich hinseufzend noch eine Weile stehen blieb, bemerkte ich, daß unten der Saum ihres wollenen Rockes an mehreren Stellen angebrannt war. — — Wie der Traum ausgegangen, weiß ich nicht; ich dachte am andern Morgen nicht eben lange daran und sagte auch niemand davon. Aber er erneuerte sich. — Einige Nächte darauf träumt mir, daß ich abends wie gewöhnlich mit meiner Näharbeit neben meiner Mutter in der Stube sitze, da schellte es draußen an der Haustür. „Sieh zu, wer da ist“, sagte meine Mutter; und als ich die Thür öffne um hinauszusehen, steht wieder die Frau van A. vor mir, in derselben Kleidung, wie ich sie das vorige Mal gesehen. Von dem entsetzlichen Grauen befallen, springe ich zurück und krieche längs der Wand unter den großen Tisch, welcher in der Ecke am Fenster stand. Wie das erstemal ging die Frau, leise vor sich hinjammernd, an den Ofen. „Mich friert, ach, wie mich friert!“ sagte sie, und ich hörte deutlich, wie ihre Zähne aufeinanderschlügen. Bei dem Schein des auf dem Tische stehenden Lichtes bemerkte ich jetzt auch, daß sie bloße Füße hatte; aber seltsam: es waren große Brandwunden daran, und auch der wollene Rock war heute weit mehr verbrannt als neulich. Und dabei stand sie fortwährend und klammerte sich mit den Händen an den Ofen, nur mitunter einen Seufzer oder ein tiefes Stöhnen ausstoßend.

Der Traum wollte mich diesmal am Morgen nicht wieder verlassen. Während des Frühstücks duldete mein Vater nicht, daß irgend etwas Aufregendes oder Unangenehmes von uns vorgebracht wurde. Als aber später meine Mutter aufstand und in die Küche ging, folgte ich ihr und erzählte ihr dort genau, was mir in den beiden Nächten geträumt hatte. Ich sehe noch die Bestürzung, die sich während meiner Erzählung in ihrem Gesicht ausdrückte. Ich hatte kaum geendet, als sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ausrief: „Herr Gott im Himmel, ganz min egen Droom!“ — Dann erzählte sie mir, wie sie in denselben Nächten im Traum genau dasselbe erlebt hatte wie ich. — — Später hat sich indessen der Traum bei uns nicht wiederholt.

VI. Vor einigen Jahren verlebte ich mit meiner Frau ein paar Wochen auf dem Gute meines Bruders. Wenn wir des Tags zwischen Wiesen und Kornfeldern umhergeschlendert oder auch wohl mit den Kindern in den nahen Wald gefahren waren, so stand abends im Hause ein sehr

bezüglicher Leetisch für uns bereit, an dem sich auch wohl der eine oder andre von den benachbarten Hofbesitzern einzufinden pflegte. Bei solcher Veranlassung beklagte sich eines Abends mein Bruder gegen seinen nächsten Gutsnachbar, einen Mann, mit dem es sich sehr angenehm plauderte, daß ihm seit einiger Zeit fortwährend kleine Quantitäten Frucht von seinem Speicher abhanden gekommen, ohne daß er den Dieb zu entdecken vermocht hätte. Nachdem alles durchgesprochen war, was etwa zur Aufklärung der Sache dienen mochte, sagte Herr B.: „Mir selbst ist es in einem ähnlichen Falle nach dem Sprichwort ergangen: ‚Gott gibt’s den Trägen im Schlaf.‘“ Und dann erzählte er folgendes:

„Wie Sie wissen, pflegte ich die zu meinem Haferboden führende Falltür jeden Abend mit einem Vorlegeschloß zu verschließen und den Schlüssel beim Zubettgehen mit in meine Schlafkammer zu nehmen. So habe ich es schon seit vielen Jahren gehalten. In dem Herbst, ehe Sie im Frühjahr darauf in unsere Nachbarschaft kamen, bemerkte ich mehrfach, wenn ich des Morgens auf den Boden kam, daß in der Nacht jemand, und zwar in scheinbarer Hast, über dem Hafer gewesen sei. Denn es war bald an dem einen, bald an dem andern Ende des Hauses darin gewühlt, und eine Menge Körner lagen unordentlich über die Dielen zerstreut, was ich an den Abenden vorher, wenn ich zufällig auch dort gewesen war, nicht bemerkt hatte. Mein erster Gedanke war, daß mein Kutscher, dem ich seit einiger Zeit zu seinem großen Arger die Rationen für die Pferde etwas beschränkt hatte, aus Liebe zu dem armen Viehzeug zum Spitzbuben geworden sei. Allein aus verschiedenen Gründen mußte ich diesen Verdacht aufgeben. Da träumte mir eines Nachts, ich stehe im Mondschein auf dem Haferboden am Fenster. Wie ich dahingelangt sein sollte, wußte ich nicht anzugeben; denn es war mir wohl bewußt, daß die Falltür verschlossen sei. Plötzlich höre ich unter ihr einen Schlüssel im Vorlegeschloß umdrehen; gleich darauf hebt sich die Tür, und ich sehe bei der im Raume herrschenden Mondhelle das Gesicht eines Menschen von der Treppe her auftauchen, in dem ich deutlich einen alten Arbeiter erkannte, der schon seit vielen Jahren bei mir gearbeitet und den ich in keiner Weise in Verdacht gehabt hatte. Während er noch mit dem Arm die Tür zurückdrängt, scheint auch er mich gewahr zu werden, denn die Tür fällt wieder zu, und ich sehe nichts mehr. — Aber ich erwache. — Das Gesicht war so

lebhaft gewesen, daß mir das Herz klopfte, und dabei schien der Mond so grell in die Kammer, gerade wie ich es im Traum gesehen. Ich wollte aufstehen und die Sache sogleich untersuchen, aber ich schalt mich einen Narren; auch war es kalt draußen, über den Hof zu gehen, und das Bett war so behaglich warm. Mit einem Wort: ich konnte mich nicht überwinden und schlief endlich wieder ein.

Am andern Morgen, als ich beim Frühstück saß, trat der alte Martin zu mir in die Stube. Er sah verstört aus, drehte seine Mütze in den Händen, und stand eine ganze Weile vor mir, ohne ein Wort hervorbringen zu können. „Sagen Sie mich nicht fort, Herr,“ sagte er endlich, „es ist aus großer Not geschehen.“ — „Wie meint Er das, Martin?“ fragte ich. — Er sah mich an. „Ich wollte wieder auf den Boden,“ sagte er dann, „aber ich war so sehr erschrocken, als ich Sie da so am Fenster stehen sah.“ — Während ich in diesem Augenblick vielleicht nicht weniger erschraf, erfuhr ich nach und nach die näheren Umstände des Diebstahls und die unglücklichen Verhältnisse, die den bisher ehrlichen Mann zum Spitzbuben gemacht hatten.

Der Rajah von Chorapoor. Der englische Oberst Meadows Taylor erzählt in seinem Erinnerungsbuche „Im ostindischen Dienst“, deutsch von Kunhardt von Schmidt, Berlin 1880, bei E. S. Mittler & Sohn:

Das Schicksal des Rajah stand damals [1858] im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Wäre er beim Angriffe der Truppen Wyndhams mit den Waffen in der Hand gefangen worden, so würde er sofort kriegsrechtlich erschossen worden sein. Bald nach meiner Ankunft in Chorapoor suchte mich der alte Brahminenpriester auf. „Erinnern Sie sich wohl noch, Sahib, was ich und die Rani [Frau des Rajah] Ihnen einst sagten, als wir an deren Krankenbett saßen?“ — „Vollkommen,“ erwiderte ich, „Ihr behauptetet, daß der Rajah vor vollendetem vierundzwanzigsten Lebensjahre Land und Leben verlieren werde.“ — „So ist's, ein Teil dieser Prophezeiung hat sich schon erfüllt, und der Rest wird leider auch wahr werden.“ — „Meint Ihr,“ forschte ich, „daß der Rajah um die Weissagung wußte? Sie hätte einen üblen Einfluß auf ihn haben können.“ — „Ich glaube es nicht,“ antwortete der alte Priester, „denn als ich den Kasten, worin sie liegt, das letzte Mal sah, waren die Siegel noch unverletzt.“ — „Man kann nicht wissen, was noch geschieht,“ begann ich wieder, „das Urtheil ist

noch nicht gesprochen, und der Resident wird seine Bemühungen mit den meinigen vereinen, das Leben des Rajah zu retten.“ — „Es ist vergeblich,“ seufzte der Brahmine, kummervoll das Haupt schüttelnd, „Ihre Absichten sind gut, aber an seinem Schicksal vermögen Sie nichts zu ändern. Er wird sterben, er kann nicht leben. Ich kann nicht glauben, daß die Regierung sein Leben schonen wird, sondern bin überzeugt, daß man ihn vor eine Kanonenmündung bindet“ . . . Endlich kamen die ersehnten Nachrichten. Der Rajah war zum Tode verurteilt, die Strafe aber auf dem Gnadenwege durch den Residenten in lebenslängliche Verbannung umgewandelt worden. Eine weitere Milde rung lag nicht in der Macht des Residenten, wohl aber in der des Generalgouverneurs, welcher von ihr dahin Gebrauch gemacht hatte, daß der Rajah nur vier Jahre in der Festung Chingleput bei Madras gefangen gehalten werden sollte und diejenigen seiner Frauen, die er bei sich zu haben wünschte, sowie seine Dienerschaft dorthin nachkommen lassen konnte. Wenn er während seiner Gefangenschaft den Beweis der Besserung und Zuverlässigkeit erbrächte, sollte er später sogar wieder Herr seines Landes werden.

Sofort ließ ich den Brahminen kommen. „Bernehmt die gnädige Entscheidung des Generalgouverneurs“, sagte ich. „Des Rajahs Leben ist gerettet, und wenn er nur vier kurze Jahre ruhig und standhaft bleibt, wird ihm auch sein Land zurückgegeben werden. Was wird nun aus Eurer Prophezeiung?“ — „Ach, daß ich's glauben könnte,“ seufzte der Brahmine, „und daß mein junger Gebieter wirklich seines Lebens sicher wäre. Leider ist er aber immer noch in der größten Gefahr“ . . . Nach wenigen Tagen trafen die endgültigen Befehle für die Überführung des Rajah und seiner Frauen nach Chingleput ein . . . Und wiederum einige Tage später eine Depesche vom Residenten: „Der Rajah von Chorapoor hat sich diesen Morgen, als er auf der ersten Station ankam, erschossen.“ Am folgenden Tage brachte ein zweiter Eilbote Mitteilungen über die näheren Umstände: Den ersten Marsch hatte der Rajah, von dem die Eskorte kommandierenden Offizier begleitet, in einer Sänfte zurückgelegt. Bei der Ankunft auf der Station entledigte der Offizier sich seines Gürtels, in welchem sich sein geladener Revolver befand, und ging hinaus, sich rasch das Gesicht zu waschen. Da hörte er einen Schuß, und als er ins Zelt zurückeilte, lag der Rajah tot auf dem Boden. Die Kugel hatte den Magen durch-

bohrt und das Rückgrat beschädigt. Ich glaube kaum, daß die Lat mit Absicht ausgeführt worden ist. Schon als Kind hatte der Rajah die üble Angewohnheit, alles was er fand, in die Hand zu nehmen und zu untersuchen, besonders wenn der Gegenstand ihm fremd war. So oft ich [als sein stellvertretender Vormund] auch dagegen geeifert, konnte er es sich doch nicht abgewöhnen. Einen Revolver hatte er früher wohl kaum je gesehen, er war also viel zu verlockend gewesen, als daß er ihn ununtersucht hätte lassen können. Wahrscheinlich hat er an Schloß und Abzug gespielt und so die Waffe zur Entladung gebracht . . .

Massol. Der Hamburger Augenarzt Dr. S. Seligmann erzählt in seinem 1922 bei L. Friederichsen & Co. in Hamburg erschie-
nenen Werke „Die Zauberkraft des Auges und das Verufen“:

Zu den Lieblingen des Pariser Publikums im Anfange des zweiten französischen Kaiserreiches gehörte der Sänger Massol von der Kaiserlichen Oper zu Paris. Massol war ein eigentümlicher Mensch, ein Sonderling, finster, verschlossen, abstoßend; in den dunklen Augen glühte düsteres Feuer, und seine Neider und Feinde verbreiteten die Mär: Massol habe den „bösen Blick“ . . .

Zu den Repertoirestücken der Kaiserlichen Oper zählte Halevys „König Karl VI.“, und die sogenannte Flucharie galt für die beste Nummer darin, deren Vortrag bei jeder Aufführung mit stürmischem Beifall belohnt wurde. Als Massol diese Arie das erstemal sang, wandte er, dem Geist der Rolle entsprechend, den Blick himmelwärts, von den ewigen Mächten die Erfüllung seines gegen das Haupt des Feindes geschleuderten Fluches fordernd. Atemlos lauscht das Publikum dem Sänger, und als er geendet, brach ein selbst in diesen Räumen nicht häufiger Jubel aus. Aber plötzlich verstummte der Applaus; aus der Höhe, wo Massols Blick gehaftet hatte, stürzte ein armer Maschinist herab auf die Bühne und ward als Leiche weggetragen. Das peinliche Aufsehen, welches der Vorfall verursachte, war die Veranlassung, daß längere Zeit verstrich, ehe die Oper wieder zur Aufführung gelangte. Endlich ging sie wieder über die Bühne, und Massol, dem das traurige Ereignis noch in lebhafter Erinnerung war, richtete diesmal bei der Flucharie den Blick nicht zu den Soffiten hinauf, sondern abwärts zu den Plätzen der Musiker. Kaum war der letzte Ton der Arie verklungen, als der Kapellmeister Habeneck, ein geborener Elsässer,

168

sich unwohl fühlte und nach Hause fuhr. Am dritten Tage starb er. Lebhafter als bisher tauchte jetzt das Gerücht wieder auf, daß Massol mit dem „bösen Blick“ behaftet sei, und angesichts der Vorfälle mußten auch die Besonnenen schweigen. Als dann die Oper zum dritten Male angefüllt war, vermochte das Haus die Menge der Besucher kaum zu fassen. Man war aufs äußerste gespannt, ob die Flucharie wieder ein Opfer fordern werde. Nicht ohne innere Aufregung, aber mit der früheren düsteren, das Publikum hinreißenden Wirkung sang Massol, den Blick auf die einzige leere Loge gerichtet. Diese gehörte einem reichen jungen Kaufmann, den die Vorbereitungen zu einer weiten Reise abhielten, rechtzeitig zu erscheinen. Aber während der ominösen Arie betrat er die Loge, um sie nach Schluß des Actes wieder zu verlassen. Er hat das Ziel seiner Reise nicht erblickt: in einem französischen Grenzstädtchen setzte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende. Von da an sang Massol die Flucharie nicht mehr. Des Bühnenlebens überdrüssig, faßte er den Entschluß, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Am 14. Januar 1858 wollte er sich vom Pariser Publikum verabschieden. Das Theater war von der vornehmsten Gesellschaft gefüllt, die den scheidenden Sänger, der Rossinis Oper „Tell“ als Abschiedsvorstellung gewählt hatte, noch einmal hören wollte. Als aber der Kaiser Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie zum Opernhaus fuhren, da geschah jenes furchtbare Attentat des Grafen Felix Orsini und seiner Genossen, das zwar das Leben Napoleons, gegen das es gerichtet war, verschonte, aber über hundert zufällig in der Nähe befindliche Personen tötete oder verstümmelte. Der Kaiser und seine Gemahlin begaben sich, obwohl selbst beide leicht verwundet, ins Theater und wohnten der Vorstellung bis zu Ende bei, während man draußen die Urheber des Attentates verhaftete und die Leichen und Verwundeten fortschaffte.

Halluzination in den Alpen. Im Foglio d'Engiadina vom 12. November 1858 wird erzählt:

Ein zwölfjähriges Mädchen von Pütschal bei St. Maria wird mit einem Auftrag nach dem dreiviertel Stunden entfernten Valpaschun geschickt und kommt nicht zurück. Vergebens sucht man sie auf den Höhen wie in den Tälern. Ein Mann, der aus dem Unterengadin nach Münster kommt, berichtet, er habe auf den mit frischem Schnee bedeckten Taufereralpen lautes Jauchzen gehört und mittels seines

Fernrohrs ein junges, laut jauchzendes Mädchen mit erstaunlicher Schnelligkeit über Stellen gehen sehen, die selbst Gensjägern unzugänglich seien. Auch in Ruitnascha, oberhalb Münster, will man das Jauchzen gehört haben. Spuren von Holzschuhen werden gefunden, die sich jenseits der schrecklichsten Abgründe fortsetzen . . . Erst am dritten Tage gegen Abend kommt die Kleine zurück, erzählend, sie habe auf den Rat einer alten Frau einen höherliegenden Fußweg nach Püttschai zurück eingeschlagen und bei zwei Bäumen einen sehr großen auf dem Boden liegenden Mann angetroffen, der sich geisterhaft erhob und ihr geboten habe, ihm zu folgen. Dann hätten sich ein zweiter und ein dritter Mann und ein Hündchen zu ihnen gesellt. Sie hätten sie auf den Bergen hin und her geführt, ihr auch zu trinken erlaubt, Hunger hätte sie nicht verspürt. Sie sei immer ohne Furcht und bei vollem Bewußtsein gewesen, habe jauchzen und lärmern, aber nicht von Personen im Hause ihres Dienstherrn sprechen dürfen. Über die unzugänglichsten Stellen sei sie mit der größten Leichtigkeit weggesetzt, wohl bemerkend, daß dies kein Weg für Menschen sei. „In der Gegend von Schuls verloren meine schauerlichen Gefährten immer mehr die Gewalt über mich, doch begleiteten sie mich noch von den Bergen ins Thal. Dann verschwanden sie.“

Totenkreuze. In Dr. Walter Bormanns Buche „Die Nornen“ (Leipzig 1909) erzählt Frau Maria Bloos-Oberkassel:

. . . Als ich noch Kind war, kamen uns die Todesfälle in der Familie nicht unverhofft, wir sahen sie oft an den sogenannten Totenkreuzen in der Wäsche wochenlang vorher. Diese schwarzen Kreuze waren durch kein Mittel zu entfernen, verschwanden aber nach eingetretenem Todesfall von selbst. Ich hatte sie schon als Kind einmal in meiner eigenen Bettwäsche, bevor ein Oheim starb. Einmal waren es immer Gruppen von drei Kreuzen, und in der Zeit von sechs Wochen starben meine kleine Schwester und zwei Erwachsene . . .

Der Vater der Frau Bloos, Herr B. J. Ditgens, bestätigt: . . . Die Totenkreuze zeigten sich in unserer Familie zuerst, als ich noch Apotheker in Dülken war, es konnte im Jahre 1858 sein. Sie zeigten sich in Gruppen von drei Kreuzen, wovon die größten etwa drei Zentimeter lang sein konnten. Als ich mit Herrn Zilleßen, Sohn eines Pfarrers aus Wahlstadt bei Saarbrücken, damit beschäftigt war, sie aus der Wäsche zu entfernen, entstanden plötzlich unter unsern Händen

eine unzählige Menge kleiner Kreuze. Die auf chemischem Wege nicht zu tilgenden Kreuze verschwanden von selbst aus der zurückgelegten Wäsche, als die Todesfälle eingetreten waren . . .

Die Uhr. Die Schlesiſche Zeitung berichtet in ihrer No. 175 vom Jahre 1859:

Ein Vorfall, der zwar an Home und Geisterklopfen erinnert, aber trotzdem vollständig wahr ist, hat sich am Dienstag, dem 12. April, in hiesiger Stadt [Breslau] zugetragen und die Betroffenen in große Aufregung versetzt. Die Mitglieder einer dem Beamtenstande angehörigen Familie waren eben damit beschäftigt, das Abendbrot einzunehmen, als von der im Zimmer befindlichen Schwarzwälder Uhr Gewicht und Kette sich plötzlich lösten und mit großem Getöse auf den Fußboden fielen. — Das merkwürdigste dabei ist übrigens, daß die messingene Kette, wie wenn sie ein elektrischer Strom zerrissen hätte, in ihre einzelnen Glieder aufgelöst umherlag. — Es darf nicht überraschen, daß dieses unerwartete Ereignis einen jähen Schrecken hervorrief und für eine schlimme Vorbedeutung gehalten wurde. In der Tat lief dann gegen zehn Uhr eine telegraphische Depesche ein, wonach der in ziemlicher Ferne wohnende Bruder des Hauptes jener Familie plötzlich am Schlagfluß gestorben sei. Die angegebene Stunde seines Todes stimmte genau mit der Zeit überein, in der Gewicht und Kette sich abgelöst hatten und die Uhr stehengeblieben war: fünf Minuten nach halb acht.

Ferngesicht. Gustav Stuzer erzählt in seinen „Lebenserinnerungen: In Deutschland und Brasilien“ (9. Auflage 1920):
Meine Mutter, die kerngesundeste Frau und nichts weniger als nervös, wacht eines Abends mit einem furchtbaren Schrei auf, kann sich erst gar nicht beruhigen und sagt dann zu meinem Vater: „Ich habe eben unsern Otto von einem Pferde einen Felsen hinunterstürzen sehen.“ (Mein Bruder befand sich damals seit vier Jahren in Brasilien.) Vater stand solchen Dingen sehr nüchtern gegenüber, sagte es sei ein törichter Traum, sah aber stillschweigend nach der Uhr: es war elf Uhr abends. Er schrieb den Vorfall mit Zeitangabe, 21. Mai 1859, in seinen Kalender. Nach drei Monaten traf ein Brief von meinem Bruder ein, worin er unter anderem schrieb, er sei sehr wohl, habe aber einen bösen Fall zu überwinden gehabt. Er sei am 21. Mai mit mehreren Leuten — um auf der Hochebene von Curytibanos Pferde zu kaufen — die Serra

(das hohe Küstengebirge) hinaufgeritten. Der ganz schmale, nur für ein Tier in der Breite genügende Saumpfad führte hart an steil abstürzenden Felsen vorüber. Sie hätten die Höhe vor völliger Dunkelheit noch erreichen wollen. Es sei schon sieben Uhr gewesen. Da sei sein Reiteseßel über einen Stein gestolpert, er sei aus dem Sattel geflogen, den Felsabhang hinunter, und wäre unfehlbar verloren gewesen, wenn ihn nicht ein Baumstamm aufgehalten hätte. — Der Zeitunterschied zwischen Brasilien und Deutschland beträgt vier Stunden; elf Uhr abends in Braunschweig ist sieben Uhr abends in Südbrasilien.

Ernst Moritz Arndt. Georg von Bunsen erzählt:

... Über vergilbten Papieren hatte ich Arndt an einem Winter nachmittage 1856 angetroffen. Erläuternd bemerkte er, daß ihn der freundliche Verleger aufgefordert, unter seinen Gedichten aus früherer Zeit eine Nachlese zu halten, ob sich für ein Bändchen genug vorfände. „Das ist keine geringe Arbeit; sie kann mich noch manches Jahr beschäftigen.“ Und mit kindlichen Augen mich fest anblickend, fuhr er fort: „Sie wundern sich, daß ein Mann in meinem Alter von der Beschäftigung noch mehrerer Jahre redet. Das hängt so zusammen: vor einigen zwanzig Jahren träumte mir einmal, daß ich auf unserm Bonner Gottesacker wandelnd einen aufrechten Grabstein erblickte, worauf deutlich mein voller Name nebst Geburtsort, -jahr und -tag zu lesen war. Sodann kam nach dem Wort „Gestorben“ eine vermischte Zeile. Auf diese aber folgte eine andere: „im einundneunzigsten Lebensjahre.“ Nun habe ich ja ernstlich getrachtet, jeden Tag meines Lebens auf das Abscheiden bereit zu sein. Allein seit dem Traum meine ich nun doch immer, das neunzigste Jahr überleben zu sollen.“ [Ernst Moritz Arndt starb am 29. Januar 1860, nachdem er am 26. Dezember 1859 sein neunzigstes Lebensjahr vollendet hatte.]

Dffenbach. Der Hamburger Augenarzt Dr. C. Seligmann erzählt in seinem Buche „Die Zauberkrast des Auges und das Berufen“ [Hamburg 1922. L. Friederichsen & Co.]:

Den Komponisten Jakob (Jacques) Dffenbach (geboren zu Köln 1819, gestorben zu Paris 1880) hielt man in Wien und Paris für einen gefährlichen „Gettatore“ [italienische Bezeichnung eines mit dem „bösen Blick“ Behafteten]. Man schrieb seinem bösen Blick den Tod der Emma Livry zu, die in der Oper bei dem Ballett „der Schmetter-

ling“, wozu er die Musik geschrieben hatte, verbrannte; und den Tod der Mademoiselle Frassey, die durch eine Gasexplosion bei der Generalprobe der „Schäfer“ erschreckt wurde, deren Partitur er ebenfalls geschrieben hatte. „Die Theater, wo man seine Opern spielt, brennen eines nach dem andern ab, den Sängern, die die ersten Rollen haben, ist der Hals wie geschnürt, und sie werden unfähig, etwas anders oder anderswo zu singen, die Tänzerinnen verrenken sich und verlieren ihre ganze Anmut, das Publikum selbst wird idiotisch, harthörig und mag keine Note von Mozart mehr hören. Nach dem Erscheinen eines seiner Unglückswerke sieht man, wie die Melodien davon die Luft erfüllen, sich auf den Straßen verbreiten, sich der Cafés und selbst der Salons bemächtigen. Heisere, betrunkene Stimmen wiederholen sie immerfort. Der Geschmack wird verdorben, das moralische Niveau sinkt, die Frauen lächeln verdächtig, selbst die jungen Mädchen nehmen unter dem verderblichen Einfluß dieser Musik Kasernen- und Wirtshausmanieren an. Wenn das nicht eine Folge der jettatura ist, was ist es dann?“ Noch lange Zeit nach Offenbachs Tode wagte man seinen Namen nicht auszusprechen, ohne dabei den Zeige- und kleinen Finger auszustrecken [unheilabwendende Hörnergeste]. Der Glaube an seinen unheilvollen Einfluß erreichte aber erst seinen Höhepunkt, als bei einer Aufführung seines letzten Werkes „Hoffmanns Erzählungen“ am 8. Dezember 1881 jenes fürchterliche Brandunglück im Wiener Burgtheater stattfand, daß u. a. zur Folge hatte, daß man in Wien dann fast ein Vierteljahrhundert lang diese Oper nicht wieder zu geben wagte.

Der französische Dichter und Kunstkritiker Theophile Gautier, der stets ein Korallenhörnchen gegen den bösen Blick am Halse trug, fürchtete sich so sehr vor der unheimlichen Macht Offenbachs, daß er sich niemals entschließen konnte, seinen Namen zu schreiben. Mußte er über eines seiner Werke berichten und ihn dabei mit Namen nennen, so ließ er auf dem Papier eine Lücke, die dann eine seiner Töchter ausfüllen mußte . . .

Räumliches Fernsehen im Traum. Im zweiten Bericht der Londoner Dialektischen Gesellschaft erzählt Ehr. F. Warley: Folgenden Fall habe ich im Jahre 1860 erlebt. Ich ging an die Aufsuchung des ersten atlantischen Kabels. Am zweiten Abend kam ich nach Harbour Grace, wo mich ein Souper mit Reden erwartete. Es

wurde spät. Ich hatte den Dampfer zu nehmen, der am andern Morgen abging, und war in Sorge, ob ich rechtzeitig aufwachen würde. Da beschloß ich, was ich schon des öfteren erprobt hatte, nämlich: starken Willens zu sein, rechtzeitig wach zu werden. — Im Traum sah ich den Morgen kommen und mich selbst fest schlafend im Bett. Ich versuchte, mich aufzuwecken, aber ich konnte es nicht. Da erblickte ich einen Hof mit einem Haufen Bauholz, dem zwei Männer sich näherten. Sie stiegen auf den Holzhaufen und hoben einen schweren Balken auf. Dabei fiel mir ein zu träumen, daß eine Bombe vor mir einschlage, und als die Männer den Balken hinabwarfen, träumte mir, daß sie geplatzt sei. Davon wurde ich wach. Ich ließ keine Sekunde verstreichen bis ich aus dem Bett sprang, ans Fenster trat und es öffnete. Da erblickte ich den Hof, das Bauholz und die beiden Männer, genau so, wie mein Geist sie soeben gesehen hatte. Ich besaß vorher keinerlei Kenntnis der Lokalität, wußte auch, da ich bei Dunkelheit angekommen war, nicht einmal, daß ein Hof vorhanden. Ohne das Fenster zu öffnen, hätte ich das Bauholz und die Männer nicht sehen können.

Vision. Professor Dr. med. E. G. Th. Ruete=Leipzig erzählt in seinem Buche „Über die Existenz der Seele“ aus seiner ärztlichen Praxis zu Göttingen:

Zwei junge, fein organisierte, gebildete Damen in Göttingen, die Doktorin P. und Fräulein W., die sich nur dem Ansehen nach von ihren Spazierfahrten, wo sie sich oft begegneten, kannten, litten beide an der Schwindsucht und erkundigten sich oft bei mir, der ich ihr beiderseitiger Arzt war, nach ihrem gegenseitigen Befinden, ohne daß ich der einen sagte, wie es mit der andern stände. Bei Fräulein W. rückte die Krankheit rascher vorwärts, und das junge Mädchen wurde schon bettlägerig, als die Doktorin P. sich noch aufrecht erhielt. Dennoch wurde ich in einer Nacht um zwei Uhr eiligst zu der letzteren gerufen, und als ich bei ihr anlangte, hauchte sie, in Folge eines Lungenschlages, gerade ihre letzten Atemzüge aus. Ich verweilte nun etwa noch eine halbe Stunde bei der Toten und begab mich dann von dannen. Unterwegs fiel mir ein, auch zu Fräulein W. zu gehen um nachzusehen, wie es ihr ginge. An dem Hause derselben angelangt machte ich mein gewöhnliches Zeichen, auf welches mir schon öfters in der Nacht geöffnet worden war, und diesmal kam mir die Mutter ganz erschrocken entgegen und teilte mir vor dem Krankenzimmer mit, daß ihre Tochter vor etwa

einer halben Stunde eine erschütternde Erscheinung gehabt habe; die Kranke habe sich nämlich, aus einem leichten Schlummer erwachend, plötzlich aufgerichtet und gerufen: Die Doktorin P. sei soeben gestorben und ihr in einer ganz verklärten Gestalt erschienen; sie habe ihr freundlich zugewinkt und ihr mitgeteilt, daß auch sie an demselben Tage noch sterben und mit ihr kommen werde. Bei meinem Eintritt in das Zimmer fand ich die Kranke sitzend im Bette, zwar sichtbarlich erregt, mit geröteten Wangen und feuchter Stirn, aber doch ruhig und heiter. Auch sie erzählte mir ihre Vision mit denselben Worten, aber von dem Augenblicke an wurde sie schwächer und starb noch an demselben Tage. Der Zeitpunkt der Vision fiel nach meiner Berechnung wohl ziemlich zusammen mit dem Augenblicke des Todes der Doktorin P., von dem, außer den Hausgenossen der letzteren und mir, zu dieser Zeit noch kein Mensch in der Stadt Kunde haben konnte.

Im fernen Osten. Professor Maximilian Perty, Bern erzählt in seinem Buche „Blicke in das verborgene Leben des Menschengeistes“ (Heidelberg 1869):

... Vor allen Europäern zeichnen sich hierin seit alter Zeit die Indier aus, worüber schon Tavernier in seinem Reiseswerke berichtet hat: Die Fakire machten Eisenketten rotglühend und wickelten sie um den nackten Körper ohne das mindeste Zeichen von Schmerz und Brand. Tavernier und seine beiden Gefährten, der englische Präsident und ein Missionar, wurden gefragt, welche Frucht sie an einem trocknen Stück Holz wachsen sehen wollten, das man vor ihnen in die Erde gesteckt hatte, und da sie „Mangues“, eine in Indien sehr geschätzte Frucht verlangten, schnitt der Indier sich mit einem Rasiermesser unter den Achseln an und befeuchtete mit seinem Blute das Holz, worauf, wie Tavernier behauptet, dieses Zweige und Blätter trieb, dann Knospen, aus denen richtig „Mangues“-Blüten sich entfalteten — alles in weniger als einer halben Stunde. Nun aber stürzte der protestantische Missionar auf das Bäumchen, riß es aus der Erde und zerbrach es mit der Erklärung, er dulde nicht, daß Christen einem solchen Schauspiel, das er für Teufelswerk hielt, länger zusähen, was den Präsidenten hinderte, die Sache fortsetzen zu lassen.

Mit Christus auf See. In einer Autobiographie „With Christ at Sea“ (London 1901) erzählt Frank Bullen:

Es wehte ein steifer Wind und wir fuhren mit vollen Segeln, um

nordwärts aus dem Unwetter hinauszugelangen. Kurz nach vier Uhr holten wir den Außenklüber ein, und ich bewegte mich rittlings über die Spiere, um ihn zu befestigen. Noch saß ich rittlings auf ihr, als die Spiere plötzlich unter mir wich. Das Segel entglitt meiner Hand, und ich fiel hintenüber und hing an einem Fuß mit dem Kopf nach unten, unterhalb des Bugs, über dem kochenden Getöse des weißen Schaumes. Aber ich empfand nichts als ein hohes Entzücken über meine Gewißheit des ewigen Lebens. Obgleich der Tod nur um Haaresbreite von mir entfernt und ich mir dieser Tatsache wohl bewußt war, hatte ich doch kein anderes Gefühl als das der Freude. Ich habe wohl nur fünf Sekunden so gehangen, aber ich habe in dieser kurzen Zeit ein ganzes Leben voll Sonne durchlebt. Doch mein Körper machte seine Rechte geltend, und mit einer verzweifelten gymnastischen Anstrengung gewann er die Spiere wieder. Wie ich dann das Segel befestigt habe, weiß ich nicht, aber ich sang, so laut ich nur konnte, dem Herrn Loblieder, die über die dunkelnde Wasserwüste dahinzogen.

In der Linte. Graf de Laborde erzählt in der Revue des deux mondes, Paris 1861, von einem arabischen Magier, den er in Kairo kennengelernt hatte. Der habe eines der umstehenden arabischen Kinder am Arm ergriffen, es fest angesehen, wie wenn er es hypnotisieren wolle, ihm ein wenig Linte auf die Handfläche geschüttet, es unverwandt auf den dunklen Glanz blicken geheißen und dann seine europäischen Zuschauer ersucht, ihm jemand zu nennen, dessen Spiegelbild das Kind in der Linte erblicken solle. „Shakespeare“ verlangte Lord Prodhoë. Nach einigen Augenblicken rief das Kind: „Da ist er!“ — „Was siehst du?“ — Er ist in einen langen Mantel eingehüllt, hat einen langen Bart und ist ganz schwarz gekleidet.“ — „Wo ist er geboren?“ — „In einem Land, das rings von Wasser umgeben ist, sehr weit von hier.“ — Jetzt ersuchte der Lord den Magier, Eradoë erscheinen zu lassen, der gerade in Alexandrien weilte. . . „Wie ist er gekleidet?“ — „Er trägt einen roten Rock, einen schwarzen Hut und schwarze glänzende Stiefel bis an die Knie. . .“

Spuß. Über die unerklärlichen Vorgänge im Hause des Nationalrates Joller in Niederdorf bei Stans, Kanton Unterwalden, im August 1862, hat dieser selbst an den Universitätsprofessor Maximilian Perty in Bern geschrieben:

Auf Ihre verehrliche Zuschrift vom 30. September diene Ihnen vor-

erst zur Nachricht, daß die mystischen Phänomene in meinem Hause, wenn auch nicht mehr mit der anfänglichen tumultuarischen Heftigkeit und mit so kurzen Pausen, doch immer noch fortgehen. Bloßgestellt dem Kreuzfeuer einerseits von einer rohen verwünschenden Pöbelmasse (welche die Wirkung des Teufels darin sah), andererseits von der ungläubigen verleumderischen und höhnnenden Presse, ward ich mit meiner Familie auf mich selbst, d. h. auf mein Unglück angewiesen und bin nun genötigt, aus Rücksicht auf die erschütterte Gesundheit meiner Frau und meiner Kinder meinen Wohnsitz zu verändern. — Ich habe anfänglich über die Sache das tiefste Geheimnis zu bewahren getrachtet, aber der Tumult ward so stark, daß längeres Verheimlichen unmöglich war. Die Phänomene, von denen ich mich bei allem Widerstreben mit meinen wachen Sinnen bei hellem Tage seit sechs Wochen oft duzendmal täglich überzeugen mußte, sind sehr mannigfacher Art. Anfänglich trat ein von Tag zu Tag sich steigernes Klopfen an den Wänden, Dielen und besonders an den Türen ein, in seiner größten Heftigkeit riß es diese aus den Falln auf und zu. Dieses Klopfen verlor sich nach und nach und ging in ein leises Happern über, wie ich und meine Kinder dasselbe seit Jahren gehört hatten, ohne darauf zu achten. Während dreier Tage warf „es“ Tische, Stühle, Geräte um, teilweise mit, teilweise ohne Geräusch. Später legte „es“ die Tableaux von der Wand, Gefäße von Tischen und Kommoden umgekehrt auf den Boden, hing allerlei Gegenstände auf fragenhafte Art an die Wandschrauben und warf Steine, Obst, Kleidungsstücke um sich. Zerbrochen wurde nichts, selbst die Steine, die das eine oder andere meiner Kinder aus der Höhe des Kamins trafen, schlugen kaum fühlbar auf. Unausstehlich waren Berührungen wie von eiskalter Hand und Fingerspitzen, sowie der wie von raschem Flügelschlag erzeugte eiskalte Luftzug, wie dies sämtliche Hausbewohner meist bei Nacht, aber auch bei Tage fühlten. Höchst interessant war das sehr häufige, täuschend ähnliche Nachahmen des Uhraufziehens, Rollens des Spulrades, Holzhackens, Geldzählens, Wischens, Singens und artikulierter Töne wie von Menschenzunge. Meist standen diese mitunter sehr stark hörbaren Laute in einem gewissen Zusammenhang mit der Arbeit oder dem Gespräch der Hausbewohner. Die letzte Erscheinung war vorgestern Abend etwa um acht Uhr, wo „es“ einen faustgroßen, vom Tau angefeuchteten Stein über die Stiege vor der Tür der Wohn-

stube und einen gleichen durch den Kamin in die Küche warf. Es sind dies Tatsachen, welche ich noch vor sieben Wochen mit Achselzucken belächelt hätte, für die ich aber heute mit meinem ganzen Dasein einstehe muß.

Ein Traum Wilhelms I. Der General Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen erzählt im zweiten Bande seiner bei E. S. Mittler und Sohn in Berlin erschienenen Denkwürdigkeiten „Aus meinem Leben“ vom König Wilhelm I. von Preußen, den er als Flügeladjutant 1863 nach Karlsbad begleitet hatte:

Wenn der König in der Frühe zum Sprudel ging, wurde ihm der Becher immer zugleich mit einem Blumenstrauß von einem hübschen jungen Mädchen überreicht. Eines Morgens fehlte das Mädchen, und ein alter Mann gab dem König den Becher. Der König stutzte und fragte, wo denn das Mädchen sei. Sie sei nicht wohl, fehle aber wahrscheinlich nur heute. Der König leerte seinen Becher und sagte dann: „Es ist doch zu dumm, daß man sich durch Träume beunruhigen läßt. Heute nacht träumte mir, das Mädchen fehle, ein alter Mann reiche mir den Becher, und das Wasser sei vergiftet. Ich habe mich vor mir selber geschämt, daß ich vorhin einen Augenblick stutzte, als das Mädchen wirklich fehlte und statt seiner der Alte mir den Becher reichte.“

Bismarck. Am 18. Dezember 1881 schrieb Fürst Bismarck an Kaiser Wilhelm I.:

Euerer Majestät Mitteilung ermutigt mich zur Erzählung eines Traumes, den ich im Frühjahr 1863 in den schwersten Konfliktstagen hatte, aus denen ein menschliches Auge keinen gangbaren Ausweg sah. Mir träumte, und ich erzählte es sofort am Morgen meiner Frau und anderen Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Abfizen wegen Mangels an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Coullisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen; Preussische Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Euerer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm.

Moltke, 1800 geboren, war, wie sein Neffe und vieljähriger Adjutant Henry Burte erzählt, ein entschiedener Gegner aller Traumdeutung. Als ihm zu Anfang der sechziger Jahre einmal geträumt hatte, er müsse eine hohe Leiter immer wieder hinaufsteigen, um von der sechsundsechzigsten Stufe immer wieder herunterzufallen, verschwieg er diesen Traum absichtlich, bis das Jahr 1866 hinter ihm lag. Denn er wollte durchaus verhindern, daß, wenn er etwa in jenem Jahre stürbe, sein Traum der Traumdeutung Vorschub leiste. Den Traum auf einen unglücklichen Ausgang des sich vorbereitenden Krieges gegen Oesterreich zu deuten, dieser Gedanke scheint dem großen Strategen nicht gekommen zu sein.

Im Gasthof „Zur Krone“. Der Generalmajor z. D. Richard Graf von Pfeil erzählt in seinem 1912 in Schweidnitz erschienenen Buche „Zwischen den Kriegen. Mein erstes Jahr im Ersten Garde-Regiment zu Fuß 1864 bis Anfang 1870 aus dem Januar 1866“:

... Auf der Fahrt nach Venedig erlebte ich einen Vorgang, der für mein ganzes Leben in meiner Erinnerung geblieben ist. In Adelsberg unterbrach ich die Reise, um die dortigen großartigen Grotten kennenzulernen. In dem mir als besten empfohlenen der beiden dortigen Gasthöfe, ich glaube, er hieß „Zur Krone“, stieg ich ab, als einziger Gast und erhielt Zimmer Nr. 1. Es war ein langer, schmaler Raum; das Bett in der der Tür entgegengesetzt liegenden rechten Ecke; neben ihm ein tief in die dicke Wand eingelassenes Fenster, das, wenn im Zimmer Licht brannte, durch einen dicken Vorhang völlig verhängt war. Da mich die Besichtigung der Grotten ermüdet hatte und ich am folgenden Morgen schon um drei Uhr die Reise fortsetzen wollte, legte ich mich bald nach acht Uhr abends schlafen, ohne, was ich besonders bemerke, nur einen Tropfen irgendeines geistigen Getränkes zu mir genommen zu haben. Sofort schlief ich ein. — Möglicherweise wache ich von einem jähen Schreck auf und bin sofort ganz munter. Da sehe ich, trotz der Finsternis, eine Gestalt, die, als käme sie von der Tür, leise, leise, unhörbar über den Fußboden schiebt. In ihren Umrissen erschien sie mir groß, stark, etwa wie ein Mönch. An dem Tisch in der Mitte stützt sie sich auf, immer den Kopf nach mir zugewendet, schiebt so an meinem Bett vorbei und verschwindet in der Fensternische. — Ohne Zweifel ein Dieb! Ich fasse nach dem Dolch auf dem Nachttisch, stürze in die Fensternische, die nunmehr durch Lichtschim-

mer von der Straße aus erleuchtet ist, und — finde sie leer. Wie taumelnd vor Schreck gelange ich an mein Bett zurück, mache Licht in der Überzeugung, es müsse nach Mitternacht, die Geisterstunde, sein. Aber es war noch nicht zehn Uhr. Natürlich war an weiteren Schlaf nicht zu denken, und ich ging hinunter in die Gaststube. Dort traf ich aus dem andern Gasthof gekommene österreichische Offiziere, die, in den Dienst des Kaisers Maximilian von Mexiko getreten, für diesen Truppen warben. Es waren ganz unterhaltende Leute, so daß auch ich meine ganze Beredsamkeit anstrengte, in der Hoffnung, sie bis zur Abfahrt zu fesseln. Aber der jugendliche Preuße schien Ihnen doch nicht genügend unterhaltend gewesen zu sein; denn nach mehrmaligem Gähnen zog einer der Herren die Uhr und sagte: „Schauen's, Herr Kamerad, es geht auf Mitternacht!“, worauf sich die Offiziere empfahlen. Nun saß ich allein, mit der Aussicht, noch Stunden in dem unheimlichen Zimmer oben zuzubringen. Da trat die Wirtin an mich heran und meinte: „Der Herr muß sich noch in das Fremdenbuch schreiben.“ Als sie dann las, was ich geschrieben: „Hausdorf, Kreis Neurode, Grafschaft Glatz“, sagte sie: „Das ist doch aber sonderbar! Gerade heute vor einem Jahr starb bei uns ein Herr von Windler aus Glatz. In den Grotten hatte ihn der Schlag gerührt. Ich sehe ihn noch vor mir; ein großer, starker Herr; er wohnte in Ihrem Zimmer. . .“ Jener Herr von Windler, der, wie ich später feststellte, tatsächlich in Glatz gewohnt hatte, war mir völlig unbekannt, niemals hatte ich auch nur seinen Namen gehört. . . Ich verbrachte nun die Zeit bei brennenden Lichtern mit einigen alten Zeitungen in Nr. 1. . . aber heute noch habe ich eine unbehagliche Empfindung bei der Erinnerung an jene fast ein halbes Jahrhundert zurückliegende sonderbare Begebenheit.

Hagenow. Der Geologe Professor Fr. von Hagenow-Greifswald schrieb 1864 an Dr. med. Zschokke (den Sohn des Dichters) in Marau über den Spuk im Hause des Nationalrates Joller in Stans: . . . ich würde die Geschichte für kaum glaublich halten, wenn ich nicht selber im eigenen Hause Ähnliches erlebt hätte. Z. B. wurden verschlossene Türen, zu denen ich den Schlüssel in der Tasche trug, zu- geworfen. Und einmal in meiner Abwesenheit wurde von meinen Hausgenossen und herbeigerufenen Nachbarn nächtlicher Weile aus meiner verschlossenen Stube ein geisterhaftes Klavierpiel gehört. Als

man aber eintrat, war das Instrument geschlossen, und die Decke lag darüber. — Mein Vater ist während seines Lebens als Doppelgänger von vielen und glaubwürdigen Menschen gesehen worden. Einmal wurde sein Phantom von mehreren im Zimmer gesehen, während er leibhaftig im Nebenzimmer sich aufhielt, aus welchem diese Zeugen Geräusche vernahmen, die er mit Bewußtsein nicht veranlaßt hatte. [Aus Perty, Blicke in das verborgene Leben, Heidelberg 1869.]

Helene von Dönniges, in München 1845 geboren und 1911 aus einem überaus bewegten Leben freiwillig geschieden, erzählt in ihrem 1909 erschienenen Erinnerungsbuche „Von Anderen und mir“ aus dem Winter 1862/63, der ersten Zeit ihrer Liebe zu Ferdinand Lassalle (der 1864 ihretwegen im Duell erschossen wurde) von einem Zusammentreffen mit ihm auf dem „Juristenball“ zu Berlin: In weißer Seide, mit weißen Rosen und silbernen Ahren im [roten] Haar, trat ich an Holthoffs Arm in den schon sehr gefüllten Ballsaal. „Er, der nie einen Ball oder eine große Gesellschaft besucht, will Sie, Töchterchen, endlich einmal ungestört sprechen — wie es gerade unter so vielen Menschen möglich ist. Lassen Sie uns den Helden des Tages suchen.“ — „Er ist noch nicht da!“ — „Das können Sie in dieser Menschenmenge nicht sehen, nicht einmal ich, der ich doch so lang bin und die meisten hier überrage.“ — „Nein, aber ich habe noch nicht die merkwürdige Empfindung, die seine Nähe mir immer bringt!“ — „Um Gotteswillen, Töchterchen, nur keine Nerven!“ — „Jetzt kommt er!“ rief ich, und Holthoff nickte erstaunt, denn da trat er von Waldeck, mit dem er beim Eintreten gesprochen, fort und kam auf uns zu. — Das Gefühl, von dem ich soeben sprach, war ein schwer zu definierendes. Es war eine Art freudiger Angst, wie ich sie nie vorher und auch nachher nie wieder empfunden habe. Das Herz krampfte sich mir zusammen, und doch flog meine Seele in freiem Jubel hin zu ihm — der nun einfach, als verstünde sich das von selbst, meinen Arm aus dem Papa Holthoffs nahm und mich fortführte in eine Ecke: „zu ernsthaftem Gespräch, denn wir haben Wichtiges vor und meine Zeit drängt — lange kann ich hier nicht bleiben und Spießruten laufen“. — „Wieso Spießruten?“ — „Ja, alle diese Menschen wundern sich, Lassalle, den Volksmann, der jetzt bei der Lampe sitzen und studieren mußte, hier zu sehen . . .“

Abbé Richard. Johannes Kreyher erzählt in seinem Buche „Die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens“:

Es gibt Personen, die imstande sind, Quellen und Wasseradern unter der Erde mit staunenswerter Sicherheit anzugeben. Wir nennen aus neuester Zeit nur den Abbé Richard, der im Jahre 1863 in Deutschland viel Aufsehen machte.

Bei Bonn liegt zweihundertfünfzig Fuß über dem Spiegel des Rheines ein großes Plateau, das wegen Wassermangels unkultiviert bleiben mußte. Vom Eigentümer eingeladen, bezeichnete Richard einen Punkt, wo man in siebenzig Fuß Tiefe eine ergiebige Quelle finden würde. Die Quelle ward gefunden und bewässert jetzt das Plateau. In Elberfeld bezeichnete Richard einen Punkt, wo man in einer Tiefe von sechsundfünfzig bis siebenundfünfzig Fuß eine reiche Quelle finden werde. Bei sechsundfünfzig einhalb Fuß sprangen von drei Seiten lebendige Wasser aus dem vermeintlich sterilen Felsen.

Auf einem Gut des Grafen Potocki bei Krakau befanden sich drei etwa hundert Fuß tiefe Brunnen, die sämtlich wasserleer waren. Richard bezeichnete inmitten dieser drei Brunnen eine Stelle, wo man genau nach seiner Angabe schon in zwölf Fuß Tiefe reichlich Wasser fand.

Dies sind nur wenige Proben seiner Leistungen, von denen die Zeitungen fortwährend berichteten. Ich selbst war in einem Falle Augenzeuge. Das große Inquisitoriat zu Breslau litt empfindlich an dem Mangel eines Brunnens. Verschiedene Bohrversuche waren bis in sehr große Tiefe vergeblich gemacht worden. Da wandte sich die Regierung an Richard. Er ging unbefangen in den weiten Höfen der Anstalt umher und bezeichnete mehrere Stellen, wo sich zwar Wasser befinde, aber ohne daß er für dessen Güte und Reichhaltigkeit garantieren könne. Er war augenscheinlich unbefriedigt, als er die Ringmauern des Gefängnisses verließ. Als bald aber blieb er mitten auf der Straße stehen, stieß seinen Regenschirm auf den Boden und sagte: „Hier haben Sie in vierunddreißig Fuß Tiefe reichliches und trinkbares Wasser.“ Der Brunnen ward gegraben und versorgt seitdem die große Anstalt mit gutem Trinkwasser.

Der Spuk von Port Glasgow. Andrew Gleninning erzählt im Dritten Bande der Berichte der Londoner Dialektischen Gesellschaft:

Im April 1864 entstand eine beträchtliche Aufregung unter den in
182

Scotts Lane zu Port Glasgow wohnenden Leuten infolge von Geräuschen, welche in einem von dem Gärtner Mc. Cardle bewohnten Zimmer vernommen wurden. Große Massen von Männern und Frauen versammelten sich auf der Gasse und im Hause, und die Polizei ging oft hin, um die Ordnung aufrecht zu halten. Ich besuchte das Haus, um die Sache zu untersuchen und erhielt den Beistand von Mr. James Fegau, einem Spezereikaufmann. Während ich im Zimmer auf den Beginn der Geräusche wartete, kam der Polizeisergeant Mc. Donald und ein Konstabler herein. Ich teilte ihnen meine Absicht mit, und da sie begierig waren, hinter das Gaukelspiel zu kommen, willigten sie ein, mir beizustehen. Die Klopflaute begannen um neun Uhr und dauerten länger als eine Stunde. Die ersten Töne waren ähnlich einem auf rohen Brettern hervorgebrachten Krachen, dann erfolgte ein Klopfen wie mit einem schweren Hammer, auf dem Fußboden und unter dem Bette. Sergeant Mc. Donald und ich ergriffen ein Licht und leuchteten unter das Bett, genau über der Stelle, von der die Töne ausgingen. Mr. Fegau stand an der Vorderseite des Bettes. J. F. Anstruther Esqu. und andere Personen befanden sich gleichfalls im Zimmer. Belehrt, daß Klopflaute auch als Antworten auf Fragen gegeben würden, stellten wir eine gute Anzahl Fragen und wünschten, daß drei Klopflaute für „Ja“ und einer für „Nein“ gelten solle. Die Klopflaute erfolgten rasch, zuweilen schon, ehe die Frage ganz ausgesprochen war. Während einer Pause im Fragestellen schienen die Klopflaute den Takt zu der Melodie „Es ist kein Glück in diesem Hause“ zu schlagen. Wir verschafften uns eine Pickhaue und rissen damit einen Teil des Fußbodens auf an der Stelle, wo das Klopfen vor sich ging. Die Töne änderten ein wenig ihren Ort, zuweilen klang es auch, wie wenn jemand schwer auf den Rand des Loches hämmerte, das wir gemacht hatten. Wir untersuchten genau den Fußboden, die Wände, die Decke, wir nahmen die Kinder aus den Betten. Andere untersuchten den Flur, das Treppenhaus, den Keller, sie versuchten auch durch Klopfen an verschiedenen Orten ähnliche Töne hervorzubringen. Alles blieb ohne Erfolg.“

In einem vom 16. Oktober 1866 datierten Nachtrag bezeugen Mc. Donald und James Fegau noch folgendes: „Wir versichern auf das Gewissenhafteste, daß außer den Klopflauten, welche von vielen Leuten in dem Hause, das wir im April 1864 untersuchten, gehört wurden,

an Unerklärlichem sich noch begeben hat, daß verschiedene Gegenstände von ihren Plätzen aus umhergestreut wurden. Es waren dies kleine Kohlen, Scherben und Kartoffeln. Wir sahen auch zuweilen hinter dem Bett hervor eine Hand erscheinen und sich auf und ab bewegen, und wenn wir sie zu greifen versuchten, konnten wir es nicht, denn wie schnell wir auch zufuhren, sie war immer noch schneller verschwunden. Und zuweilen, wenn auf der Stadtuhr die Stunden schlugen, wurden leise Klopflaute zwischen Bett und Kleiderschrank vernehmbar. Diese Dinge wurden sowohl von Fremden und Nachbarn, wie von uns selbst gesehen und gehört, und wir erklären hiermit feierlich, daß wir selbst keines dieser Dinge taten, noch veranlaßten, noch zuließen, und daß wir keine Vorstellung davon haben, wie wir uns solche erklären sollen, da sie uns ganz räthselhaft sind.

Somnambule Geistesarbeit. Der Geologe Professor Dr. Friedrich von Hagenow in Greifswald schrieb am 19. Februar 1864 an den Arzt und Naturforscher Dr. Theodor Schoffe in Warau, er habe von August bis Dezember 1863 in Berlin den tierischen Magnetismus gegen seine Erblindung ohne Erfolg angewendet, doch sei er dadurch von seinem lebensgefährlichen täglichen Brustkrampf, Rheumatismen und allgemeiner Nervenschwäche befreit worden, so daß er sich, nun siebenundsechzig Jahre alt, in befriedigendem Gesundheitszustand befinde. Sein Berliner Magnetiseur Dr. Hahn habe ihn mit verschiedenen Somnambulen bekannt gemacht. Darunter seien zwei Mädchen von neunzehn und vierundzwanzig Jahren gewesen, die ihn durch ihre Leistungen im geistmagnetischen Schreiben in Erstaunen gesetzt hätten. Besonders das jüngere, sehr gesunde und muntere Mädchen, ein Fräulein Fritzsche habe, von Hahn ohne magnetische Striche lediglich durch den Willen eingeschláfert, in der Ekstase über jedes beliebige Thema mit der größten Geschwindigkeit, ohne sich zu besinnen oder auch nur einen Augenblick innezuhalten, logische Abhandlungen von vier oder fünf Bogen Umfang zu Papier gebracht, während des Schreibens zugleich mit der größten Leichtigkeit über Moden und Tagesneuigkeiten plaudernd. In zehn bis fünfzehn Minuten sei eine solche Abhandlung fertig gewesen, die die Somnambule dann stets mit dem Namen irgendeines verstorbenen für das Thema zuständigen Gelehrten unterschrieben habe. — Auf dieselbe geistmagnetische Weise habe ein Dr. med. Marquard wissenschaftliche Abhandlungen nieder-

geschrieben, deren jede sogar nicht nur den Geist und den Stil sondern auch die Handschrift des betreffenden verstorbenen Gelehrten deutlich habe erkennen lassen. Zum Schreiben habe er sich eines gewöhnlichen Bleistiftes bedient, und dabei sei einmal — wie sein, Hagenows Freund und Begleiter, ein junger Theologe zuverlässig versichere, — der unglaubliche Fall vorgekommen, daß in einer theologischen Abhandlung das Wort Beelzebub in feuerroter Farbe auf dem Papier gestanden habe . . .

Gendarúa. Der Weltreisende und Schriftsteller Friedrich Gerstäcker, einer der ersten Förderer des Deutschtums im überseeischen Auslande, gestorben 1872, erzählt in der „Gartenlaube“ 1871 von einem spukhaften Steinwerfen (von den Eingeborenen Gendarúa genannt) auf der Insel Java und von den vergeblichen Bemühungen des holländischen Generals Michiels, der Sache auf den Grund zu kommen:

Das Haus wurde besetzt und umzingelt, und der General postierte selbst Leute aufs Dach und in die nächsten Räume. Das Zimmer, in dem er sich befindet, wird mittels weißen Stoffes in ein Zelt verwandelt. Der General nimmt das Kind (das Pflegekind des Assistenten-Residenten van Kessinger in Sumabang, welches von dem Spuk verfolgt wurde) auf seinen Schoß — und es wird wieder mit Sirih, dem ziegelroten Speichel der Betelkauer, bespußt, und wieder fallen die Steine, jedoch ohne jemand zu beschädigen. Es waren Steine ganz gewöhnlicher Art, wie sie überall auf den Wegen und im Garten lagen. Bei starkem Sonnenschein fühlte man die Steine warm, bei Regen naß. Gewöhnlich fielen fünf oder sechs rasch nacheinander nieder, worauf eine Pause von oft einer halben Stunde eintrat. Nirgends zeigte die gut schließende Leinwand des Zeltes ein Loch. Die Steine fielen stets in gerader Richtung von oben und wurden dem Auge erst fünf oder sechs Fuß über dem Erdboden sichtbar. An einem Tage sammelte man von diesen Steinen eine ziemlich große Kiste voll. Nur ein einziges Mal fiel eine Papaya-Frucht ins Zimmer, und als man die Nachbarschaft absuchte, fand man auch den Baum, von dem sie abgebrochen war. Ein andermal fiel ein faustgroßes Kalkmauerstück in das Zelt, das, wie sich herausstellte, an die Ecke des Kochherdes der Küche gehörte.

Das Spinett Baldazzarinis. Robert Dale-Dwen, der ehemalige amerikanische Gesandte zu Neapel, erzählt in seinem Buche *The debatable Land between this World and the Next* [Das umstrittene Land zwischen dieser Welt und der nächsten] New York und London 1872, den folgenden, von ihm persönlich eingehend untersuchten Fall:

In Paris lebte im Jahre 1865 ein würdiger alter Herr, der von seinen Vorfahren eine starke musikalische Begabung ererbt hatte.

Monsieur N. G. Bach, zu jener Zeit siebenundsechzig Jahre alt, stammte in gerader Linie von Johann Sebastian Bach, dem großen Musiker der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Am 4. Mai 1865 entdeckte sein Sohn Léon Bach, ein Herr von antiquarischen Neigungen, unter den Kuriositäten eines Pariser Trödlers ein offenbar sehr altes Spinett von großer Schönheit und bester Erhaltung. Es war von Eichenholz mit feinem Schnitzwerk und eingelegten vergoldeten Lilien, dazu mit Türkisen besetzt. Der Händler wußte von seiner Herkunft nur, daß es kürzlich aus Italien gekommen sei.

Der junge Mann kaufte das Instrument in dem Glauben, daß es seinem Vater gefallen würde, und tauschte sich nicht: Mr. Bach war entzückt und verwandte den größten Teil des Tages, das Spinett zu bewundern, seinen Ton zu erproben und seinen Mechanismus zu untersuchen. Es war etwa fünf Fuß lang und zwei Fuß breit und hatte keine Beine, sondern steckte wie eine Violine in einem hölzernen Kasten. Wenn es benutzt werden sollte, mußte man es auf den Tisch setzen. Wenn seine kleinen Tasten angeschlagen wurden, so setzten sie eine Reihe hölzerner Stäbchen in Bewegung, deren jedes die entsprechende Drahtsaite anschlug. Die Beschaffenheit des Tones kann man sich vorstellen.

Aber ehe der Tag zu Ende ging, hatte Mr. Bach eine Entdeckung gemacht, die ihn mit den klanglichen Unvollkommenheiten des Instrumentes ausöhnte: auf einer schmalen Holzleiste, die das Schallbrett stützte, stand, durch Klößchen zwischen Leiste und Schallbrett unterbrochen, etwas geschrieben. Zu lesen war . . . In Roma Antonius Nobilis . . . Aprillis 1564 . . .

Hoherfreut begab sich der alte Mann zu Ruhe, und natürlicherweise träumte er von dem Geschenk seines Sohnes. Aber sein Traum war höchst seltsam: ihm erschien ein junger Herr mit sorgfältig zugeschnit-

tenem Bart und in altertümlicher Hoftracht. Der nahm seinen hohen Hut ab, schritt lächelnd und sich verneigend auf Mr. Bachs Bett zu und sagte, das Spinett habe früher ihm gehört, er habe auf ihm gespielt, um seinen Herrn, den König Heinrich, zu unterhalten. Und oft, wenn der König ein gewisses Lied voll Trauer und Sehnsucht gesungen, von dem er Wort und Weise zum Ehrengedächtnis einer einst vielgeliebten Toten selber erfunden hätte, so habe er ihn auf diesem Spinett begleitet. Und dann sang der junge Kavalier dem Träumenden jenes Lied vor . . .

Mr. Bach erwachte in Tränen, so hatte ihn im Traum der Gesang ergriffen. Ein Licht entzündend fand er, daß es zwei Uhr war. Nachdem er eine Weile über den sonderbaren Traum und die klagende Melodie, die ihm noch in den Ohren klang, nachgesonnen, schlief er wieder ein.

In alledem braucht nichts Übersinnliches gewesen zu sein. Wenn sich etwas der Art bei Mr. Bach ereignete, so war es während er weiter schlief und woran ihm keine Erinnerung blieb: als er am hellen Morgen erwachte, lag auf seinem Bett ein mit Noten und Wörtern beschriebenes Papier. Die Überschrift lautete: *Air et paroles du Roy Henry III.*

Die Noten klein, die Schlüssel die in früheren Zeiten gebräuchlichen, die Schrift sorgfältig, zierlich und in altem Stil hie und da mit gotischen Schnörkeln, die Schreibweise die vor dreihundert Jahren. Sein Auge überflog die ersten Noten. War es das Lied seines Traumes? Und die Worte — ja er erinnerte sich ihrer. Er eilte an sein Piano und überzeugte sich . . .

Sein erstes Gefühl war das der Verwirrung und Unruhe, ja der Aufregung. Was konnte dieses alles bedeuten? Dem Traum an sich hatte er, als er daraus erwacht war, keine sonderliche Bedeutung beigelegt. — Zerstreut das Blatt umwendend, bemerkt er, daß er einen vierseitigen Bogen Notenpapier in der Hand hält und daß auf zwei Seiten eine Komposition steht, die er selber am Tag vorher entworfen, wonach er den Bogen auf seinem Schreibtisch liegen gelassen hatte. Wer hatte ihn dort weggenommen und die zwei leeren Seiten mit dieser geheimnisvollen Musik aus alter Zeit beschrieben? Es mußte jemand hiergewesen sein . . .

Oder war er es selbst gewesen? Aber er war doch kein Somnambulist,

hatte niemals, soviel er wußte, schlafwandlerisch sich betätigt. Vom modernen Spiritismus hatte er so wenig Kenntniss und so wenig Glauben daran, daß ihm der Gedanke, es könne sich um eine Art Geisterbotschaft handeln, gar nicht kam.

Mr. Bach sprach von seinem Erlebnis nur zu seinen Freunden, gleichwohl stellten sich bald viele Neugierige ein, Literaten, Künstler, Gelehrte und andere, die die Geschichte von ihm selber hören und das Spinett sehen wollten. Unter diesen Besuchern waren auch einzelne Spiritualisten, und so hörte Mr. Bach zum erstenmal von schreibenden Medien und dazu die Vermutung, daß seine Hand, während er schlief, zum Schreiben angeleitet gewesen sein könnte. Diese Ansicht war ihm zu neu und zu seltsam, als daß er sie hätte teilen können, aber sie beschäftigte ihn doch, und als er drei oder vier Wochen nach dem Traum eines Tages Kopfschmerzen und ein nervöses Zittern des rechten Armes empfand, kam ihm der Einfall, daß vielleicht irgendein Geist ihn zum Schreiben veranlassen wollte. Und kaum hatte er den Bleistift aufs Papier gesetzt, da schrieb seine Hand — selbstverständlich französisch — etwa das Folgende nieder: „König Heinrich, der mir das Spinett schenkte, das jetzt Sie besitzen, hatte eine vierzeilige Stanze auf ein Stück Pergament geschrieben und dieses auf den Kasten nageln lassen, darin er mir das Instrument übersandte. Nach einigen Jahren, als ich reisen und das Spinett mitnehmen mußte, löste ich, aus Besorgnis, es möchte abgerissen werden und verloren gehen, das Pergament ab, und um es ganz sicher aufzubewahren, brachte ich es in einer kleinen Nische an der linken Seite der Klaviatur unter, wo es sich noch befindet.“ Diese Mitteilung unterzeichnete die schreibende Hand Mr. Bachs mit dem Namen Baldassarini und dann schrieb sie die Stanze nieder, die in wörtlicher Übersetzung so lautet:

König Heinrich schenkt dieses große Spinett

Dem Baldassarini, einem vortrefflichen Musiker.

Wenn es nicht gut oder nicht zierlich genug ist,

So möge er es doch als Andenken sorgfältig aufbewahren.

Vater und Sohn Bach machten sich ans Suchen. Schon wollten sie die Hoffnung aufgeben, als Léon Bach vorschlug, das Instrument, soweit dies ohne Nachtheil geschehen könnte, zu zerlegen. Als sie den Tastaturkasten aufgehoben und einige Hämmer beseitigt hatten, entdeckten sie darunter einen engen Spalt, und darin steckte in der Tat

ein Pergament, 11 $\frac{1}{2}$ Zoll lang, 2 $\frac{3}{4}$ Zoll breit; sie entstaubten es und lasen:

Moy le Roy Henry trois octroys cette espinette

A Baltasarini, mon gay musicien,

Mais s'il dit mal sone, ou bien (ma) moult simplette

Lors pour mon souvenir dans l'estuy garde bien.

Henry.

[Ich, der König Heinrich der Dritte, schenke dieses Spinett dem Baltasarini, meinem heitern Musiker, wenn er es aber schlecht von Klang oder (aber) als zu einfach findet, dann möge er es zu meinem Andenken in seiner Umhüllung gut aufbewahren. Heinrich.]

Dieses neue Erlebnis war so außerordentlich, daß Vater und Sohn Bach an den geringfügigen Abweichungen des Wortlautes im Blick auf die sachliche Übereinstimmung der beiden Vierzeiler mit Recht keinen Anstoß nahmen, ja vielmehr darin eher eine Bestätigung der inneren Wahrheit sahen. Über das eingeklammerte *ma* aber erhielt Mr. Bach eines Tages, als seine Hand sich wieder zum Schreiben angeregt fühlte, diesen Aufschluß: „Der König scherzte über meine italienische Aussprache des Französischen, ich pflegte immer *ma* statt *mais* zu sagen.“ Das Pergament, das an seinem oberen Rande eine Reihe kleiner und in den 4 Ecken große Löcher (von der Nagelung) aufwies, wurde auf der Kaiserlichen Bibliothek untersucht, die Schrift für ein Autogramm Heinrichs III. erklärt.

Diese wunderbaren Ereignisse verfehlten, mehr oder weniger richtig wiedergegeben, des Weges in die Pariser Presse nicht. Mr. Bachs guter Ruf ließ Zweifel an der subjektiven Wahrheit seines Erlebnisses nicht aufkommen. Meist gipfelte das Urteil der Berichtstatter in dem Gedanken „Ein Geheimnis, das wir nicht zu ergründen wagen“, doch wurden auch Stimmen laut, die an der Möglichkeit irgendeiner natürlichen Erklärung festhielten.

In Lenglet-Dufresnoy's *Tablettes Chronologiques de l'Histoire Universelle*, Ausgabe von 1778 fand sich die Bemerkung: „Im Jahre 1579 kam Balthazzarini, ein berühmter italienischer Musiker, nach Frankreich an den Hof Heinrichs des Dritten.“ Etwas ausführlicher berichtete die *Biographie Universelle des Musiciens*: „Baltazarini, ein italienischer Musiker in Frankreich unter dem Namen Beau joyeux (der schöne Heitere) bekannt, war der erste Violinist seiner Zeit. Der Marschall von Brissac brachte ihn im Jahre 1577 aus Piemont an den

Hof der Katharina von Medici [Königin von Frankreich] die ihn zum Musikdirektor und Kammerherrn ernannte. Heinrich III. vertraute ihm die Leitung der Hoffestlichkeiten an; er versah lange die Obliegenheiten dieser Stellung. Er war es, der zuerst die Idee eines dramatischen Schauspiels mit Musik und Tanz faßte.“

Was Heinrich III. betrifft, so ist er am meisten bekannt geworden durch das große Verbrechen seines Lebens: seine Einwilligung in die von seiner Mutter Katharina und seinem ältern Bruder Karl IX. angeführte und autorisierte Ermordung der Protestanten (Hugenotten) in der Bartholomäus-Nacht von 1572 (Pariser Bluthochzeit). Leopold von Ranke sagt von ihm: „Seine Natur glich derjenigen des Sardana-pal, der sich in Zeiten des Glücks einem entnervenden Luxus hingab, aber im Unglück mutig und männlich wurde.“ Die kriegerische Begegnung, die er als neunzehnjähriger Prinz von Anjou 1569 in den Schlachten von Jarnac und Montcontour offenbarte, brachte ihm 1573 die Wahl zum Könige von Polen ein. Als er Frankreich verließ, schrieb er mit seinem Blute einen Abschiedsbrief an die schöne Prinzessin Maria von Cleve, die er nicht hatte heiraten können, weil sie protestantisch war und die inzwischen die Gemahlin des Prinzen Heinrich von Condé geworden war. Kurz nachdem er 1574 nach Frankreich zurückgekehrt war, um seinen Bruder Karl IX. auf dem Throne zu folgen, starb Maria von Cleve „La Belle Marie“ im Wochenbett in einer Abtei. Heinrich wurde darüber von einem so heftigen Schmerze ergriffen, daß er tagelang sich aller Nahrung enthielt und sich dann in einem mit Totenköpfen bestickten Trauergewand zeigte. Daß er des öfteren als Dichter und Tonsetzer sich versucht hat, ist erwiesen.

Auch das Lied wurde veröffentlicht, seine Worte lauten in ihren teilweise veralteten Formen:

Un jour, pendant une chasse lointaine,
Je l'aperçus pour la première fois;
Je croyais voir un ange dans la plaine,
Lors, je devins le plus heureux des Roys! . . . mais!
Je donnerois certes tout mon royaume
Pour la revoir encor un seul instant,
Près d'elle assis dessous un humble chaume,
Pour sentir mon coeur battre en l'admirant . . . mais!

Triste et cloistrée, oh! ma pauvre belle
Fut loin de moy pendant ses derniers jours.
Elle ne sens plus sa peine cruelle,
Jci bas, hélas! . . . je souffre toujours! . . . ah! . . .

Nach jeder dieser drei Strophen sollte als Refrain die folgende gesungen werden:

J'ay perdu celle pour quy j'avois tant d'amour.
Elle, si belle, avoit pour moy chaque jour
Faveur nouvelle et nouveau désir:
Oh ouy! sans elle, il me faut mourir.

[Eines Tages, auf einer entlegenen Jagd, sah ich sie zum erstenmal; ich glaubte einen Engel in dem Tale zu sehen, von da an wurde ich der glücklichste der Könige! . . . Aber!

Ich würde gewiß mein ganzes Königreich hingeben, um sie noch einmal einen Augenblick zu sehen, um neben ihr in einer einfachen Hütte zu sitzen, um mein Herz in ihrer Anbetung schlagen zu hören . . . Aber!

Traurig und eingeklostert, oh! meine arme Schöne war ferne von mir in ihren letzten Tagen. Sie fühlt nicht mehr ihren grausamen Schmerz. Ich, ach, noch hienieden, leide immer . . . O weh! . . . Ich habe sie verloren, die ich stets geliebt habe. Sie, die so Schöne, hatte für mich jeden Tag neue Liebe und neues Verlangen: Oh! Ja, ohne sie muß ich sterben.]

Stanley. Der große amerikanische Afrikareisende Henry Morton Stanley, geboren 1841 bei Denbigh in Wales, früh verwaisst und mittellos ausgewandert, gestorben 1904 zu London, erzählt in seiner Autobiographie [deutsch von Achim von Klobsterlein in „Die Lesé“, Verlag, München 1911 erschienen] aus der Zeit, da er, als Freiwilliger in der Armee der amerikanischen Nordstaaten dienend, in südstaatliche Kriegsgefangenschaft geraten war:

Am nächsten Tag, den 16. April [1862] kehrte ich nach Beendigung des Morgendienstes — Verteilung der Rationen, Befriedigung der Köche und Beaufsichtigung des Reinemachens — zu meinem Platz zurück und lagerte mich neben meinem Freund Wilkes in einer Stellung, daß ich eine Hälfte des Raumes übersehen konnte. Ich

tauschte einige Bemerkungen mit ihm über die kartenspielenden Gruppen uns gegenüber aus, als ich plötzlich einen leichten Schlag im Nacken verspürte und sogleich das Bewußtsein verlor. Im nächsten Augenblick erblickte ich deutlich das Dorf Tremearchion und die grünen Hügelhänge von Hiradogg [in der englischen Grafschaft Wales], während mir zumute war, als schwebe ich über den frähenbevölkerten Wäldern von Brynbella hin immer näher darauf zu. Da glitt ich auch schon in das Schlafzimmer meiner Tante Mary. Sie lag zu Bett und war offenbar totkrank. Ich sah mich neben das Bett treten, den Kopf zu ihr hinabbeugen und ihren ersterbenden Worten lauschen, die voll Bedauern, voll Reue, voll Gewissensbisse waren, weil sie nicht so freundlich zu mir [als kleinem Jungen] gewesen wäre, wie sie hätte sein sollen und wie sie es auch so gerne gewesen wäre. Darauf hörte ich mich erwidern: „Ich glaube es dir, Tante. Es ist weder deine noch meine Schuld. Du warest gütig und freundlich zu mir; ich wußte wohl, daß du gern noch freundlicher gewesen wärest; aber es war so bestimmt, du solltest so sein wie du warest. Auch ich habe mich inbrünstig gesehnt, dich recht lieb zu haben, aber ich scheute mich, davon zu sprechen, aus Furcht, du könntest mich zurückstoßen oder etwas Kränkendes entgegenen. Ich fühle, daß wir in diesem Sinne voneinander Abschied nahmen. Darum brauchen wir nichts zu bedauern. Du hast deine Pflicht gegen mich getan, und hattest selber Kinder, die deine ganze Sorge in Anspruch nahmen. Was mir seitdem zugestoßen ist, war mir vom Schicksal bestimmt. Leb wohl!“ — Ich streckte meine Hand aus und fühlte den Druck der langen, hageren Hände der Sterbenden, hörte ein „Lebewohl“ murmeln und — erwachte . . . Mir war, als hätte ich das alles erlebt und nur die Augen dabei zugehabt. Ich kauerte noch in derselben zurückgelehnten Stellung, die Gruppen gegenüber waren noch in ihr Kartenspiel vertieft, und auch Wilkes saß wie vorher neben mir. Nichts war verändert. Ich fragte: „Was war das?“ — „Was soll denn sein?“ antwortete er, „was willst du denn? Du hast ja gerade eben noch mit mir gesprochen!“ — „Oh, ich dachte, ich hätte eine ganze Weile geschlafen.“ — Am nächsten Tag, den 17. April 1862, starb meine Tante Mary in Fynnon Beuno. Ich glaube, daß jeder Mensch seinen zu ihm gehörenden unsichtbaren Begleiter hat, ein blitzschnelles, seltsames Wesen, das sich dem Gemüt nur auf geheimnisvolle Weise, durch Eingebungen im Wachen

oder im Schlafen, mittelst. Wir sind zu plump organisiert, um die wahre Bedeutung des Träumens, eines Traumes, einer Vision oder Vorhersehung verstehen zu können und die wahre Quelle einer Seelenwarnung und ihren tieferen Sinn zu erraten . . .

Karl Schurz. Der amerikanische Staatsmann und General Karl Schurz [aus Liblar bei Köln] erzählt in seinen „Lebenserinnerungen“:

Auf dem Wege nach Washington hatte ich ein Erlebnis, welches von psychologischem Interesse sein dürfte. Ich fuhr von Bethlehem nach Philadelphia, von wo ich den Nachtzug nach Washington nehmen wollte. In Philadelphia verbrachte ich den Abend bei meinem vertrauten Freunde Dr. Liedemann, dem Sohne des bedeutenden Professors der Medizin in Heidelberg und Bruder jenes Obersten Liedemann, dessen Adjutant ich 1849 bei der Belagerung von Rastatt gewesen war. Liedemanns Gattin war eine Schwester von Friedrich Hecker, dem bekannten deutschen revolutionären Führer, der in unserm Kriege [amerikanischer Bürgerkrieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten 1861 bis 1865] hervorragende Dienste als Offizier der Union leistete. Meine Freunde hatten im Bürgerkriege zwei Söhne verloren, Frau Liedemann, eine sehr intelligente Dame mit lebhafter Phantasie trug schwer an dem Verluste. Sie lernte damals einen Kreis von Spiritisten kennen, und es wurden ihr Kundgebungen ihrer Söhne übermittelt, die sie so rührten, daß sie eine gläubige Anhängerin des Kreises wurde. Ihr Gatte selbst, obwohl er einer philosophischen Schule angehörte, die auf derlei Dinge mißachtend herabsieht, konnte sich eines gewissen rührseligen Interesses an den angeblichen Mitteilungen seiner verstorbenen Söhne nicht erwehren und gestattete, daß in seinem Familienkreise mit Eifer spiritistische Experimente gemacht wurden. Gerade heute Abend sollte eine „Seance“ stattfinden. Die eine Tochter, ein bildschönes, temperamentvolles Kind von fünfzehn Jahren, hatte auffallendes Talent zum Medium gezeigt. Ein Kreis wurde um den Tisch gebildet, und wir gaben uns die Hände. Möglicherweise begann sie heftig zu zittern, ihre Finger bewegten sich krampfhaft, sie ergriff einen ihr dargebotenen Bleistift und schrieb, wie von unwiderstehlicher Macht getrieben, in zuckenden Bewegungen die Mitteilungen auf, welche die gerade anwesenden Geister ihr austrugen. An jenem Abend hatten mehrere der Familie bekannte Verstorbene

indes nichts weiter zu verkünden, als daß sie „in höheren Sphären lebten“, „glücklich wären“, „oft bei uns wären“, „uns alles Glück wünschten“ u. dgl. m. — Endlich wurde ich gebeten, doch auch einen Geist herbeizurufen, und ich entschied mich für Schiller. Ein paar Minuten lang blieb die Hand des Mädchens regungslos. Dann schrieb sie, der Geist Schillers sei anwesend und frage nach meinem Begehren. Ich bat, er möge als Beweis einen oder mehrere Verse aus seinen Dichtungen anführen. Da schrieb das Mädchen die deutschen Worte:

Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist
von Lichtern hell. Wer sind die Fröhlichen?

Die Verse hatten einen Schillerschen Klang, aber im Augenblick konnte sich niemand besinnen, wo sie vorkamen. Möglich fiel mir der letzte Akt von Wallensteins Tod ein. Der betreffende Band Schillers Werke wurde herbeigeht, und meine Vermutung bestätigte sich. Im stillen fragte ich mich, ob dieses sehr intelligente, aber durchaus nicht lese-lustige Kind eine so ernste Dichtung wie Wallensteins Tod gelesen haben könnte, und wenn das der Fall war, weshalb ihr gerade diese außer dem Zusammenhang ganz unverständlichen Verse im Gedächtnis haften geblieben waren. Als die Seance beendet war, fragte ich sie, was sie von Wallensteins Tod wisse und sie — deren Wahrhaftigkeit außer Zweifel war — antwortete, sie habe nie eine Zeile dieser Dichtung gelesen.

Aber es sollte etwas noch Merkwürdigeres kommen. Da Schillers Geist nichts mehr sagen wollte, rief ich den Geist Abraham Lincolns [1860 Präsident der Vereinigten Staaten, Befreier der Sklaven, 1865 ermordet] herbei. Nach einigen Minuten schrieb das Mädchen, er sei gegenwärtig. Ich fragte, ob er wisse, in welcher Absicht mich Präsident Johnson nach Washington berufen habe. Die Antwort lautete: „Er wünscht, daß Sie eine wichtige Reise für ihn unternehmen.“ Ich fragte: „Wohin?“ Antwort: „Das wird er Ihnen morgen sagen.“ Ich fragte weiter, ob ich die Reise denn unternehmen würde? Antwort: „Ja, verfehlen Sie ja nicht, es zu tun.“ — Ich darf hier wohl einschalten, daß ich selbst damals noch nicht die entfernteste Ahnung hatte, daß es sich um eine Reise handle. Das naheliegendste war anzunehmen, der Präsident wolle den Inhalt meiner Briefe mit mir besprechen. — Ich fragte nun, ob der Geist Lincolns mir noch etwas mitzuteilen habe? Antwort: „Ja. Sie werden einst Senator der Ver-

einigten Staaten sein.“ Dies erschien mir denn doch so abenteuerlich, daß ich mein Lachen kaum unterdrücken konnte. Ich fragte aber weiter: „In welchem Staat?“ Antwort: „Missouri.“ Dies war noch geheimnisvoller und stachelte meine Neugierde aufs höchste an. Die Mitteilungen brachen jedoch hier ab. Nichts hätte zu jener Zeit unwahrscheinlicher sein können, als daß ich Senator der Vereinigten Staaten für den Staat Missouri würde. Mein Wohnsitz war Wisconsin, und dahin zurückzukehren war meine feste Absicht. Ich hatte nie daran gedacht, von Wisconsin nach Missouri zu ziehen, und es war nicht die geringste Veranlassung, es je zu tun. Aber nun will ich meiner Erzählung [der Lebenserinnerungen] vorgreifen und schon hier erwähnen, daß ich zwei Jahre später mit einem ganz unerwarteten geschäftlichen Anerbieten überrascht wurde, das meine Übersiedlung nach St. Louis notwendig machte, und daß ich im Januar 1868 vom Staate Missouri zum Senator gewählt wurde.

Friedrich Delitzsch. Als der deutsche Assyriologe Dr. Friedrich Delitzsch, geboren 1850, der später hauptsächlich durch seine Schriften „Babel und Bibel“ und „Die große Täuschung“ weit über die Kreise der Wissenschaft hinaus bekannt wurde, am 19. August 1876 gegen sechs Uhr abends in London auf der Straße Crogsland Road am Hause seines abwesenden Freundes und Mitforschers George Smith, geboren 1840, vorüberging, hörte er sich plötzlich mit durchdringender Stimme bei Namen gerufen. Die Stimme drang so unmittelbar und so grell an sein Ohr, daß er zunächst von einem der zahlreichen, tagsüber am British Museum herumlungern den, deutschsprechenden Bettler sich erkannt glaubte und unwillkürlich der andern Straßenseite zueilte. — Auch zu Hause fand er keine Ruhe. Einige Tage später erhielt er die Nachricht, daß George Smith um ebendieselbe Stunde zu Aleppo in Syrien plötzlich gestorben war.

Home. Der Schotte Daniel D. Home, geboren 1833, gestorben 1886, ist das stärkste, bisher bekanntgewordene „Medium“ gewesen. Seine „unglaublichen“ Leistungen sind von vielen bedeutenden Zeitgenossen bestätigt, von vielen Berufenen kritisch untersucht und — bestätigt worden. Er hat ein Buch hinterlassen: „Lights and Shadows of Spiritualism“, London 1883 bei Trübner & Co.

I. In Weld's „The last Winter in Rome“ wird erzählt, daß man bei einem Festmahl dem bekannten englischen Schriftsteller Thackeray

(1811—1863) Vorwürfe gemacht habe, weil er einen Aufsatz „Noch sonderbarer als Erdichtung“, der sich mit dem Spiritisten Home beschäftigte, in seiner Monatschrift „Cornhill Magazine“ Aufnahme gewährt habe. Nachdem Thackeray zunächst alles ruhig angehört, was über den Gegenstand gesagt werden konnte, habe er erwidert: „Es ist sehr gut für Sie, die Sie wahrscheinlich niemals geistige Manifestationen gesehen haben, so zu reden. Aber hätten Sie gesehen, was ich gesehen habe, so würden Sie gewiß ganz anderer Ansicht sein.“ Und dann habe er erzählt, wie er in Newyork bei einem Diner den großen und schweren, mit Karaffen, Gläsern und dem ganzen Dessert besetzten Speisetisch sich zwei Fuß vom Boden habe erheben sehen, und versichert, die wirkende Kraft könne nur eine geistige gewesen sein, und jede Art von Gaukelei sei völlig ausgeschlossen gewesen.

II. Der Physiker und Chemiker Sir William Crookes, geboren 1832, gestorben 1906, Professor an der Universität London, Präsident der Britischen Chemischen Gesellschaft, Entdecker des Elementes „Thallium“, Erfinder des Radiometers erzählt: Ich sah ihn [Daniel D. Home] die Hand in das Kohlenfeuer halten und glühende Kohlen anfassen, was mir nicht möglich gewesen wäre, ohne meine Finger schrecklich zu verbrennen. Ich sah ihn ferner eine glühende Kohle aus dem Feuer nehmen, sie auf seine flache Hand legen und mehrere Minuten so liegen lassen. Die Flammen züngelten dabei um seine Finger, doch trugen diese nicht den mindesten Schaden davon, noch wies seine Haut irgendwelche Brandmale auf.

III. Aus dem Zweiten Bande der Berichte der Londoner Dialektischen Gesellschaft. Daniel D. Home selber erzählt: Es war am französischen Kaiserhofe. Wir befanden uns in einem großen Zimmer. Napoleon III. saß hier, die Kaiserin Eugenie dort. Der Tisch neigte sich in einem Winkel von mehr als 45 Grad. Da erschien eine auffallend schöne Hand. Sie ergriff einen Bleistift, und wir sahen sie auf Notenpapier schreiben. Dann bewegte sich die Hand auf den Kaiser zu, der sie küßte. Dann auf die Kaiserin zu, die sich zurückbog. Da sagte Napoleon: „Fürchte dich nicht, küsse sie!“ Sie tat es, und die Hand schien zu verschwinden. Ich äußerte, daß auch ich sie gerne küssen würde. Sie schien einer nachdenklichen Person zu gehören und zu zögern: „Soll ich?“ — „Soll ich nicht?“ Aber dann kam sie zu mir,

ich küßte sie, und sie verschwand. Auf dem Notenzapier aber stand der Namenszug des ersten Napoleon.

IV. Der Berner Universitätsprofessor Maximilian Perty erzählt in seinem Buche „Blicke in das verborgene Leben des Menschengewisses“ (Heidelberg 1869): Home war 1866 in London öfters mit dem berühmten Tragiker Fechter, einem Spiritualisten, zusammen. Eines Tages streckte er plötzlich seine Hand aus und drückte stark auf Fechters Brust. Dieser bat ihn, die Hand zurückzuziehen, weil sie ihm Schmerz verursache, aber Home konnte es eine Zeitlang nicht. Als er sie wegnahm, war die berührte Stelle an Fechters Hemd blutig, und doch war kein Blut an dessen Brust oder an Homes Hand. Während sie den Blutfleck betrachteten, verschwand er. Danach bäumte sich der Tisch wie ein Pferd, und Home behauptete, er habe das Gefühl, Fechter drohe Gefahr, wenn er zu Pferd sei. — Der Tragiker reiste nach Deutschland auf den Kriegsschauplatz, und als man ihm eines Morgens wie gewöhnlich sein Pferd vorsführte, schauderte ihn, und er erklärte, es nicht besteigen zu wollen. Den gleichen Morgen entlehnte ein Freund von ihm das Pferd und erhielt wenige Stunden nachher einen Schuß durch die Brust.

V. Im Zweiten Bericht der 1869 in London gegründeten Dialektischen Gesellschaft erzählt John Sones: Die Fälle, die ich jetzt anführen werde, ereigneten sich in meinem eigenen Hause. Einen Bericht darüber habe ich drucken lassen und an etwa fünftausend Geistliche versandt. Es war am Freitag, dem 17. Juli 1868, ungefähr gegen zehn Uhr abends. Man denke sich mein Gesellschaftszimmer sechzehn Fuß breit und vierunddreißig lang, ohne Wandnische, ohne Armleuchter, einen schweren Spieltisch von etwa anderthalb Fuß im Durchmesser, um den zehn Stühle stehen. Davon sind sieben besetzt, von Mr. Home, meiner dreiundachtzigjährigen Mutter, meinen drei erwachsenen Töchtern, meinem Sohn und mir. Drei bleiben leer für meine verstorbene Frau, meine verstorbene Tochter Marion und meinen verstorbenen Sohn Walter. Auf den Stuhl meiner Frau hatte ich deren letztes Seidenkleid, Hut und schwarzen Spitzenumhang gelegt, auf den meiner Tochter das Flanellkleid, das sie am Tage vor ihrem Hinscheiden trug, und auf den meines Sohnes sein Halstuch und ein Neues Testament.

Erster Fall. Mein Accordion gab Klopflaute, die uns einen Lobgesang

anzeigten. Dieser jubelnde, freudige Lobgesang ward so vortrefflich gespielt, daß er in uns Erstaunen, Freude und Dankbarkeit auslöste. Keine menschliche Hand bewegte die Tonklappen, gleichwohl sahen wir sie auf und nieder gehen.

Zweiter Fall. Als kurz nachher das Accordion auf den Tisch gelegt wurde, erhob es sich sanft vier Zoll hoch in die Luft und schwebte rings um den Tisch.

Dritter Fall. Die Familie sang: „Wer sind diese, weißgekleidet?“, dann erhob sich der Stuhl, auf dem meine Mutter saß, mit ihr dreimal in die Luft, wobei zuletzt ihre Kniee sich in der gleichen Höhe mit dem Rande des Spieltisches befanden.

Vierter Fall. Der Hut meiner verstorbenen Frau wurde vom Stuhl emporgehoben und zu meiner Tochter Edith getragen.

Fünfter Fall. Der Stuhl meiner verstorbenen Frau samt den darauf liegenden Kleidern erhob sich in die Luft, neigte sich gegen und lehnte sich an meiner Mutter Brust. Dann schwebte er auf seinen Platz zurück.

Sechster Fall. Das Kleid auf dem Stuhl begann sich zu bewegen. Es erhob sich horizontal, bewegte sich gleich einem lebenden Wesen bis zu meiner Mutter Knieen und begab sich dann hinter M. Homes Stuhl.

Siebenter Fall. Der Stuhl meiner verstorbenen Tochter, der dem meinen zunächst stand, und auf seiner Rückenlehne das Flanellkleid trug, rückte näher an den Tisch heran. Da er dort nicht Platz genug fand, stieß er lebhaft an meinen Stuhl und schob ihn ein wenig zur Seite. Wir sangen hierauf einen Vers ihres Lieblingsliedes: „Gib den Winden deine Sorgen.“

Noch andere Phänomene fanden statt, und zuletzt ergaben Klopfklaute die Wörter: „Gott — segne — euch — alle!“ Wir sagten: „Amen, Gott segne euch ebenfalls!“ Hierauf erfolgte ein jubilierendes Klopfen aus dem Tische, und alles war zu Ende. Wir sangen noch unser Familienlied „Lobet Gott für allen Segen“ und schlossen die Sitzung.

VI. In Quarterly Review vom Oktober 1871 erzählt Lord Lindsay: Ich habe die Erhebungen in Victoria Street gesehen, woselbst Home zum Fenster hinaus schwebte. Das Fenster befand sich etwa sieben Fuß über dem Erdboden. Er schwebte in horizontaler Lage hinaus, und unmittelbar danach erblickte ich ihn stehend außerhalb vor dem

nächsten Fenster. Die Entfernung zwischen den Fenstern betrug 7 Fuß 6 Zoll, und eine Verbindung, auf der ein Fuß hätte Halt finden können, war nicht vorhanden. Er schwebte etwa 6 Zoll über der Fensterbank, schob das Fenster in die Höhe und glitt, mit den Füßen zuerst, ins Zimmer. — Da trat Lord Abare an das Fenster, durch das Home hinausgeschwebt war, und wunderte sich, daß Home sich durch eine so enge Öffnung habe hindurchzwängen können, denn dieses Fenster war nur 18 Zoll in die Höhe geschoben. Home, noch in seiner Verzückung, sagte: „Ich will es Ihnen zeigen!“ Dann lehnte er sich mit dem Rücken gegen die Fensterbank und schoß kopfüber hinaus, um sofort durch das noch offenstehende andere Fenster zurückzukehren. Ich habe keine Theorie, um mir diese Dinge zu erklären. — Als Home wieder zu sich gekommen war, sagte er: „Ich erinnere mich nicht, aus einem Fenster in ein anderes geführt worden zu sein, denn ich war bewußtlos.“ Er führte dann noch den folgenden Fall an: „Ich wohnte in dem Schloß des Marineministers Ducosse. Damals wurde ich einen halben Fuß hoch in die Luft erhoben. Die Bewegung war so sanft, daß ich sie nicht im geringsten bemerkt hatte. Das Zimmer war länger als dieses und ich wurde bis an sein Ende geführt. Ich hatte Schlaffschuhe an. Graf Bourmont faßte mich bei den Schuhen, sie blieben in seiner Hand, und ich wurde noch höher emporgeführt.“

Soweit Lord Lindsay in der Quarterly Review. In seinem Buche „Die neue Offenbarung“ — deutsch von Dr. Curt Abel-Musgrave, Verlag Dr. Hans Krause, Fürth i. B. 1921 — sagt Sir Arthur Conan Doyle [Dr. med., geb. 1859. Verfasser der Sherlock-Holmes-Romane]:
 ... Wir wollen hier nur einen einzelnen Fall herausgreifen, ein Ereignis, welches Wallace mit Recht als modernes Wunder bezeichnet hat. Ich meine seine Behauptung, daß D. D. Home in einer Höhe von siebenzig Fuß über dem Boden aus dem einen Fenster hinaus in das andere hereinschwebte. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, das zu glauben. Und dennoch: die Tatsache wurde von drei Augenzeugen bestätigt: von Lord Dunraven, Lord Lindsay und Kapitän Wynne, alle drei wohlangesehene Ehrenmänner, willens, die Tatsache mit ihrem Eide zu bestätigen.

Von den Miffawa=Arabern auf der Pariser Weltausstellung wird im Petit Journal vom 30. September 1867 berichtet:

... Vor irgendeinem dieser Energumenen [Rasenden, Beseßenen] wird

ein türkischer Säbel aufgepflanzt. Ich fahre mit meiner Hand über die Klinge: sie ist scharf wie ein Rasiermesser. Jetzt legt der Araber seinen Gurt ab. Mit seinem nackten Leib stürzt er sich gegen die Klinge. Nicht einmal die Haut wird verletzt. . .

Water Kahn fahren. Wasser fallen. Professor G. Fr. Daurmer in Würzburg erzählt in seinem 1872 erschienenen Buche „Das Reich des Wunderfarnen“:

Im Jahre 1867 wurde von Nürnberg ein Vergnügungszug nach Regensburg veranstaltet, den auch ein Verwandter von mir benutzte, um mit mehreren Freunden eine Exkursion in die Umgebungen jener Stadt zu machen. Bei einer Fahrt auf der Donau kam man an eine Stelle, wo der Fluß sich durch hohe Felsen hinwindet und besonders tief ist. Hier begegnete dem überfüllten Kahne ein Dampfboot in raschster Fahrt. Die von seinen Schaufelrädern verursachten Wellen schlugen in den Kahn und drohten ihn zum Sinken oder Umschlagen zu bringen. Nach seiner Heimkehr erzählte mein Verwandter dieses Erlebnis seiner Frau, die ihm darauffhin höchst betroffen berichtete, ihr zweijähriges Kind habe an jenem Tage des öftern gesagt: „Vater Kahn fahren. Wasser fallen.“ Was um so auffallender war, als das Kind den Vater noch nie in einem Kahne gesehen hatte.

Der Zuave Jacques. Über die wunderbaren Krankenheilungen des Zuaven Jacques, Musikers bei der französischen Garde, zu dem 1867 viele Tausende, Vornehme und Geringe, von nah und fern wallfahrteten, haben die Pariser Blätter „Le Figaro“, „La Patrie“ und besonders „Le Petit Journal“ vielfach berichtet.

Er gab seine Konsultationen zu Paris, Versailles und im Lager von Châlons. Befragt über die geheimnisvolle Fähigkeit, die ihm so viele zuschrieben, pflegte er anfänglich zu antworten, er wisse darüber nichts, die Spiritisten führten sie auf die Geister zurück, die Magnetiseure auf den Magnetismus, die Ärzte auf den Charlatanismus — ihm sei das ganz gleichgültig. Es sei auch nicht seine Sache festzustellen, ob er wirklich heile, die Kranken sagten ihm, daß er ihnen wohlthue, und das genüge ihm, die Wissenschaft möge die Sache weiter verfolgen. Die, welche sich nicht rühren könnten, heiße er, sich bewegen, und fast immer bewegten sie sich. Allen aber sage er, sie sollten nicht zu viele Arzneien nehmen. — Jacques verlangte nichts, er nahm weder Geld noch Geschenke, kaum Dank an. Der Graf Chateau-Willard, der gelähmt ge-

wesen und durch Jacques geheilt worden war, wollte ihm einen Teil seines Palastes einräumen, aber ehe es dazu kam, erreichte die Praxis des Zuaven ihr Ende. Der gelähmte Marschall Forey nämlich hatte sich auch an Jacques gewandt, und es hieß er sei geheilt worden. Da erklärte sein Adjutant Bidault, der Marschall sei keineswegs geheilt, die Wunderkraft des Zuaven habe sich als durchaus unwirksam erwiesen, wie sie denn überhaupt nur imstande sei, die etwa latente Willenskraft der Kranken vorübergehend so zu steigern, daß eine augenblickliche Wirkung auf die gelähmten Gliedmaßen eintrete, eine wirkliche Heilung herbeizuführen aber durchaus nicht vermöge. Nun begann auch die Presse sich gegen den Wundermann zu wenden, dem inzwischen der Marschall Regnaud de St. Jean-d'Angély das Praktizieren im Lager von Chalons schon verboten hatte. Als ihn dann der Fabrikant Dufayet, dessen Köchin er geheilt hatte, in sein Haus an der Rue de la Roquette aufnahm und infolge des ungeheuren Menschenandrangs jeder andere Verkehr in dieser Straße unmöglich wurde, untersagte die Behörde ihm das Praktizieren gänzlich. — Jacques soll eifriger Spiritist, sonst ein braver Mensch gewesen sein. [Perty, Blicke in das verborgene Leben. Heidelberg 1869.]

Undersen. Der dänische Dichter H. E. Andersen, geboren 1805 zu Odense, erzählt in seiner Autobiographie „Das Märchen meines Lebens“:

[Odense 1819] . . . Im letzten Jahre hatte ich eine kleine Summe gespart; als ich sie nachzählte, bestand sie in dreizehn Reichsbanktalern; ich war über den Besitz eines so großen Reichthums ganz außer mir, und da meine Mutter nun auf das bestimmteste verlangte, daß ich in die Schneiderlehre kommen sollte, bat und plagte ich sie, daß ich doch nach Kopenhagen reisen dürfe, für mich damals die größte Stadt der Welt. „Was willst du dort werden?“ fragte meine Mutter. „Ich will berühmt werden!“ erwiderte ich und erzählte ihr, was ich von merkwürdigen Männern gelesen; „man hat erst gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, und dann wird man berühmt.“ Es war ein völlig unerklärlicher Trieb, der mich leitete; ich weinte, ich bat — zuletzt gab meine Mutter nach, ließ aber doch erst eine alte, sogenannte kluge Frau vom Hospital holen, um aus der Karte und dem Kaffee mein künftiges Schicksal zu prophezeien. — „Ihr Sohn wird ein großer Mann werden,“ sagte die Alte, „und ihm zu Ehren wird

Odense einmal illuminiert werden.“ Meine Mutter weinte, als sie das vernahm, und ich erhielt die Erlaubnis zu reisen . . .

[Odense 1869] . . . Sodann kamen Deputationen mehrerer Vereine mit Fackeln und Flaggen herangezogen und stellten sich auf dem Platz vor dem Rathaus auf. Ich trat ans offene Fenster. Alles strahlte. Die Stadt war mir zu Ehren illuminiert. Der Platz war von einer großen Menschenmenge erfüllt, ein Ständchen wurde mir gebracht . . .

Rindliches Fernsehen. Dr. med. Heinrich Bock (München) erzählt im Maiheft 1913 der Süddeutschen Monatshefte „Einiges über Fernsehen und Voraussehen“:

. . . Eine der frühesten derartigen Erscheinungen, an die ich mich genau erinnere, erlebte ich vor fünfundvierzig Jahren. Ich war damals acht Jahre alt und bei einem Verwandten (Pfarrer in der Nähe von Mergentheim) auf Besuch, zugleich mit meinem Bruder. Wir durften eine nahegelegene Stadt in Begleitung der Haushälterin besuchen. Bei dieser Gelegenheit sahen wir uns auch eine alte Kirche an und tranken, als wir wieder herauskamen, aus einem im Hofe befindlichen Brunnen. Kaum hatte ich einige Schluck Wasser getrunken, so setzte ich den Becher ab und fing an zu weinen. Auf Befragen der Haushälterin und meines Bruders, was ich hätte, gab ich zur Antwort, von dem Wasser müßte ich vier Jahre trinken. Als wir zurückkamen, wurde die Sache natürlich sofort gegen meinen Willen dem Onkel erzählt. Der aber lachte mich aus und sagte: „Da kannst du ganz ruhig sein, denn da müßtest du ja Schafhirt werden. Hinter der Kirche ist ein verfallenes Kloster, und das wird als Schafstall benutzt, und Schafhirt wirst du nie, da Sorge ich schon dafür.“ Ich aber blieb dabei und sagte, ich müßte doch vier Jahre von dem Wasser trinken, worauf ich wiederholt verlacht wurde. — Drei Jahre nach diesem Vorfall wurde das Kloster von einem geistlichen Professor erworben und eine Erziehungsanstalt (Seminar für Lateinschüler) darin errichtet, und ich war unter den ersten angemeldeten Schülern und trank wirklich vier Jahre dieses Wasser, da ich von 1872 bis 1876 in der Anstalt blieb. Mit acht Jahren aber wußte ich überhaupt noch nicht, daß ich studieren würde, und wenn ich es gewußt hätte, so würde ich doch angenommen haben, daß ich in das Gymnasium nach E. käme, wo auch mein Bruder war, nicht aber in dieses, das ja damals noch gar nicht existierte . . .

Dd. Professor Fechner [Leipzig, gestorben 1887] erzählt in seiner Schrift „Erinnerungen an die letzten Tage der Odlehre und ihres Urhebers.“ [1878]. [Urheber war der Chemiker und österreichische Großindustrielle Karl (Freiherr von) Reichenbach aus Stuttgart.] Ein Versuch, den Reichenbach [gestorben 1869] selbst vorbrachte, während ich noch bei ihm im Hotel war, setzte mich in Erstaunen, und ich weiß noch nicht, was ich daraus machen soll. Eine gewöhnliche Bousssole mit einer Nadel von einigen Zoll Länge unter Glas, wurde auf den Tisch gestellt. Er ließ die Sensitive einen Finger vor dem Pole (nicht über dem Glase, sondern vor dem Gehäuse) hin und her bewegen, und die Magnetnadel geriet dabei in ähnliche Schwingungen, wie wenn man ein Eisen- oder Magnetstäbchen vor demselben Pole hin und her bewegt. Diese Schwingungen waren nicht unerheblich, und der Versuch gelang bei jeder Wiederholung, auch wenn sich Reichenbach dabei in andern Teilen des Zimmers befand, auch dann, wenn der Finger von der Seite abwechselnd dem Pole genähert und davon entfernt wurde. Stellte ich selbst den Versuch in gleicher Weise an, so blieb die Nadel ganz unbeweglich. Herr von Reichenbach sagte, die Erscheinung sei heute schwach, zuzeiten habe die Sensitive die Magnetnadel im Kreise herumgeführt. Ich besah die Finger der Sensitive in ihrem Verlauf, und unter den Nägeln möglichst genau, ließ die Person den Armel bis über den Ellenbogen abstreifen, um irgendwo Eisen, oder Striche, durch welche Nadeln unter die Haut geschoben sein könnten, zu entdecken — umsonst. Die Versuche wurden an den folgenden Tagen wiederholt und gelangen so, daß mir, möchte ich sagen, der Verstand stehenblieb, ungeachtet ich alle möglichen Ursachen der Täuschung auszuschließen suchte. Es ließe sich an Halluzinationen denken, aber Professor Erdmann, den ich nach seinem Dahinscheiden leider nicht mehr als Zeugen anrufen kann, mußte solche geteilt haben . . .“

Frau Auffinger. Edmond le Roy erzählt in Le Journal (Paris) 1914 Nr. 44:

. . . Ich selber kann drei solcher Fälle anführen und tue das um so lieber, als die Hellseherin, um die es sich handelt, Frau Auffinger, nicht mehr lebt. Es war in den letzten Zeiten des zweiten Kaiserreiches. Monsieur Lecoq de Boisbaudran, ein angehender Advokat und damals Sekretär bei Jules Favre, hatte einen kurzen Urlaub zu

einer Reise nach Oberitalien benutzt und war nicht zurückgekehrt. Seine besorgten Eltern hatten sich aufgemacht, ihn zu suchen, waren aber ohne eine Spur von ihm gefunden zu haben, heimgekommen. Monate vergingen, aber von dem Verschwundenen traf keinerlei Nachricht ein. Da wendeten sich einige Advokaten, Freunde von ihm, an die zu jener Zeit in Paris schon sehr bekannte Somnambule Frau Auffinger. Sie erklärte, Monsieur Lecoq de Boisbaudran sei an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, da und da ermordet worden. Ein gut angezogener Mann, der sich ihm unterwegs angeschlossen, habe ihm drei Dolchstiche versetzt, einen in den Hals, einen in die Schulter, einen in die Brust. Er habe sich mit seinem Messer zur Wehr gesetzt, aber da habe ihm ein des Weges kommender Bauer den Rest gegeben, worauf die beiden Mörder ihr Opfer gründlich ausgeraubt und dann verscharrt hätten. Frau Auffinger beschrieb die Mordstätte, gab an, was der Ermordete alles bei sich gehabt hätte und schließlich sogar ein genaues Signalement der Mörder, wobei sich sofort herausstellte, daß sie mindestens in Hinsicht der Kleidung des Herrn Lecoq de Boisbaudran vollkommen richtig aussagte. Nun begaben sich sechs Advokaten nach Italien, die Leiche zu suchen. Als sie sie nicht finden konnten, wandten sie sich von neuem an Frau Auffinger, die ihrerseits daran festhielt, ihre Ortsbeschreibung sei vollkommen richtig. In der That fand man später, nach einer Schneeschmelze, die Leiche an jener Stelle vergraben, und die ärztliche Untersuchung bestätigte die angegebene Art der Ermordung.

Als nach etwa zwanzig Jahren der Gerichtsvollzieher Gouffé spurlos verschwand, fiel einem Journalisten Frau Auffingers Leistung in dem Fall Lecoq de Boisbaudran ein, und er suchte sie auf. Es war an einem 12. August. Er legte ihr einen Handschuh und eine Krawatte des Verschwundenen vor. Die Hellseherin betrachtete beides, ließ sich dann von ihrem Sohn in magnetischen Schlaf versetzen und sah nun, daß Gouffé, in eine Falle gelockt, unweit von Sainte Madeleine in Paris ermordet worden war. Die Leiche sei in einem Koffer in die Provinz, und zwar in die Nähe einer großen Garnisonstadt gebracht, und werde dort am 23. August aufgefunden werden. Der Journalist veröffentlichte am folgenden Tage diese Angaben. Am 23. August traf aus Willery bei Lyon, die Nachricht ein, daß man dort einen Koffer mit der Leiche eines Mannes gefunden habe. Diese war aber schon

so stark in Verwesung übergegangen, daß man nicht mit Sicherheit festzustellen vermochte, ob es wirklich die des verschwundenen Gerichts-vollziehers sei. Da begaben sich dessen älteste Tochter und eine Schwester von ihm zu Frau Auffinger, ohne sich ihr zu erkennen zu geben, und erkundigten sich nach der Identität. Die Hellscherin erklärte: ja, die aufgefundene Leiche sei die des Verschwundenen, dem an der rechten Seite der dritte Backenzahn gefehlt habe, der auch der Leiche fehle. Übrigens würden auch die Mörder demnächst aufgefunden werden. In der That wurden diese bald danach in Amerika verhaftet...

Fernhören. Der deutschbrasilianische Pfarrer und Menschenfreund Gustav Stuger erzählt in seinem Buch „Geheimnisse des Seelenlebens“:

Auf dem Bahnhofe in Remilly bei Metz traf zwei Tage nach der Schlacht von Gorze im August 1870 ein Zug von Saarbrücken ein, den ich dienstlich zu erwarten hatte. Eine Dame entstieg dem Zuge, trat zu mir und fragte, auf mein Kotes Kreuz weisend: „Wissen Sie, ob ein Major von Soundso noch lebt?“ „Ja,“ erwiderte ich, „er lebt.“ Da faßte sie erbebend meinen Arm: „Wo finde ich ihn? Seine Verwundung erfuhr ich erst unterwegs von Berlin her; aber er hat in der vorletzten Nacht nach mir gerufen!“ Ich verstand diese sonderbaren Worte nicht und sagte: „Er liegt seit gestern hier, ist aber noch nicht transportfähig; ich werde mir sofort vom Regimentsarzt die Erlaubnis erbitten, Sie zu ihm zu führen, wenn Sie mir versprechen, sich aufs äußerste zusammenzunehmen, denn er ist schwer verwundet.“ — Bald kniete die tapfere Frau am Lager ihres Mannes. Nach einigen Stunden kam ich wieder in das Zimmer, setzte mich zu den beiden und hörte folgendes: Der Adjutant des Majors war gefallen, mehrere Offiziere waren gefallen oder verwundet; so schlich er selbst mit einer Ordonnanz in der Nacht zu den Vorposten, ging in der Dunkelheit zu weit und bekam von den feindlichen Vorposten mehrere Kugeln, die ihm das linke Bein und die Kniescheibe zerschmetterten. Mit dem Rufe: „Anna, meine liebe Anna!“ fiel er zu Boden. — Und seine Frau hatte genau zu derselben Minute dieselben Worte mit der deutlichen Stimme ihres Mannes gehört, sie ihren Angehörigen mitgeteilt und war sofort abgereist. — Kritisch, wie ich allen solchen dunkeln Dingen gegenüberstehe, erfuhr ich, daß die Ordonnanz mit einer Fußverwundung vor wenigen Stunden in das Lazarett gebracht worden wäre;

und ich erhielt von dem einfachen Manne die wörtliche Bestätigung jenes Vorganges und Ausrufes.

Die Ohrfeige. Professor G. F. Daumer in Würzburg erzählt in seinem 1872 erschienenen Buche „Das Reich des Wunder-samen“:

Ein mir befreundeter älterer Arzt von ernstem und glaubwürdigem Charakter erzählte mir aus seiner früheren Praxis. Eine Patientin war gestorben. Ihre erwachsene Tochter schien ganz untröstlich und tobte in ihrem affektiert wirkenden Schmerz wie eine Wahnsinnige in Gegenwart des Arztes und einer Freundin der Verstorbenen, deren Leiche im Nebenzimmer lag. Plötzlich erhielt sie von unsichtbarer Hand eine schallende Ohrfeige. Von da an war sie ruhig und vernünftig.

Vom Fakir Govinda-Svami. Louis Jacolliot, der französische Konsul zu Benares in Indien war, berichtet in seinem 1875 erschienenen Buche „Le spiritisme dans le Monde. L'initiation et les sciences occultes dans l'Inde“:

... Der Fakir Govinda-Svami nahm einen Stock, den ich auf Ceylon erstanden hatte, stützte die Rechte auf den Knopf und begann, die Augen fest auf den Boden gerichtet, magische Beschwörungen vorzunehmen. Alsdann erhob er sich, die Hand auf dem Knopf meines Stodes ruhen lassend, mit den Füßen ziemlich hoch über den Boden, die Beine nach orientalischer Weise gekreuzt, in einer Haltung wie die Statuetten des Buddha. Länger als zwanzig Minuten bemühte ich mich, dahinterzukommen, wie es ihm möglich sei, die Gesetze der Schwerkraft so aufzuheben, allein es gelang mir nicht.

... Von einer der eisernen Querstangen der Terrasse herab hing eine Harmonika an einer Schnur, die an dem tastenlosen Ende des Instruments befestigt war, ungefähr zwei Fuß über dem Boden frei in der Luft. Ich bat den Fakir, sie zum Spielen zu bringen. Sogleich nahm er die Schnur zwischen Daumen und Zeigefinger beider Hände. Nach wenigen Minuten begann der Blasebalg sich zu bewegen und erklangen Töne. Waren es auch keine wohl lautenden Akkorde, so schienen es doch immerhin reine Töne zu sein. — „Könnte ich nicht eine Melodie zu hören bekommen?“ — „Ich werde es dem Geist eines alten Musikus der Pagode sagen.“ Nach einer ziemlich langen Pause ertönte das Instrument von neuem: herrliche Akkorde! Und dann setzte

eine der Volksweisen von der malayischen Küste herzlich ein. Während der ganzen Zeit verhielt Govinda-Svami sich vollkommen unbeweglich, lediglich durch die Schnur mit der Harmonika verbunden. Ich hatte mich auf die Kniee niedergelassen und sah die Tasten des Instrumentes sich heben und senken, wie die Melodie es ergab.

... Govinda-Svami entnahm einer Tasche sehr feinen Sand, streute ihn auf den Fußboden und glättete ihn, so daß immerhin eine Fläche von fünfzig Quadratcentimetern damit bedeckt sein mochte. Dann ersuchte er mich, ihm gegenüber an einem Tischchen Platz zu nehmen und mir Papier und Bleistift geben zu lassen. Sich selber bat er ein Stückchen Holz aus. Ich reichte ihm einen Federhalter, und er legte ihn behutsam auf den Sand. „Hör zu,“ sagte er, „ich werde jetzt die Geister anrufen. Sobald du den Federhalter sich senkrecht erheben und so den Boden berühren siehst, zeichne auf deinem Papiere, was dir beliebt, und du wirst es im Sande wiederholt finden.“ Hierauf hielt er die Hände horizontal von sich und begann die geheimen Beschwörungsformeln zu murmeln. Nach einigen Minuten erhob sich langsam der Federhalter. Ich fuhr mit meinem Bleistift über mein Papier und zeichnete wahllos allerlei Figuren. Sogleich begann der Federhalter alle Bewegungen meines Bleistifts nachzumachen, und hinter Govinda-Svamis Rücken entwickelten sich im Sande alle die krausen Verschlingungen, die ich aufs Papier zeichnete ... Govinda-Svami erhob sich, glättete den Sand aufs neue und sagte: „Denk jetzt an irgendein Wort aus der Göttersprache, dem Sanskrit.“ — „Warum aus dieser Sprache?“ — „Weil die Geister sich ihrer am liebsten bedienen.“ — Ich bin nicht gewohnt, gegen die religiösen Ansichten der Fakire etwas einzuwenden. — Wieder hielt der Inder die Hände horizontal vor sich. Und der Federhalter erhob sich und zeichnete langsam das Wort ‚Puruncha‘ (der himmlische Vater) in den Sand. Es war wirklich das Wort, an das ich gerade gedacht hatte. — Jetzt bat ich ihn, indem ich die Hand auf ein geschlossenes kleines Buch legte, das einige Hymnen des Rig-Veda im Auszuge enthielt, mir im Sande mitteilen zu lassen, wie das erste Wort der fünften Zeile der zwanzigsten Seite laute. ‚Dewadatta‘ (von einem Gott gegeben) schrieb es in den Sand. Ich schlug nach: dieses Wort stand wirklich an jener Stelle ...

... Nun stellte der Fakir sich in die Türöffnung zwischen Terrasse und Treppe, kreuzte die Arme vor der Brust und erhob sich langsam bis zu

dreißig Zentimetern über dem Fußboden. Ich habe dieses Maß mittels eines Anhaltepunktes, dessen ich mich während der etwas über acht Minuten dauernden Erhebung versicherte, ganz genau feststellen können...

... Ich fragte den Fakir, ob er mich die Erde, das Gefäß und den Samen auswählen lassen wolle, den er keimen lassen sollte. „Das Gefäß und den Samen: ja, aber die Erde muß aus einem Hügel der Carrias genommen werden.“ Diese kleinen, ganz ansehnliche Hügel aufwerfenden Ameisen findet man in Indien sehr häufig, und nichts ist leichter, als sich ein wenig von dieser Erde zu beschaffen. Ich befahl meinem Diener, eine Blumenvase voll zu holen und zugleich mir verschiedenen Samen mitzubringen. Nach einer Viertelstunde war er zurück. Ich entließ ihn und reichte Govinda-Svami die mit weißlicher, von den Tierchen bei ihrer Bauarbeit mit einem klebrigen Stoff stark durchfeuchteten Erde angefüllte Vase. Dann wählte ich unter den Samen Papayer aus und fragte den Fakir, ob ich das Samenkorn anzeichnen dürfe, was er bejahte. Ich rißte einige kleine Zeichen leicht ein und übergab ihm das Samenkorn, auch ein paar Meter weißen Musselinstoffes, worum er gebeten hatte. Govinda-Svami legte das Samenkorn ein, steckte seinen Stoc̄ mit den sieben Astnoten, das Kennzeichen seiner Weihe, am Rand der Vase in die Erde, hängte das Stück Musselin darüber, so daß Stoc̄ und Vase von dem Stoff verdeckt waren und hielt mit ausgestreckten Armen seine Hände über die Stätte des vorbereiteten Wunders. Dann schien er in Katalepsie zu fallen, wenigstens vergingen zwei Stunden, ohne daß ich die geringste Bewegung an ihm hätte wahrnehmen können. Die Sonne stand schon hinter den Bergen, als ein Seufzer mich auffahren ließ. Der Fakir war wieder zu sich gekommen. Er winkte mich heran, und indem er den Musselin wegnahm, zeigte er mir eine junge Papayerpflanze von etwa zwanzig Zentimetern Höhe. Er zog sie behutsam aus der Erde: an einem der beiden Häutchen, die noch an der Wurzel hingen, waren die kleinen Zeichen, die ich eingerißt hatte. Unter normalen Verhältnissen braucht Papayer zum Aufgehen gut fünfzig Tage...

... Govinda-Svami stellte ein kleines kupfernes Kohlenbeden, wie sie in allen indischen Häusern vorhanden sind und zum Räuchern benutzt werden, auf den Fußboden und eine Schüssel mit wohlriechendem Pulver daneben. Dann hieß er mich die Kohlen ansafen, kauerte sich

nieder und begann, die Arme über der Brust gekreuzt, einen langen Gesang in einer geheimen Sprache. Als er ihn beendet hatte, verblieb er in seiner kauernenden Stellung, legte aber die Linke aufs Herz und stützte sich mit der Rechten auf seinen Stab mit den sieben Astknoten. Plötzlich bildete sich mitten im Zimmer eine Wolke, flog über das Kohlenfeuer hin und verdichtete sich zu einer menschlichen Gestalt — und dann kniete neben dem Kohlenbeden ein alter brahmanischer Priester, der die dem Wischnu geheiligten Zeichen und um den Leib das dreifache Band der Priesterkaste trug. Er hielt die Hände über dem Haupt zusammen, wie wenn er opferte, und bewegte die Lippen, wie wenn er predigte. Dann warf er eine Fingerspitze voll wohlriechenden Pulvers auf die Kohlen, ein dichter Rauch entstand und verlor sich wieder, worauf der Priester sich erhob und mir seine hagere Hand hinhielt. Ich ergriff sie und war erstaunt, sie ebenso warm und lebendig wie hart und knochig zu befinden. — Als der Brahmane verschwunden war, näherten sich wunderbare Töne, und dann sah ich einen alten Musiker der Pagode an der Wand entlanggehen, der auf einer Harmonika spielte, eintönige, klagende Weisen, wie sie der religiösen Musik der Inder gemäß sind. Als auch diese Erscheinung verschwunden war, lag die Harmonika des Rajah, von der ich zuverlässig weiß, daß sie sich vorher nicht im Zimmer befunden hatte, an der Wand auf dem Fußboden. Ich untersuchte die Türen: sie waren denkbar fest verschlossen, und die Schlüssel waren in meiner Tasche . . .

Aufhebung der Schwerkraft. Wilhelm Wundt, geboren 1832, Mediziner, seit 1875 Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, gestorben 1920 als Nestor der deutschen Philosophen, in seiner Schrift „Der Spiritismus“ (Leipzig bei W. Engelmann):

In den zivilisierten Ländern hatten vom vierzehnten bis ins siebzehnte Jahrhundert die spiritistischen Manifestationen, die man damals mit dem Namen der Hexerei und Zauberei bezeichnete, eine große Ausdehnung gewonnen. So war damals, wie es scheint, die auch in neuerer Zeit beobachtete Aufhebung der Schwerkraft ein so gewöhnliches Vorkommen, daß darauf bekanntlich das Gottesurteil der Hexenprozesse gegründet wurde. Wir besitzen zahlreiche Zeugnisse sogar von Gerichtspersonen, denen gewiß nicht unbedingt die Glaubwürdigkeit verweigert werden darf, nach welchen eine Hexe zuweilen nur ein Lot, zuweilen auch gar nichts wog. Im einzelnen mochten sie manch-

mal auf Täuschung beruhen, ganz aus der Luft gegriffen aber waren sie schwerlich.

Mörikes siebzigster Geburtstag. Oberst Günther erzählt in seinem Nekrolog über den Dichter Eduard Mörike:

Es war am 8. September 1874. Mörike hatte seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und früh sich schlafen gelegt. Klara, seine Schwester, und Mariechen, seine Tochter, welche mit ihm das bedeutungsvolle Fest in aller Zurückgezogenheit begangen hatten, wachten beide, Klara noch tätig und sorgend. Mörike wohnte in einem der abgelegensten Teile Stuttgarts; dort verstummte bald des Tages Geräusch, noch stiller war es in der Wohnung des Dichters; man hörte das Sandkorn fallen. Möglicly erklang ein voller Musikakkord. Wie vom Fenster herein zogen herrliche harfenähnliche Töne, sanft und lieblich verhallten sie im kleinen Zimmer. Klara horchte hoch auf und hielt Ausschau nach den freundlichen Musikanten; aber weder draußen auf der Straße, noch drinnen im Hause fand sich eine Spur von solchen. „Hast du's gehört?“ fragte sie die lauschende Marie. Zugleich rief Mörike aus seinem Schlafkabinett: „Wo ist die Musik?“ Die Angehörigen konnten ihm nur ihre Verwunderung ausdrücken; rätselhaft, wie sie gekommen, waren die Töne verklungen; es war doppelt still und ruhig in des Dichters Wohnung. Da sagte er: „Das bedeutet mich. Es ist mein letzter Geburtstag.“ Und es war sein letzter. [Mörike starb am 4. Juni 1875.]

Dostojewskij. [Geboren 1821, gestorben 1881.]

I. Der große russische Dichter selber erzählt in seinem „Tagebuch eines Schriftstellers“ (1876) aus seiner Kindheit:

... Ich erinnere mich der Frühherbstmonate in unserm Dorfe. Trockene und klare, aber kühle und windige Tage. Der Sommer naht seinem Ende. Bald kommt die Zeit, da wir nach Moskau zurückfahren müssen, um uns den ganzen Winter über bei den französischen Stunden zu langweilen, und es wird mir so schwer, unser Gut zu verlassen... Ich wanderte hinter die Scheunen und stieg zu dem wilden Gestrüpp jenseits des Bergabhanges, welches sich bis zum Walde hinzog, hinab. Ich verberge mich im dichten Laub und höre, wie in der Nähe unser Bauer pflügt. Ich kenne alle unsere Bauern mit Namen... Rasch breche ich einen Baumzweig ab, um den Fröschchen nachzustellen... Auch liebe ich die kleinen, geschickten rotgelben Eidechsen, aber vor den

Schlangen habe ich Angst . . . und nichts in der Welt hatte ich so gern wie den Wald mit seinen Beeren und Pilzen, seinen Vögeln und Insekten, mit seinen Eichhörnchen und Igel, mit dem mir so lieben Geruch der halbverwelkten Blätter . . .

Plötzlich hörte ich, wie ein Schrei: „Ein Wolf kommt!“ das Schweigen durchbrach. Ich schrie auf und lief jammernd auf die kleine Waldwiese, wo ein Bauer pflügte, und ergriff in meiner Angst mit meiner Rechten den Pflug und mit der Linken seinen Arm. „Ein Wolf!“ schrie ich mit erstickender Stimme. — „Wo ist er denn?“ — „Man schrie . . . jemand schrie . . . soeben . . . ein Wolf kommt“, konnte ich nur lispeln. Ich bebte am ganzen Leibe, griff krampfhaft nach seinem Rock und war wohl sehr bleich. Meine Lippen zitterten. Schließlich begriff ich, daß es mir nur geschienen habe, als ob jemand geschrien hätte „ein Wolf kommt“, und daß in Wirklichkeit gar kein Wolf da war. Ubrigens glaubte ich den Schrei ganz deutlich gehört zu haben. Auch früher schon war es vorgekommen, daß ich solche Momente erlebte, und das wußte ich ganz genau. In späteren Jahren hörten diese Erscheinungen auf.

II. Bsewolod Solowjeff erzählt in seinen Memoiren: Dostojewskij sagte: „Mir schien es oft, daß ich stürbe — der Tod kam wirklich und ging dann wieder fort . . .“

III. Dostojewskij erzählt: Ich verfallte langsam in den Seelenzustand, in dem ich mich so oft nachts während meiner Krankheit befand und den ich mystisches Entsetzen nenne. Es ist die schrecklichste, qualende Angst vor etwas, das ich selbst nicht bezeichnen kann — vor etwas Unbegreiflichem, Unmöglichem im Zusammenhang der Dinge, das aber unbedingt, vielleicht schon in diesem Moment, aller Vernunft Hohn sprechend, eintritt, zu mir kommt und sich als etwas Unbezwingbares, Fürchterliches, Entsetzliches und Unerbittliches vor mich hinstellt.

IV. Sophia Kowalewskaja erzählt in ihren Jugenderinnerungen: Meine Schwester und ich, wir wußten, daß Dostojewskij an Epilepsie litt. Diese Krankheit aber erweckte in uns einen so tiefen Schrecken und Abscheu, daß wir es niemals gewagt hätten, ihrer auch nur im entferntesten ihm gegenüber Erwähnung zu tun. Zu meiner Verwunderung hat er selbst einmal die Rede darauf gebracht und uns erzählt, unter welchen Umständen der erste Anfall aufgetreten. Er

sagte uns, seine Krankheit habe sich erst nach der Zuchthausstrafe, in der Verbannung, entwickelt. Damals habe er sich in der Einsamkeit und in der Unmöglichkeit, eine lebendige Seele bei sich zu haben, einen Menschen, mit dem man ein vernünftiges Wort hätte wechseln können, gemartert und gequält. Ganz unerwartet besuchte ihn zu jener Zeit ein alter Freund. Es war in der heiligen Osternacht. In der Freude des Wiedersehens vergaßen sie beide gänzlich die Bedeutung dieser Nacht und verbrachten sie in tiefsinnigen Gesprächen, wortberauscht, ohne der vorrückenden Zeit zu achten und ihre eigene Ermüdung wahrzunehmen. Sie sprachen über das, was ihnen am nächsten lag, über Literatur, Kunst, Philosophie, schließlich berührten sie auch religiöse Fragen. Der Freund Dostojewskijs war Atheist. Dostojewskij selbst war ein sehr gläubiger Christ, und jeder von ihnen verfocht mit Eifer seinen eigenen Standpunkt. — „Es gibt einen Gott! Es gibt doch einen Gott!“ schrie Dostojewskij voller Erregung. In diesem Augenblicke ertönten die Kirchenglocken, die frohe Botschaft der Auferstehung verkündend. In der Luft, so schien es, hallten die Töne zitternd wieder. „Und ich fühlte,“ erzählte Dostojewskij, „daß der Himmel auf die Erde herabsank und mich verschlungen hatte. Ich empfand Gott als eine hehre, tiefe Wahrheit und fühlte mich von ihm durchdrungen. „Ja, es gibt einen Gott!“ rief ich —, was nachher geschah, weiß ich nicht. Ihr gesunden Menschen, ihr ahnt nicht, welch herrliches Wohnegefühl den Epileptiker eine Sekunde vor dem Anfall durchdringt. Mahomet erzählt in seinem Koran, er sei im Paradies gewesen. Alle klugen Narrenköpfe behaupten, er sei einfach ein Lügner und Betrüger. Das ist aber nicht wahr, er lügt nicht! Sicher war er im Paradiese während eines epileptischen Anfalls — eine Krankheit, an der er ebenso wie ich litt. Ich weiß nicht, ob diese Wohne Sekunden oder Stunden dauert, aber, glaubt mir, alle Freuden des Lebens möchte ich nicht dafür eintauschen!“ Dostojewskij sprach diese letzten Worte in seiner ihm eigenen Art — leidenschaftlich und erregt flüsternd. Wir alle saßen wie versteinert unter dem Eindruck seiner Worte. Da auf einmal erfaßte uns alle der Gedanke: Gleich kommt ein Anfall! — Sein Mund verzog sich, sein Gesicht zuckte nervös. Dostojewskij las wahrscheinlich in unsern Gesichtern Angst und Furcht. Möglicly hielt er in seiner Rede inne, fuhr mit der Hand über sein Gesicht und lächelte bitter. „Fürchtet euch nicht,“ sagte er, „ich weiß

immer, wann es kommt.“ Wir wurden verwirrt, schämten uns, daß er unsere Gedanken erraten hatte, und vermochten nichts zu erwidern. Bald darauf verließ uns der Dichter; und später erzählte er uns, er habe in dieser Nacht einen schweren Anfall erlitten.

V. Dostojewskij sagte: „Was hat es denn zu sagen, daß dies krankhaft ist? Was ist denn dabei, daß die Erregung anormal ist, wenn ihre Folge eine höhere Harmonie ist und zum Zusammenfließen mit den höchsten Synthesen des Lebens zwingt?“ Diese nebelhaften Vorstellungen schienen ihm selbst ganz klar zu sein. Er zweifelte nicht daran, daß diese Momente wirkliche Schönheit, wirkliches Gebet und die höchste Synthese des Lebens offenbarten. Denn es waren ja keine Träume, welche, durch Opium oder Wein hervorgerufen, die Seele erniedrigen und verzerren. Er besaß eine klare Vorstellung von ihnen. In diesen Momenten konnte er sich mit Bewußtsein sagen: „Ja, es lohnt sich, das ganze Leben für einen solchen Moment hinzugeben. . . In diesen Momenten wird mir das tiefe, wunderbare Wort verständlich: Es wird einst keine Zeit mehr geben.“

[Dr. Lim. Segaloff, Die Krankheit Dostojewskijs. München 1907.]

Vom Kartenlegen. Die englische Schriftstellerin Florence Marryat (1838—1899) erzählt:

Als ich, viele Jahre bevor ich etwas vom Spiritismus hörte, in Brüssel lebte, machte ich die Bekanntschaft einer russischen Dame Mrs. Thorpe, einer Witwe, die als Erzieherin einiger junger Belgierinnen von vornehmer Herkunft angestellt war. Nach einiger Zeit hörte ich von andern Bekannten, daß Mrs. Thorpe sehr geschickt im Kartenschlagen sei, und als wir eines Tages allein waren, bat ich sie, mir doch meine Zukunft vorauszusagen. Mrs. Thorpe bat anfangs, davon abzustehen. Ihre Prophezeiungen hätten sich immer als so zutreffend erwiesen, daß sie sich geradezu davor fürchte, Blicke in die Zukunft zu tun. Auch habe der Baron, in dessen Hause sie angestellt, ihr ernstlich verboten, sich solange sie bei ihm weile, mit Kartenlegen abzugeben. Aber ich bat sie unter Zusicherung unverbrüchlichen Stillschweigens so lange, bis sie schließlich nachgab. Sie sagte mir dann voraus, daß mein [erster] Gatte, der Oberst Roß-Church, der damals in Indien schwer krank darnieder lag, nicht sterben werde, wohl aber sein Bruder Edward Church; daß ich in meiner ersten Ehe noch ein Kind bekommen würde, eine Tochter mit besonders schönem Haar und Teint, die sich als das

begabteste von meinen Kindern erweisen werde; daß ich nach der Geburt dieser Tochter nicht mehr lange mit meinem Manne zusammenleben werde. Alle diese zu jener Zeit wenig wahrscheinlichen Ereignisse sind in der That eingetroffen. Mrs. Thorpe vertraute mir noch, sie habe ihre Kunst von einer Schülerin jener italienischen Gräfin, die dem ersten Napoleon immer die Karten legte. Aber das Kartenlegen ist keine Kunst und kann nicht gelehrt und nicht gelernt werden — es beruht auf Inspiration.

Viele Jahre später, als ich schon begonnen hatte, mich mit dem Spiritismus zu beschäftigen, erzählte mir meine Schwester von einer alten, neben ihr wohnenden Dame, die in Folge ihrer Leistungen im Kartenschlagen im Dorfe fast geächtet worden wäre. Sie fürchte sich aber vor sich selbst und habe erklärt, jene Tätigkeit völlig aufgeben zu wollen. Gleichwohl überredete ich Mrs. Simmonds, so hieß die Kassandra jenes Dorfes, mir die Karten zu legen. Ich mischte also die Karten und hob sie nach Vorschrift ab. Die alte Dame machte ein ernstes Gesicht: „Ihre Karten gefallen mir nicht“, sagte sie, „es steht Ihnen Kummer und Krankheit bevor. Sie werden später als Sie denken nach Hause kommen und dann dort auf dem Tisch einen Brief vorfinden, der Ihnen das Herz zu brechen droht.“ — Das war wenige Tage vor meiner beabsichtigten Heimreise. In der That erkrankte ich, und als ich nach drei Wochen, angegriffen und verstimmt, nach Hause kam, fand ich dort auf dem Tisch einen Brief vor, der mir zeigte, daß mein Einvernehmen mit einem nahen Freunde für immer zerstört sei. Im Jahre 1880 befand ich mich zur Aufführung des Golden Goblin in Accington. Eine dortige Dame, mit der ich bekannt wurde, schlug mir den Besuch bei einer Kartenlegerin vor. Ich fand eine schnupfende fette, alte Frau, die aussah, wie wenn ihr eine Flasche Fusel über alles ginge. Aber alles, was sie über meine Verhältnisse uns sagte und über meine Zukunft voraussagte, erwies sich als richtig.

Heinrich Brugsch, der Agyptologe, erzählt in seinen Lebenserinnerungen „Mein Leben und mein Wandern“ aus dem Jahre 1876, da er als ägyptischer Staatsbeamter eine Agyptische Abteilung auf der Weltausstellung zu Philadelphia einrichten sollte: Ich reiste nach Göttingen, um von meiner Familie Abschied zu nehmen und dann ohne Aufschub die Weiterreise auf einem Bremer Dampfer anzutreten. Im Begriff, in Göttingen zum Bahnhof zu gehen, um

den Frühzug nach Bremen zu benutzen, erhielt ich ein Telegramm: „Der Rhedive ersucht Sie, augenblicklich nach Kairo zurückzukehren.“ — Mit dem nächsten Eilzug schlug ich die Richtung nach Triest ein, um mit dem fälligen Lloyd-Dampfer mich nach Ägypten zurückzubehelben. — Ich hatte seit meiner Abreise keine Zeitung gelesen und war daher nicht wenig überrascht, als mir der Kapitän erzählte, daß auf dem letzten Bremer Dampfer, demselben, den ich hatte benutzen wollen, eine von einem Amerikaner namens Thomas konstruierte „Höllensmaschine“ vorzeitig explodiert sei und mehrere Reisende und sonstige Personen getötet und verwundet habe. Ich dankte Gott im stillen, einer möglichen Gefahr für Leib und Leben durch meine Rückberufung entgangen zu sein, und stellte mich bei meiner Ankunft in Kairo sofort dem Vizekönig vor. In der Annahme, von ihm nachträglich besondere Aufträge für Philadelphia entgegennehmen zu sollen, die er mir nur mündlich mitteilen zu können geglaubt haben mochte, war ich nicht wenig erstaunt, von ihm zu hören, er sei hoch erfreut, mich heil und gesund wiederzusehen, habe mir aber durchaus nichts Besonderes zu sagen. Er habe sich nur bewogen gefühlt, mich durch den Draht zurückzurufen, da in der Nacht ein Traumbild ihm solches angeraten habe, widrigenfalls mir ein großes Unglück bevorstände. — Mit dem nächsten Dampfer trat ich die Rückreise nach Europa an, erreichte von neuem Göttingen, zog aber dann vor, diesmal nicht über Bremen, sondern über Liverpool mit der Cunard-Line nach Amerika zu fahren.

Ein Traum. Der ungarische Dichter Maurus Jofai (gestorben 1904 zu Budapest) erzählt in der Schlesischen Zeitung, Jahrgang 1878, Nr. 377:

Mir träumte, ich befände mich in einer weiten, weiten Wüste, auf einer ebenen, grenzenlosen Fläche. Ich ging ruhig vor mich hin, ich wußte den Weg, auf dem ich bald aus ihr herauszukommen gedachte. Da hörte ich hinter mir ein eigentümliches Geräusch: kleine, rasch und regelmäßig trippelnde Schritte... tripp tripp... tripp tripp... tripp tripp. Zuerst achtete ich kaum darauf. Aber wie es immer fort-dauert, mir dicht auf den Fersen, wird mir das gleichmäßige Geräusch so unangenehm, ich mag es nicht mehr hören, ich drehe mich verdrießlich um... Da sehe ich eine kleine alte Frau in grauen Kleidern; sie mußte mir nachgegangen sein. Sowie ich stillstehe, tut sie's auch. Ich denke: sie wird den Weg nicht kennen, wird hinter dir hergehen, um

auch aus dieser häßlichen Wüste hinauszukommen. Sie sieht nicht zu mir auf, und wie ich in ihr Gesicht blicke, bemerke ich: ihre Augen sind geschlossen, sie ist blind. Ach, ich hatte recht, sie will sich von mir führen lassen. „Mütterchen,“ sage ich zu ihr, „kommen Sie, ich werde Sie führen.“ Sie antwortet nicht und bewegt sich nicht. „Gut,“ denke ich, „du scheinst auch taub zu sein. Tu, was du willst.“ Aber gleich höre ich's auch schon wieder hinter mir, die kleinen kurzen, raschen Schrittschen. Das fatalste Gefühl! Rasch kehr ich mich wieder um, da sehe ich, daß die Frau, wie plößlich überrascht, die Augen schließt, ein paar helle Augen, und wieder stellt sie sich taub und blind. Mir wird es so unheimlich, daß ich ihr nichts sagen kann. Ich wende mich ab und gehe rasch vorwärts, aber immer dicht hinter mir klingt das Trippeln der Alten, und mir kommt das Gefühl: „Du führst nicht die Frau, sondern sie schiebt dich, wohin sie will.“ — „Nun, das soll dir nicht gelingen“, sage ich mir, gehe im Zickzack, nehme andere Richtungen, immer höre ich's: tripp tripp tripp tripp. Ist denn die Wüste nicht bald zu Ende? Da hebe ich die Augen und weit, weit am Horizonte, wo der Weg hinführt, bemerke ich etwas ganz Schwarzes. „Was ist das?“ Ich blicke schärfer hin . . . „das ist ja eine enorme schwarze Grube — das ist ja mein Grab! Ach, dahin willst du mich schieben? Warte, ich werde listiger sein als du.“ Ich wende mich rasch vom Wege ab und gehe im rechten Winkel weiter. Die Frau bleibt immer gleich nahe hinter mir. Nach längerer Zeit blied' ich wieder auf — da, am Horizont steht die schwarze Grube wieder vor mir. Auch dieser Weg führt gerade auf sie zu. „Und du sollst mich doch nicht dahin schieben, verdammte Alte“, sag' ich zu mir und setze mich fest auf den Boden. Die Schrittschen klangen nicht mehr, ich fühle nur die Nähe des Weibes hinter mir. Aber wie ich nun ruhiger die Augen hebe, da — sehe ich — kommt die Grube selbst, leise, langsam, dann schneller aus der Ferne auf mich zu. Mich schaudert's, ich springe auf, wende mich um, und dicht hinter mir steht die Alte, viel größer geworden als ich. Aus großen, weit offenen, hellen Augen blickt sie mit bösem hämischen Lächeln auf mich nieder, die Hände mit den gekrallten Fingern hat sie über mich erhoben — ich versuche, mich gegen sie zu stürzen und über dem Ringen bin ich aufgewacht. —

Böllner-Clade. Aus der Blütezeit des Spiritismus in Deutschland berichtet der Leipziger Universitätsprofessor [Physiker]

Dr. Johann Karl Friedrich Böllner, geboren 1834, gestorben 1882, über Sitzungen, die er in Gegenwart anderer mit dem amerikanischen Spiritisten Dr. med. Henry Slade in Leipzig abgehalten hat:

... Freitag, den 14. Dezember 1877, Vormittag 11 Uhr 10 Minuten bis 11 Uhr 40 Minuten. Zunächst wurde heute eine von den stets bereitgehaltenen Schiefertafeln, die ich selber ausgewählt und gereinigt hatte, mit einem Stückchen Schieferstift offen auf den Fußboden unter den Tisch gelegt. Während nun Slade seine beiden Hände mit den unfern vereint auf dem Tische hielt und seine seitwärts gewendeten Füße stets sichtbar blieben, begann es, jedem von uns gut hörbar, auf der Tafel zu schreiben. Als wir sie aufhoben, lasen wir: „Truth will overcome all error!“ [Die Wahrheit wird allen Irrtum überwinden.] Hierauf wurden zwei Magnetnadeln, eine größere und eine kleinere, in Glasgehäusen völlig eingeschlossen, dicht vor Wilhelm Weber [Universitätsprofessor, Physiker, in Göttingen] hingestellt. Unsere Hände lagen, mit denen Slades verbunden, wie gewöhnlich auf der Tischplatte, mindestens einen Fuß weit von den Magnetnadeln. Möglicherweise begann die kleinere Magnetnadel heftig zu schwingen, bis sie in konstante Rotation geriet, während die größere nur kleine Schwankungen zeigte, die von einer Erschütterung des Tisches herzurühren schienen. Da sich hier offenbar Kräfte betätigten, die auf den Magnetismus der Körper zu wirken imstande waren, so fragte ich Slade, ob wir nicht den Versuch machen wollten, eine unmagnetische Stahlnadel dauernd zu magnetisieren. Slade stuzte anfangs und schien den Erfolg für zweifelhaft zu halten, war aber doch bereit. Ich holte eine größere Anzahl stählerner Stricknadeln und wählte mit Wilhelm Weber zusammen eine aus, die mittels des Kompasses als vollkommen unmagnetisch befunden ward, insofern beide Pole angezogen wurden. Slade legte die Nadel auf eine Tafel, hielt diese unter den Tisch und als er sie nach etwa vier Minuten hervorzog, erwies sich die Nadel an ihrem einen Ende, und zwar nur an einem Ende, als so stark magnetisch, daß Eisenspäne und Nähnadeln daran hafteten und die Nadel des Kompasses damit im Kreise herum geführt werden konnte. Der entstandene Pol war ein Südpol insofern der Nordpol der Kompassnadel angezogen, ihr Südpol aber abgestoßen wurde.

Da wir fast bei allen Sitzungen (während welcher Slades Hände und Füße stets sichtbar geblieben sind) unter dem Tisch uns von Händen

berührt fühlten, wünschte ich ein Experiment, durch welches noch überzeugender die tatsächliche Existenz solcher Hände nachgewiesen werden sollte. Ich schlug daher Herrn Glade vor, ein flaches, bis zum Rande mit Weizenmehl gefülltes Porzellangefäß unter den Tisch stellen zu lassen und dann seinen „Spirits“ den Wunsch auszusprechen, sie möchten, bevor sie uns betasteten, zuerst ihre Hände in das Mehl stecken. Dann mußten die Berührungen sichtbare Spuren an unsern Kleidungsstücken zurücklassen, auch konnten Herrn Glades Hände und Füße auf etwaige Mehlsuren untersucht werden. Ich holte also einen großen Porzellannapf von etwa einem Fuß Durchmesser und zwei Zoll Tiefe, füllte ihn bis zum Rande gleichmäßig mit Mehl und stellte ihn unter den Tisch. Während wir uns zunächst um den eventuellen Erfolg dieses Versuchs gar nicht bekümmerten, sondern mit den magnetischen Experimenten fortfuhren, fühlte ich plötzlich mein rechtes Knie unter dem Tisch von einer großen Hand kräftig umfaßt und vielleicht eine Sekunde lang gedrückt. Und in eben dem Augenblick, als ich dies äußerte und mich erheben wollte, ward der Mehlnapf von unsichtbaren Händen etwa vier Fuß weit unter dem Tische hervorgeschoben. Auf meinem Beinkleid aber befand sich der Mehlabdruck einer großen Hand, während die Mehloberfläche im Napf einen Daumen und vier Finger mit allen Hautfalten und Strukturfeinheiten wiedererkennen ließ. Dagegen ließ sich an Herrn Glades Händen und Füßen nicht die geringste Spur von Mehl nachweisen, und die Maße seiner Hand erreichten die der Mehland nicht annähernd.

Am Sonnabend, den 15. Dezember 1877, versammelten wir uns vormittags um 11 Uhr wieder in meiner Wohnung. Noch während wir, in meinem Arbeitszimmer stehend, ein kleines Frühstück einnahmen und ich mich mit Dr. Glade in der Nähe meines Bücherrepositoriums, etwa zwanzig Fuß vom Ofen entfernt, unterhielt, fiel plötzlich von der Decke des Zimmers ein faustgroßes Stück Steinkohle dicht vor uns nieder. Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich eine halbe Stunde später. Als mein Kollege Scheibner im Gespräch mit Glade eben das Sitzungszimmer verlassen wollte, fiel ein Stück Holz von der Decke herab. Schon am 11. Dezember vormittags hatten wir, nach der Sitzung plaudernd zusammenstehend, plötzlich mein Taschenmesser in der Luft umherfliegen und, glücklicherweise geschlossen, gegen

Scheibners Stirn stoßen sehen, so daß sie noch am andern Tag die Spur davon aufwies.

Viel wichtiger erschienen mir jedoch Versuche, bei denen die Berührungen einen dauernden Eindruck hinterlassen mußten. Zu diesem Zwecke klebte ich einen halben Bogen gewöhnlichen Schreibpapiers auf ein etwas größeres Brett, den Deckel einer Kiste, in der mir Herr Merz aus München vor vier Jahren große Prismen für spektroskopische Zwecke gesandt hatte. Über einer stark rußenden Petroleumlampe ohne Zylinder wurde das Papier gleichmäßig mit Ruß überzogen und alsdann unter den Tisch gelegt, an dem Wilhelm Weber, Glade und ich Platz genommen hatten. Wir hofften, diesmal auf dem beruhten Papier, wieder den Abdruck einer Hand zu erhalten und wendeten unsere Aufmerksamkeit vorläufig magnetischen Experimenten zu. Plötzlich ward das Brett kräftig und etwa einen Meter weit unter dem Tisch hervorgestoßen, und als ich es aufhob, befand sich darauf der Abdruck eines linken Fußes. Sofort ersuchte ich Herrn Glade, mir seine Füße zu zeigen. Er tat es bereitwilligst, aber an seinen Strümpfen befanden sich keine Ruffspuren, und die Länge seines Fußes ergab $22\frac{1}{2}$ cm, während der Fußabdruck $18\frac{1}{2}$ cm maß.

Um indessen allen Zweifeln und auch den „Erklärungsversuchen“, die ihrerseits nicht weniger „wundersam“ waren als die von uns erlebten Tatsachen selber, zu begegnen, schlug ich einen Versuch vor, der, vom Standpunkt einer vierdimensionalen Raumtheorie aus betrachtet, gelingen mußte. Ich nahm eine von mir gekaufte Doppeltafel, d. h. zwei Tafeln, die an der einen Längsseite mit Scharnieren aus Messing verbunden waren und also wie ein Buch aufgeschlagen werden konnten. Beide Tafeln beklebte ich innen auf den einander zugewandten Flächen mit einem halben Bogen von meinem Briefpapier, welches unmittelbar vor der Sitzung in der oben angegebenen Weise gleichmäßig mit Ruß überzogen wurde. Dann schloß ich die Tafel und sagte Herrn Glade, daß, wenn meine Theorie von der Existenz intelligenter vierdimensionaler Wesen in der Natur begründet sei, es für solche Wesen ein leichtes sein müsse, Fußabdrücke auch im Innern der verschlossenen Tafel anzubringen. Glade lachte und meinte, daß dies absolut unmöglich sein würde. Selbst seine Spirits, die er bezog, schienen betroffen, antworteten dann aber doch mit ihrem stereotypen „We will try it“ (Wir wollen versuchen) auf einer Schie-

fertafel. Zu meiner Überraschung willigte Glade ein, daß ich mir die geschlossene Doppeltafel, die ich nicht aus der Hand gegeben hatte, für die Dauer des Versuchs auf den Schoß legte, so daß ich sie stets beobachten konnte. Wir mochten in dem hellerleuchteten Zimmer etwa fünf Minuten am Tisch gegessen haben, auf dem Glades und unsere Hände lagen, als ich plötzlich zweimal einen Druck auf der Tafel verspürte, ohne daß ich irgendetwas Auffallendes an ihr hätte sehen können. Drei Klopflaute im Tisch kündeten an, daß alles vollendet sei, und als ich die Doppeltafel öffnete, befand sich im Innern auf der einen Fläche der Abdruck eines rechten, auf der andern der eines linken Fußes, und zwar anscheinend desselben, dessen Abdruck wir am Abend vorher schon einmal erhalten hatten.

Zur Vervollständigung der Berichte über die in Gegenwart meiner Freunde und Kollegen Fechner [Universitätsprofessor Gustav Fechner, Psychophysiker, Leipzig, Verfasser von „Zend-Avesta“ und „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ u. a.], Scheibner und Wilhelm Weber erfolgten Erscheinungen von sicht- und tastbaren Händen will ich noch nachtragen, daß am 15. Dezember 1877 vormittags 11 Uhr 30 Minuten, als Wilhelm Weber und ich wiederum mit den erwähnten magnetischen Experimenten in Gegenwart Glades beschäftigt waren, plötzlich unter dem Tisch der Rock Webers aufgeknöpft, ihm die goldene Uhr aus der Westentasche genommen und behutsam in seine unter den Tisch gehaltene rechte Hand gelegt wurde. Während dieses Vorganges, der etwa drei Minuten in Anspruch nahm und von Weber in seinen einzelnen Phasen genau beschrieben wurde, befanden sich selbstverständlich Herrn Glades Hände vor unsern Augen auf dem Tische, seine Füße aber in solcher Stellung, daß ihre Benutzung wirklich nicht in Frage kommen konnte. Die Sitzung fand in einem durch vier große Fenster erhellten Eckzimmer meiner Wohnung statt.

Am 3. Mai 1878, abends achteinhalb Uhr, zu Beginn einer Sitzung, an der außer mir noch Herr Oskar von Hoffmann teilnahm, lagen neben andern Gegenständen auch zwei Schneedengehäuse auf dem Tisch, die ich am Vormittag von einem italienischen Ronchylienhändler gekauft hatte. Das kleinere Gehäuse gehörte einer auch bei uns vorkommenden gewöhnlichen Spezies an, das größere nach Aussage des Händlers einer im Mittelländischen Meer beheimateten, deren Namen er mir schriftlich als *caput turbo* angab. Die nahezu kreisförmige

Öffnung dieses Gehäuses hatte einen Durchmesser von etwa drei- undvierzig Millimetern, während das kleinere in seiner größten Ausdehnung nur zweiunddreißig Millimeter maß. Ganz ohne Absicht hatte ich das größere Gehäuse so über das kleinere gestülpt, daß es dieses völlig verbarg. Als Glade nun im Verlauf der Sitzung eine Tafel unter den Tisch hielt, um Schrift darauf zu bekommen, klapperte plötzlich etwas auf der Tafel. Sie ward hervorgezogen, und auf ihr lag das kleinere Schneckenhaus. Ich ergriff es, um etwaige Veränderungen festzustellen, doch hätte ich es fast fallen lassen, so heiß war es. Ich gab es sofort Herrn von Hoffmann, der ebenfalls eine auffallend hohe Temperatur feststellte. Da die beiden Gehäuse die ganze Zeit hindurch unberührt mitten auf dem Tische vor uns gelegen hatten, so fand ich hier das schon oft beobachtete Phänomen der sogenannten Durchdringung von Materie auf eine unerwartete und neue Weise bestätigt.

Am 5. Mai 1878 nachmittags um 4 Uhr 25 Minuten nahmen Herr Dr. Glade, Herr von Hoffmann und ich in einem vom Sonnenlicht erhellten Zimmer am Tische Platz, auf dem sich außer einigen von mir gekauften Schiefertafeln unter anderm auch zwei Pappschachteln befanden. In diese hatte ich bei der ersten Anwesenheit des Herrn Glade in Leipzig im Dezember 1877 einige Geldstücke getan und die Schachteln dann außen mit Papierstreifen fest umklebt. Ich hatte damals gehofft, daß eine Entnahme der Geldstücke ohne Öffnen der Schachteln gelingen würde, doch waren wir dann durch die Mannigfaltigkeit anderer Erscheinungen so in Anspruch genommen, daß ich diesen Versuch bis zur Wiederkehr des Herrn Glade verschieben wollte. Von den Schachteln war die eine kreisrund. Sie enthielt ein größeres Geldstück, ob Taler oder Fünfstück, das war mir nicht mehr erinnerlich. Umklebt war sie mit einem Papierstreifen, dessen Breite ihrer Höhe genau entsprach und dessen Länge sie in mehreren Lagen umschloß. Die kleinere Schachtel war rechteckig und entsprach in ihren Maßen etwa einer Stahlfederschachtel. Sie enthielt zwei kleinere Geldstücke, ob von Kupfer oder Nickel, wußte ich nicht mehr. Verklebt war sie in ähnlicher Weise wie die größere. Jetzt ergriff ich die runde Schachtel und überzeugte mich durch Schütteln von dem Vorhandensein des Geldstückes. Dasselbe tat Herr von Hoffmann und dann auch Herr Glade, indem er fragte, für welchen Zweck ich diese Schachtel bestimmt

hätte. Ich klärte ihn über meine Absicht auf und meinte, daß es eine der schönsten Bestätigungen für die Realität der vierten Dimension sein würde, wenn es seinen unsichtbaren intelligenten Wesen gelänge, jenes Geldstück aus der Schachtel zu nehmen, ohne sie zu öffnen. Glade, wie stets bereit, auf meine Wünsche einzugehen, legte ein Stückchen Schieferstift darauf, und zwar zufällig ein beträchtlich größeres als gewöhnlich, und hielt die Tafel mit seiner rechten Hand halb unter den Tisch. Wir hörten es schreiben, und als die Tafel hervorgezogen wurde, enthielt sie die Aufforderung, noch ein zweites Stückchen Schieferstift daraufzulegen, was sofort geschah. Während nun die beiden Pappschachteln nach wie vor unberührt mitten auf dem Tisch standen, hielt Herr Glade die Tafel mit den zwei Stückchen Schieferstift unter den Tisch. Möglich sah er starr nach einer Ecke des Zimmers und sprach mit dem Ausdruck der Überraschung: „I — see — see — funf and eighteen hundred — seventy — six.“ [Ich — sehe sehe — funf und achtzehnhundert — siebenzig — sechs.] Weder Glade noch ich wußten, was das zu bedeuten habe, und Herr von Hoffmann und ich machten gleichzeitig die Bemerkung, daß funf jedenfalls fünf heißen solle und daß die Lösung des Additionsexempels $5 + 1876 = 1881$ sei. Da hörten wir etwas auf die Tafel fallen. Sie wurde hervorgezogen, und auf ihr lag ein Fünfmarsstück mit der Jahreszahl 1876. Natürlich griff ich sofort nach der größeren Pappschachtel und schüttelte sie. Sie blieb still, war also leer. Schon wollte ich, von diesem Experiment sehr befriedigt, die Sitzung aufheben, als Glade bemerkte, daß er sich noch gar nicht angegriffen fühle, was uns veranlaßte, noch sitzen zu bleiben. Während der nun einsetzenden Unterhaltung erwähnte Glade, daß ihm in Gegenwart des Großfürsten Konstantin von Rußland einmal etwas sehr Merkwürdiges gelungen sei: auf einer Tafel war gleichzeitig mit zwei Schieferstiften geschrieben worden, die ganz zufällig darauf gelegen hatten. Ich schlug vor, den Versuch zu machen. Glade hielt die Tafel mit den zwei Stückchen Schieferstift unter den Tisch, und alsbald hörten wir schreiben. Als die Tafel hervorgezogen wurde, stand darauf (in englischer Sprache) „10 Pfennig 1876. 2 Pfennig 1875. Dies mag für euch ein Beweis sein. Nach dem neunten Tage müßt ihr ruhen oder es wird euch und dem Medium schlecht bekommen. Glaubt mir. Euer Freund.“ Wir bezogen den ersten Teil dieser Botschaft natürlich sofort auf den In-

halt des rechtwinkligen Kästchens. Ich ergriff es, die Münzen klapperten, aber als ich es öffnen wollte, meinten Glade und von Hoffmann, vielleicht würden die Münzen wieder auf die Tafel fallen, die Glade soeben unter den Tisch hielt. Unmittelbar danach hörten wir sie in der Tat fallen, und bei näherer Besichtigung fanden wir Wert und Jahreszahl wie angegeben. Hoherfreut griff ich wieder nach der kleinen Schachtel, mich zu vergewissern, daß sie nicht mehr klappere. Aber wie groß war unser Erstaunen, als sie dies doch tat, und zwar war es, wie wenn das Klappern von zwei Gegenständen herrühre, die alles mögliche, aber keine Münzen sein konnten. Schon wollte ich die Schachtel erbrechen, als Glade vorschlug, seine Geister anzuhalten, uns die Lösung dieses Rätsels schriftlich mitzuteilen. Kaum hatte er eine Tafel mit daraufliegendem Schieferstiftsplitter unter den Tisch geschoben, als uns auf ihr in englischer Sprache mitgeteilt wurde, die beiden Schieferstiftchen von vorhin seien in der Schachtel. In der Tat waren solche nirgends zu finden. Und als ich nun das Kästchen nicht ohne einige Mühe erbrach, befanden sie sich wirklich darin.

In der Vormittagsitzung desselben Tages hatte ich den Wunsch geäußert, noch einmal in recht eklatanter Weise das Verschwinden und Wiedererscheinen eines materiellen Körpers zu beobachten. Sofort zu einem Versuch bereit, bat Dr. Glade Herrn von Hoffmann um irgend ein Buch. Dieser entnahm seinem Bücherrepositorium einen Oktavband, Glade legte ihn auf eine Schiefertafel, hielt sie unter den Tisch und zog sie ohne Buch sofort zurück. Wir untersuchten sorgfältigst Tisch und Zimmer, aber das Buch blieb verschwunden. Nach etwa fünf Minuten ließen wir uns wieder am Tisch nieder, Glade mir gegenüber, Herr von Hoffmann zu meiner Linken. Kaum saßen wir, so fiel das Buch, anscheinend von der Decke herab, auf den Tisch, nachdem es unterwegs, von hinten kommend, mein rechtes Ohr kräftig gestreift hatte. Glade hatte während der ganzen Zeit seine Hände ruhig auf der Tischplatte liegen, behauptete aber, wie gewöhnlich bei solchen physikalischen Phänomenen, Nichts gesehen zu haben, die meinen Freunden und mir niemals aufgegangen sind.

In der Sitzung am folgenden Tage bei hellem Sonnenschein sollte ich aber ganz unvorbereitet Zeuge einer noch viel großartigeren Erscheinung derselben Art sein. Wie gewöhnlich hatten wir am Spieltisch Platz genommen. Mir gegenüber stand ein zweiter, kleinerer, runder

Tisch. Seine Höhe beträgt 37 cm, der Durchmesser seiner Platte 46 cm. Das Material ist Birkenholz und das Gesamtgewicht $4\frac{1}{2}$ kg. Es mochte eine Minute vergangen sein, seit wir uns gesetzt hatten, als der kleine runde Tisch zu schwanken begann. Bald wurden seine Bewegungen lebhafter, und dann näherte er sich, seine drei Füße mir zugewendet, unserm Spieltisch, um sich unter ihn zu legen. Herr Glade war eben im Begriff, mittels Tafel und Schieferstift seine „Spirits“ zu befragen, ob wir noch weiteres zu erwarten hätten, indessen ich mich anschickte, die Lage des kleinen Tisches unter dem unsern näher in Augenschein zu nehmen. Zu unserer denkbar größten Überraschung war aber der Raum unter unserm Spieltisch vollkommen leer, von dem kleinen runden Tisch auch sonst nirgends das geringste zu entdecken. In Erwartung seines Wiedererscheinens nahmen wir von Neuem Platz, und zwar Dr. Glade neben mir, derjenigen Seite unseres Tisches gegenüber, in deren Nähe der kleine runde Tisch anfangs gestanden hatte. Fünf bis zehn Minuten mochten wir in gespannter Erwartung gesessen haben, als Glade plötzlich wieder Lichterscheinungen in der Luft wahrzunehmen behauptete. Obschon ich, wie stets, von solchen nichts zu bemerken vermochte, folgten meine Blicke doch unwillkürlich den seinigen in die verschiedensten Richtungen, während unsere Hände fest übereinanderliegend auf der Tischplatte ruhten, unter welcher infolge der Nähe unserer Plätze mein linkes Bein das rechte Glades andauernd berührte. Immer ängstlicher und erstaunter in den verschiedensten Richtungen nach oben in die Luft blickend fragte mich Glade, ob ich denn gar nichts von den großen Lichterscheinungen sähe. Indem ich diese Frage entschieden verneinte, meinen Kopf aber den Blicken Glades folgend nach der Zimmerdecke hinter mir emporwandte, bemerkte ich plötzlich in der Höhe von etwa fünf Fuß den verschwundenen kleinen Tisch mit nach oben gerichteten Beinen in der Luft, der dann sehr schnell auf die Platte unseres Spieltisches herabschwebte. Obwohl wir beide unwillkürlich mit den Köpfen auswichen, erhielten wir dabei doch jeder einen ziemlich heftigen Stoß, so daß mich die linke Kopfseite vier Stunden später noch schmerzte.

Schließlich will ich noch den Bericht über eine Sitzung nachtragen, die am 15. Dezember 1877 nachmittags 5 Uhr im Hause meines Freundes Oskar von Hoffmann und unter Teilnahme seiner Frau stattfand. Es war die einzige, welche bei teilweiser Verdunkelung des Zimmers

vorgenommen wurde, um zu versuchen, ob sich vielleicht in Gegenwart Glades eine menschliche Gestalt oder doch ein Phantom entwickeln würde, wie solches in Gegenwart der fünfzehnjährigen Miß Cook geschehen war. Um ein sogenanntes Kabinett zu improvisieren, wurde meinem gewöhnlichen Platze gegenüber etwa zwei Meter über dem Fußboden ein Bindfaden quer durch das Zimmer gezogen und daran ein dunkelgrüner Vorhang von der Breite des Tisches befestigt. Glade saß auf seinem gewöhnlichen Platze, ihm zur Rechten Frau von Hoffmann, dann ich und zu meiner Rechten Herr von Hoffmann. Schon hatten wir unsere Hände auf der Tischplatte übereinandergelegt, als ich bemerkte, es sei schade, daß wir vergessen hätten, eine kleine Handschelle auf den Tisch zu stellen. In demselben Augenblick begann es rechts von mir in der Ecke des Zimmers zu klingeln, und dann sahen wir in dem durch von der Straße hereinfallendes Gaslicht nur ganz schwach erhellten Raum eine kleine Handschelle ihren Platz auf einer Etagere verlassen, auf den Fußboden hinabschweben und auf diesem rückwärts sich fortbewegen, bis sie unter unsern Tisch gelangte, wo alsbald das lebhafteste Geklingel begann. Während wir unsere Hände vereint auf der Tischplatte ruhen ließen, erschien plötzlich in einer inmitten des Vorhangs angebrachten Öffnung eine Hand mit der Schelle und setzte sie vor uns mitten auf den Tisch. Ich äußerte den Wunsch, jene Hand einmal fest in der meinen halten zu dürfen. Kaum hatte ich ausgesprochen, als die Hand aufs Neue in der Öffnung erschien, und während ich nun mit meiner linken Handfläche beide Hände Glades bedeckte, ergriff ich mit der Rechten jene Hand und schüttelte sie herzlich. Sie fühlte sich vollkommen lebenswarm an und erwiderte meinen Druck so kräftig, daß ich die größte Lust verspürte, im Hinblick auf die eigentümlichen Erfahrungen mit gelehrten Freunden in dieser Welt, mich von jener Hand in die vierte Dimension entrücken zu lassen, hoffend, bei den intelligenten Wesen in jener Welt mehr Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit anzutreffen als hier.

Soweit Professor Böllner. Seine Berichte wurden, schon bevor er sie in seine „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ (1878/79) aufnahm, vielfach angefochten, als ob er einem Taschenspieler zum Opfer gefallen wäre. Eine Folge davon war, daß er mit ihnen eine heftige Polemik gegen andersdenkende Gelehrte verband. Seine Freunde, besonders auch die Professoren Weber-Göttingen und Fechner-Leipzig, beide

Gelehrte von Weltruf, haben zu ihm gehalten. Andere Wissenschaftler von Weltruf, wie Helmholtz und Virchow, haben beharrlich abgelehnt, Glade ernst zu nehmen, der angeblich in England 1876 durch den Zoologen Professor Lankester des Betrugs überführt worden war. Er soll im Irrenhause gestorben sein.

Der dänische Magnetiseur Karl Hansen. Die Schlesische Zeitung (Breslau) 1880 Nr. 11 berichtet über eine öffentliche Vorstellung:

... Was wir sahen war folgendes: Ein junger Mann wurde stehend in Halbschlaf versetzt, in welchem er dem Magnetiseur anscheinend willenlos mit großer Schnelligkeit im Kreise herum folgte. Dann vermochte er nicht sich auf seinen Namen zu besinnen, auch nicht auf den ersten Buchstaben des Alphabetes... Ein zweiter wurde, in Schlafstarre gebracht, von Hansen aufgehoben und mit Kopf und Füßen auf zwei weit auseinanderstehende Stühle gelegt, worauf der Magnetiseur sich mitten auf ihn stellte... Ein sehr kräftiger junger Mann folgte Hansen willenlos, der ihm weismachte, er sei in seinem Obstgarten. Er pflückte ihm vorgeblich zwei süße Birnen vom Baum und gab sie ihm, der die eine mit sichtlichem Vergnügen verspeiste, die andere einsteckte. Es waren aber rohe Kartoffeln. Dann ließ er ihn Wasser für Portwein trinken, suggerierte ihm, er sei betrunken, und ließ ihn durch einen anderen Hypnotisierten, der sich einbildete, ein Schutzmann zu sein, vorgeblich nach Hause bringen. Mittels einer Tanzmusik brachte er beide dazu, unterwegs miteinander Polka zu tanzen...

Eine sehr jugendliche Gedankenleserin. In den Berichten der Londoner Gesellschaft für Psychische Forschung I. 38 findet sich der folgende Brief:

June 22. Ferndene, Abbeydale near Sheffield. Ich hatte den Vormittag mit Einkäufen verbracht und kam nach Hause, als meine Kinder sich eben zum Mittagessen hinsetzten. Mein jüngstes Kind, ein Mädchen von zwei und einem halben Jahr, empfindsam und von schneller Auffassung, war dabei anwesend. Ich hatte mich soeben zu den Kindern gesetzt, als ich mich plötzlich an einen Vorfall dieses Vormittags erinnerte, den ich meiner Jüngsten erzählen wollte, und ich sah sie an, im Begriff zu sagen: „Mutter sah einen großen schwarzen Hund, in einem Laden, mit krausem Haar.“ Dabei blickte ich ihr fest in die

Augen. Aber noch ehe ich zu sprechen anfang, lenkte irgend etwas meine Aufmerksamkeit ab, und ich beschäftigte mich mit andern Dingen. Zwei Minuten später sagt die Kleine: „Mutter sah einen großen Hund in einem Laden.“ — „Woher weißt du das?“ — „Mit krausem Haar“, setzte sie ganz gelassen hinzu. — „Welche Farbe hatte er, war er schwarz, Eveline?“ fragte einer der älteren Brüder. — „Ja.“ — Sie konnte davon nichts gehört haben, denn ich war ganz allein in dem Laden gewesen und hatte mit niemand von dem Vorfall gesprochen. Caroline Barber.

Willkürliches Sterben. Dr. med. Cheyne-Dublin erzählt: Ein gewisser Oberst Townsend ließ zwei Ärzte kommen, um ihnen seine Fähigkeit nachzuweisen, nach Belieben zu sterben und wieder ins Leben zurückzukehren. Man schritt sogleich zum Versuch. Der Oberst, dessen Puls vorher untersucht und regelmäßig befunden war, legte sich auf den Rücken, und bald war die genaueste Untersuchung nicht mehr imstande, ein Lebenszeichen zu entdecken. Schon wollten die Ärzte fortgehen, in der Meinung, das Experiment sei zu weit getrieben worden und der Oberst sei wirklich tot, als sich leichte Bewegungen am Körper wiedereinstellten und Puls und Bewußtsein zurückkehrten. Am Abend des gleichen Tages wurde das Experiment wiederholt, nun starb aber Townsend wirklich... [Aus Moore, Die Macht der Seele über den Körper.]

Im Kristall. Fräulein A. Goodrich in London, Mitglied der Society for Psychical Research berichtet:

(Nr. 36) Im letzten Januar sah ich im Kristall die Gestalt eines Mannes, der sich an ein schmales Fenster schmiegte und von außen in ein Zimmer blickte. Ich konnte seine anscheinend verhüllten Gesichtszüge nicht erkennen, aber da der Kristall an dem Abend besonders dunkel und das Bild nicht sehr angenehm war, so beharrte ich nicht weiter. Ich dachte, die Vision wäre die Folge eines in meiner Anwesenheit geführten Gespräches über viele Einbruchs- und Diebstahls geschichten aus den letzten Tagen, und vergegenwärtigte mir mit einer gewissen Beruhigung, daß die einzigen Fenster, ebenso in vier Felder geteilt wie das des Bildes, in der Front liegen und völlig unzugänglich sind. Drei Tage später brach ein Feuer in eben diesem Zimmer aus; es mußte vom Fenster her betreten werden, und der Feuerwehrmann trug ein nasses Tuch auf dem Gesicht, um sich vor dem Rauch

zu schützen, der den Zugang von der Tür her unmöglich gemacht hatte.

L a t a . Henry D. Forbes erzählt in seinen „Wanderungen eines Naturforschers im malayischen Archipel“:

... Dieser Zustand wird „lata“ genannt und findet sich vorzüglich bei Frauen, doch habe ich auch Männer in ihm gesehen. Wenn jemand plötzlich erschrickt oder erregt wird, so wird er „lata“. Er verliert die Herrschaft über seinen Willen und muß durchaus alles nachahmen, was er hört oder sieht. Einmal, als ich gerade eine Banane aß, begegnete ich einer Dienerin, die ein Stück Seife in der Hand hielt. Als ich bemerkte, daß sie ein wenig „lata“ war, biß ich herzhaft in die Frucht, worauf sie sofort mit ihrem Stück Seife dasselbe tat. Ein andermal sah sie zu, als ich einige Pflanzen in Papier legte, und da ich den Abscheu der Eingeborenen vor Raupen noch nicht kannte, knipste ich ihr eine solche aufs Kleid. Sie wurde augenblicklich stark „lata“, warf alle Kleider ab und flog wie ein gejagtes Reh die Straße entlang, in ihrer Sprache immerfort das Wort Raupe rufend, bis Erschöpfung sie haltmachen ließ und sie wieder zu sich kam. Einer meiner Diener, der jede Schlange unbedenklich in die Hand nahm, ward „lata“ als er versehentlich eine große Raupe berührt hatte. Einmal wurde die Dienerin meines Wirtes von solchem Paroxysmus befallen, als ihr eine große Eidechse begegnete. Sogleich ließ sie sich, um das Reptil nachzuahmen, auf Hände und Knie nieder und folgte ihm durch Schmutz und Wasser auf allen vieren bis zu dem Baum, auf den die Eidechse sich geflüchtet hatte, hier kam sie wieder zu sich. Ein anderer Fall hatte tragischere Folgen. Eine Eingeborene trat auf eine der giftigsten Schlangen und wurde vor Schrecken dermaßen „lata“, daß sie stehen blieb, die Hand vor den Mund hielt und einen Finger hin und her bewegte, um die zitternde Zunge der Schlange nachzuahmen. Sie wurde von der zornigen Schlange gebissen und starb binnen einer Stunde.

Traumvision. In Dr. Walter Bormanns Buch „Die Nornen“ (Leipzig 1909) erzählt die einst von Eduard Mörike protegierte Schriftstellerin Marie Bauer (die zur Zeit ihres Traumes etwa 50 Jahre alt gewesen sein dürfte):

In einer Märznacht des Jahres 1881 erwachte meine Schwester davon, daß sie mich mehrere Male lebhaft ihren Namen rufen hörte. Erschreckt fragte sie, was ich von ihr wolle. „So schau doch nur ge-

schwind gen Himmel, dann siehst du es ja!“ gab ich, noch träumend, zur Antwort, brach gleich darauf aber in solch Sammern und Wehklagen aus, daß meine Schwester mich aufweckte. Mit den Worten: „Aber das war ja gräßlich, war entsetzlich!“ kam ich zu mir. „Was war denn so?“ fragte meine Schwester gespannt. — „Ja, was?“ — Zunächst wußte ich selber nichts mehr. „Du hast mich herbeigerufen, um hinauf an den Himmel zu sehen“, versuchte meine Schwester mir auf die Spur zu helfen. Nun besann ich mich, und allmählich fiel mir ein, daß ich wieder, so wie einst auf dem Kirchhof von Mergentheim, Riesensbilder am blauen Himmelszelt gesehen hatte, und zwar diesmal von unserm alten Hausgarten aus, und daß ich mich mit lauter Stimme bemüht hatte, meine Schwester aus dem Hause herbeizurufen, damit auch sie des Anblickes theilhaftig werde. — Was ich gesehen und was so erschütternd gewesen, wollte meine Schwester jetzt wissen, aber ich brachte nicht mehr alles, immerhin noch das Folgende zusammen: Meine Augen hatten einen stattlichen Herrn in militärischem Anzuge erblickt. Und ich sah ihn den Arm ausstrecken und den Fuß heben, wie wenn er aus einem Wagen stiege. Die Umgebung war mir völlig fremd. Während ich mich fragte, wer und wo das sei, kamen ein paar Bomben geflogen, barstien vor meinen Augen und spien Feuer und Qualm aus. Als dieser sich verzogen hatte, sah ich den uniformierten Herrn auf dem Erdboden liegen, mit seinem Helm, aber ohne seine Füße. Entsetzt, zitternd, außer mir wandte ich mich ab. Bis ich wieder gen Himmel blickte war das Schreckliche verschwunden, aber gleich Grauensvolles an seine Stelle getreten. Ich sah einen ungewöhnlichen, mehrtheiligen Galgen, an dem hingen acht bis zehn Menschen nebeneinander, „wie die Fledermäuse im Faustturm zu Maulbronn“, sagte ich zu meiner Schwester, und wir sprachen noch lange darüber, was dieser gräßliche Traum wohl Entsetzliches ankündige. — An einem der nächsten Tage trug der Telegraph aller Welt zu, was in Petersburg geschehen war . . .

[Der russische Zar — Alexander II. — wurde am 13. März 1881 durch Sprengbomben ermordet. Die Mörder wurden gehängt.]

Francis Lean. Die englische Schriftstellerin Florence Marryat, (1838—1899) erzählt:

Es war im Juli 1880. Ich hatte mich auf eine Woche nach Brighton begeben, um eine größere literarische Arbeit in Ruhe zu beenden. Den

Tag über schrieb ich, abends ging ich ein wenig spazieren. Bis nach neun Uhr war es noch hell und die Esplanade meist sehr belebt. So suchte ich am Abend des 9. Juli meinen Weg durch die Menge und dachte an meine Arbeit, als ich plötzlich meinen Stieffohn Francis Lean erblickte, der sich an das Pfahlwerk an der Ecke der Klippe lehnte und mich anlächelte. Er war ein hübscher junger Mann von achtzehn Jahren, der, soviel wir wußten, vor fünf Monaten mit einem Segelschiff nach Brasilien gegangen war. Von Kindheit auf ein etwas wilder Bursche, hatte er seinem Vater manche Not und Sorge gemacht, und auch jetzt war mein erster Eindruck ein ärgerlicher, denn ich mußte ja annehmen, daß er nicht abgesegelt, sondern von seinem Schiff entwichen sei. So eilte ich auf ihn zu, doch sobald ich an seiner Seite stand, drehte er sich ganz gelassen um, und ging ruhig einige Stufen, die nach der Bai führten, hinunter. Ich folgte ihm und befand mich bald unter einer Gruppe von Seeleuten, die ihre Netze ausbesserten, doch Francis war nicht mehr hier. Ich wußte nicht, was ich daraus machen sollte, doch der Gedanke kam mir nicht, daß es vielleicht garnicht mein Stieffohn gewesen sein könnte, sondern irgendein anderer junger Mann, der ihm sehr ähnlich gesehen hätte. — In der nämlichen Nacht, als mein Zimmer vom Mondschein fast zu hell beleuchtet war, wurde ich dadurch aufgeweckt, daß jemand den Türgriff drehte. Und wieder stand Francis da, in Seemannstracht, die schirmlose Mütze in der Hand, und lächelte mich an. Ich richtete mich auf, ihn anzureben, da legte er einen Finger an die Lippen und verschwand. — Bald nach meiner Rückkehr nach London begaben wir uns zu dritt, mein Mann, Oberst Lean, mein eigener Sohn und ich, nach den Docks, um das dort liegende Schiff meines Sohnes, der auch junger Seemann war, zu besuchen, und als wir eben durch Poplar gingen, sah ich wieder meinen Stieffohn Francis. Er stand auf der Straße und lächelte mich an. Ich sagte zu Lean: „Soeben sah ich ganz bestimmt Francis dort stehen. Hältst du für möglich, daß er nicht abgesegelt wäre?“ Er lachte mich aus und behauptete, ich hätte höchstens einen Doppelgänger gesehen. — Als wir uns im September in Folkestone aufhielten, traf die Meldung ein, daß Francis beim Aussetzen eines Bootes in der Brandung der Bai von Calao (Brasilien) ertrunken sei, und zwar am 9. Juli.

Zahlenspuh. Dr. Herzkla erzählt in der Wiener Allgemeinen Zeitung vom 9. März 1884:

Ein mir bekannter Ingenieur mußte wegen Augenschwäche längere Zeit in einem dunkeln Raume zubringen. Da begab sich das Merkwürdige, daß er, dessen Gedächtnis sonst nicht sehr zuverlässig war und der sich insbesondere Zahlen schlechterdings nicht merken konnte, plötzlich eine Gedächtniskraft entwickelte, die ihn anfangs in Erstaunen, allmählich aber in die größte Unruhe versetzte. Als es schließlich so weit kam, daß er ein großes, bei Nivellierungsarbeiten aufgenommenes Kartenwerk förmlich auswendig wußte, ging er der Sache ernstlich auf den Grund, und da stellte sich dann heraus, daß er eigentlich gar nicht aus dem Gedächtnis arbeitete, sondern alle jene Ziffern und Daten anschaulich vor sich hatte, die sein im Nebenzimmer arbeitender Assistent mit leiblichem Auge sah und las. Das jagte ihm einen solchen Schrecken ein, daß er aus Angst, wahnsinnig zu werden, seine Arbeiten aufgab. Gesprochen aber hat er über dieses Phänomen fast nie, weil er fürchtete, als Gespensterseher verlacht zu werden.

Carl Peters, geboren 1856 zu Neuhaus an der Elbe, gestorben 1918 zu Woltorf, erzählt am Anfang seines Buches „Die Gründung von Deutsch-Ostafrika“ (eines Buches übrigens, das die männliche deutsche Jugend auch heute noch und vielleicht heute erst recht mit einigem Nutzen lesen würde), Berlin 1906 bei E. A. Schwetschke & Sohn, jetzt Rüsck'sche Verlagsbuchhandlung in Großenwörden (Unterelbe): . . . Mein Vater war 1877 gestorben und hatte meine Mutter mit der Pension einer Pastorenwitwe zurückgelassen. . . . Am Morgen seines Todes saß ich an seinem Bette und er entwickelte mir eine Parallele zwischen Labienus, dem General Cäsars, und Marschall Soult. In der Nacht verschied er . . . Ich promovierte im Sommer 1879 in Berlin und machte im folgenden Jahre mein Examen als Schulamtskandidat . . . Alle diese Examina machte ich meiner Mutter zu Gefallen . . . Ich wußte, daß mir trotzdem die Welt des Handelns offen stand . . . Im November 1880 ging ich nach Hannover und kündigte Vorträge in Literatur, Geschichte und Kunst für junge Damen an . . . und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Diese Dinge kamen alsbald . . . Ich saß also in Hannover und wartete auf eine „Gelegenheit“. Im damaligen wohlregierten Staat der Hohenzollern, der mir durchaus imponierte, gab es solche innere Gelegenheiten nicht. Ans Ausland dachte ich um Neujahr 1881 nicht.

Da, ganz unerwarteter Weise, starb meine Tante Mrs. Karl Engel,

54 Addison Road, W. Kensington. Mein Onkel, Karl Engel, Bruder meiner Mutter, geboren 1818 zu Thiedenwiese bei Hannover, Komponist und ausübender Tonkünstler, lebte seit 1846 in England und war naturalisierter Engländer. Nach dem Tode seiner Frau richtete er die Einladung an mich, ihn in London zu besuchen . . . Im Horoskop für meinen Geburtstag den 27. September 1856 (4—5 Uhr morgens) wird die Zahl 3 als bedeutungsvoll für meinen Lebenslauf, der im Zeichen des Jupiter sich vollziehen soll, genannt . . . Ich bin im allgemeinen, denke ich, nicht besonders abergläubisch, aber von jeher überzeugt gewesen von der mystischen Bedeutung der Zahl, die schon Pythagoras gelehrt hat . . . Alle wichtigen Wendungen und Ereignisse meines Lebens fanden in Jahren statt, deren Zahl sich durch 3 dividieren läßt. . . Das Jahr 1881, das wichtigste in meinem Leben, läßt sich nicht nur durch 3, sondern durch 3×3 dividieren . . . Karl Engel, zu dem ich im Januar 1881 fuhr, hatte eine vollendete künstlerische Erziehung in Deutschland genossen . . . Nach England hatte er sich 1846 mit einem Kontrakt für Orgelkonzerte begeben. Bei einem solchen Konzert lernte ihn meine spätere Tante, Miß Paget aus Leicester, kennen und verlor ihr Herz sogleich an den hochgewachsenen blonden Künstler . . . Nur ungern gab ihre Familie die Einwilligung zur Heirat des reichen Mädchens mit dem Ausländer. Mein Onkel siedelte sich 1850 in London an und gab auf Wunsch der Familie seiner Frau das Spielen in Konzerten auf. Dafür widmete er den ganzen ihm eignen Ernst und Fleiß seinen epochemachenden Arbeiten über die Geschichte der Musik . . . Er war Virtuoso auf elf Instrumenten, aber Meister im wahren Sinne des Wortes auf dem Klavier und der Orgel. Bach, Beethoven und von den Neueren Brahms, waren seine Lieblinge. Wagner galt ihm nur als bedeutendes Talent . . . Jeden Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr ergab er sich seiner musikalischen Leidenschaft, wobei ich zuhören durfte. Nie werde ich diese tränenschweren Stunden vergessen . . . Durch seine Heirat war Karl Engel in einen angesehenen Familienkonnex getreten. Einer seiner Schwäger war Sir William Bowman, der berühmte Augenarzt der Königin Viktoria, ein anderer Mr. Henricks zu Birmingham, der Schwiegervater Chamberlains, der gerade damals als emporsteigender junger Staatsmann — er war Handelsminister — die Augen auf sich zog. Die Kreise, welche dem Onkel offenstanden, öffneten sich auch sofort dem von ihm eingeführten

„foreign nephew“ und ich hatte einen außergewöhnlich frischen Appetit auf „das Leben“ und alle seine Freuden mit nach London gebracht . . . Aber bei so mannigfachen neuen Eindrücken behielt ich doch meine deutschen Pläne unausgesetzt vor Augen . . . meine Absicht war, mich an einer deutschen Universität als Dozent niederzulassen, um dann alsbald die Philosophie mit der Politik zu vertauschen. Ich dachte an eine parlamentarische Laufbahn, wie sie mein „Bettler“ Chamberlain in England gemacht hatte. Mein Onkel versprach mir das hierzu erforderliche Jahrgeld. Infolgedessen betrieb ich auch in London, dann in Eastbourne, Boulogne, Paris, Lunbridge Wells meine philosophischen Studien . . . Ganz besonders aber wick ich schon 1881 von Schopenhauer ab in Hinsicht seiner völligen Entfremdung vom deutschen Wesen. Für das, was vor seiner Nase sich entwickelte, die neue deutsche Art, hatte er nicht das geringste Verständnis; er sah es überhaupt nicht. Es war keine Phrase, wenn ich in der Vorrede von „Willenswelt und Weltwille“ sagte : „ . . . Lange schon, bevor der Kanonendonner von Sedan der Welt deutlich machte, daß die Ara der preußisch-deutschen Militärhegemonie über Europa heraufgezogen sei, galt der Stempel des Deutschtums als ein Ehrenmerkmal im internationalen Wettstreit der Geister . . .“ Karl Engel, der selbst keine Kinder hatte, schlug mir im Januar 1882 vor, er wolle mich adoptieren und zu seinem Universalerben machen, wenn ich mich naturalisieren ließe. Ich könne nach Belieben mich den Wissenschaften hingeben oder mit guten Aussichten in den englischen Staatsdienst eintreten . . . Es schien mir unmöglich, mich von Deutschland zu trennen. Wenn ich heute [1906] auf mein Leben zurückblicke, so muß ich einsehen, daß das für mein Lebensglück verhängnisvoll gewesen ist. Wenn ich meine Latkraft von 1882 an in den Dienst Großbritanniens gestellt hätte, so würde mein Lebenslauf unvergleichlich glänzender geworden sein, und viele bittere, ja tragische Empfindungen wären mir erspart geblieben. Aber das Schicksal führt uns und es lohnt sich nicht, verpaßte Gelegenheiten mit Wehklagen festzuhalten . . . Im April 1882 ging ich mit Onkel Karl nach Hannover, wo meine Mutter wohnte, im Mai ging ich allein nach Berlin, um mich für meinen philosophischen Lehrstuhl vorzubereiten . . .

Während ich „Willenswelt und Weltwille“ herausgab, das im Herbst 1882 erschien, ging in London folgendes vor sich. Mein Onkel war

damals 64 Jahre alt, aber von robuster Konstitution. Da er sich nach der Trennung von mir wieder vereinsamt fand, verlobte er sich mit einem jungen Mädchen, welches meine verstorbene Tante gepflegt hatte. Er hatte mir über solche Möglichkeit Andeutungen schon in London gemacht. Ich hatte mich indes aus naheliegenden Gründen über eine so heikle Frage nicht geäußert; obwohl ich in verschiedener Richtung meine Bedenken hatte. Vor allem wußte ich, daß Karl Engel durch einen solchen Schritt naturgemäß mit seiner englischen Verwandtschaft, ja vielleicht mit seinem ganzen Gesellschaftskreise brechen mußte. Ich vermute, daß diese und andere Erwägungen die letzten Wochen des armen Mannes gequält haben. In der Nacht vor der anberaumten Trauung legte er Hand an sich.

Dies war an einem Freitag, zu Anfang November 1882, geschehen. Ich kam am folgenden Sonntag in der Frühe von einem Ball, den ich in Hannover mitgemacht hatte, nach Hause und fand dort folgende lakonische Drahtmeldung: „Come at uncle Carl Engel found dead“, von der Braut des Verstorbenen. Um 10 Uhr saß ich im Zug nach Blissingen. Am Montag Morgen gegen 8 Uhr bei dichtem Nebel traf ich auf Victoria-Station ein und fuhr sofort nach Addison Road, wo ich alle Einzelheiten des tragischen Ereignisses feststellte. Ich ließ sogleich den Rechtsanwalt des Verstorbenen, Mr. Kirby, aus Leicester kommen und wir stellten am Nachmittag fest, daß ich zum Testamentsvollstrecker ernannt sei. Ich veranlaßte darauf die Familie der Braut, die schon vom Hause Besitz genommen hatte, in höflicher und freundlicher Weise, in ihre eigene Wohnung zurückzukehren. Dem jungen Mädchen habe ich hernach eine hübsche Geldentschädigung für ihren Verlust ausbezahlen können.

Ich werde nie die Empfindungen vergessen, mit denen ich mich am Abend dieses Tages in den gewohnten lieben Räumen allein fand. Die Dienerschaft hatte das Haus nach dem tragischen Ereignis verlassen; ich hatte mir mein Bett im Zimmer des Verstorbenen aufschlagen lassen, inmitten seiner vielen Instrumente und Sammlungen; im Zimmer über mir ruhte die Leiche auf meinem früheren Bett. Dichter Nebel schnitt uns von der Außenwelt ab; im Kamin brannte ein helles Feuer. Ein kaltes Abendbrot war auf einem Seitentisch für mich aufgestellt.

Ich schrieb bis 10 Uhr Briefe und legte mich dann nieder, nach zwei

durchwachten Nächten. Schlaf! Schlaf! Aber die Flamme des Kaminfeuers spielte an den Wänden, bald diese, bald jene Frage hervor-
zaubernd. Ich konnte nicht einschlafen. Um Mitternacht hörte ich
über mir Geräusch. Ich nahm ganz deutlich wahr, wie jemand sich
auf einem Bett bewegte, dann sich erhob. Ein Schritt wie auf nackten
Sohlen ging über den Fußboden meines einstigen Schlafzimmers.
Dann öffnete sich oben die Tür, und jemand kam die Treppe herunter,
auf die Tür des Zimmers zu, in welchem ich lag. Ich erhob mich im
Bett und ergriff die Feuerzange neben mir. Mein Haar muß empor-
gestiegen sein. Dann tappte eine Hand außen über die Tür bis zum
Griff. Der Griff drehte sich und die Tür ging auf. In ihr stand mein
Onkel, eine Kerze in der Hand, in dem Schlafrock, darin ich ihn am
Morgen auf dem Totenbett gesehen hatte, sogar den roten Streifen
an seinem Hals nahm ich wahr, der mich am Morgen entsetzt hatte.
Ich hatte mich im Bett ausgerichtet, voll unsagbaren Grauens. Er
stand 12 bis 15 Sekunden lang in der Tür, lächelnd . . . Dann schloß
sich die Tür, ich hörte den Schritt die Treppe hinauf zurückschlüpfen.
Die Tür oben öffnete und schloß sich; auf dem Bett über mir streckte
ein Körper sich aus . . . Dann war alles still.

Dies ist die einzige und wirkliche „Gespenstererscheinung“, welche ich
je gehabt habe. Die Erklärung überlasse ich der „psycho-research-
society“. Die Tatsache steht fest. Es schien mir am folgenden Morgen,
daß die Leiche anders liege, als am Tag vorher. Ich nahm also an,
daß Onkel Karl scheintot gewesen. Ich ließ eine genaue ärztliche
Untersuchung vornehmen, aber das Inquest, welches am Dienstag-
abend in unserm Dining-Room stattfand, konstatierte den Tod und
erklärte, Karl Engel habe Hand an sich gelegt „while temporary in-
sane“. Ich habe ihn daraufhin am Donnerstag in Kensal Green be-
erdigen lassen.

Als das Inquest abgeschlossen war und die Geschworenen das Haus
verlassen hatten, lief ich in den kleinen Garten, darin ich so oft mit
dem Onkel gegessen hatte, und warf mich schluchzend auf den Rasen.
Die Freude an 54 Addison Road war dahin, ich konnte in dem Hause
nicht schlafen, immer war mir, als stehe jemand hinter mir. Dienstag
nacht — kein Auge geschlossen! Mittwoch abend speiste ich bei meinem
„Wetter“ Herbet Bowman; als ich gegen 11 Uhr nach unserm Hause
zurückkam, erschien es mir, als ob mein Onkel schon an meinem Fenster

stehe und mir zunicke. Ich ging vorbei und schlief die Nacht in einem Hotel nahebei. Dann kam die Beerdigung, und ich ließ das ganze Haus gründlich reinigen und ausräuchern. Donnerstagnacht — kein Schlaf. Freitagnacht — kein Schlaf. Sonnabendnacht — kein Schlaf. Am Sonntagmorgen hatte ich das Gefühl: „Wenn du hier bleibst, verlierst du den Verstand.“ Da ich hierauf keinen Wert legte, zog ich aus, setzte ein altes und halbblindes Charwoman ein und nahm selbst „lodgings“ an der anderen Seite von Holland Park, in Notting Hill. Und nun setzte meine eigentliche englische Lehrzeit ein. Ich mußte Geschäftsmann werden. Dinkels Haus, seine Einrichtung, seine Sammlungen und Bibliothek mußten verkauft, Bonds und Stocks an der Börse realisiert werden. Das mußte flug und vorsichtig gemacht werden . . . Ich hatte mit Aktionären und Rechtsanwälten zu tun. Einen Aktionär, der mich um 200 Pfund betrügen wollte, mußte ich verhaften lassen. Dadurch bekam ich einen Einblick in das schleppende englische Gerichtsverfahren. Gleichzeitig hatte ich als Erbe des literarischen Nachlasses mit Verlegern zu tun. Dazu gesteigerte gesellschaftliche Anforderungen. Ich galt, mit Unrecht, als „großer Erbe“ und fand meinen Frühstückstisch immer voll Einladungen. Vor allem aber bekam ich jetzt eine Ahnung von der wirtschaftlichen Wechselwirkung zwischen Großbritannien und seinen Kolonien. Das Jahr 1882/83 hat mich zum Kolonialpolitiker gemacht, durch den Einblick in das Cityleben und seinen realen Untergrund und durch persönliche Beziehungen zu Überseeern.

Der fliegende Holländer. In dem „Die Fahrt der Bacchante“ betitelten Reisewerk der englischen Prinzen Albert, Georg und Victor, der Enkel der Königin Viktoria, über ihre Fahrt um die Erde 1879 bis 1882 wird unterm 11. Juli 1881 aus der Nähe von Sidney erzählt:

Um vier Uhr früh fuhr der Fliegende Holländer an uns vorüber. Wir sahen ein seltsames rotes Licht, das gespensterhaft ein Schiff beleuchtete. In diesem Lichte hoben sich die Masten, Rahen und Segel einer etwa zweihundert Meter von uns entfernten Brigg sehr deutlich ab. Als das Schiff sich näherte, rief der Ausguck vorn: „Schiff ahoi!“ Auch vom Offizier der Wache wurde das Schiff von der Brücke aus beobachtet, desgleichen bemerkte es der Kadett der Hinterdeckswache. Als er aber auf das Vorderdeck kam, sah er keine Spur mehr. Die

Nacht war hell und klar und das Meer ruhig. Im ganzen haben dreizehn Personen das Schiff gesehen. Die beiden Schiffe „Tour maline“ und „Kleopatra“, die hinter uns segelten, gaben am Morgen Zeichen, um zu fragen, ob wir das merkwürdige Licht gesehen hätten. . . Der Mann, der den Fliegenden Holländer zuerst gemeldet hatte, stürzte einige Stunden später von der Vorderbramstange ab und wurde völlig zerschmettert. Um ein Viertel nach vier Uhr nachmittags drehten wir bei und bestatteten ihn in See. Er war ein prächtiger Mensch und einer der meistversprechenden jungen Leute an Bord, so daß jeder über seinen Verlust ganz traurig ist.

Geh zu Volterra! Der Dozent der Psychologie an der Humboldt-Hochschule zu Berlin, Dr. Richard Baerwald, erzählt in „Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände“ [Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, 560. Bändchen]:

Dr. Nicolas Graf Gonémys aus Korfu, Mitglied der Society for Psychical Research zu London, reist als Sanitätsoffizier nach Zante. Während der Seefahrt verfolgt ihn andauernd eine Gehörshalluzination, die ihm in italienischer Sprache zuruft: „Geh zu Volterra!“ Sie wird so quälend, daß er sich die Ohren verstopft und sich ernstliche Sorgen wegen seiner geistigen Gesundheit macht. In Zante angelangt, erhält er den Besuch eines Herrn Volterra, den er vor zehn Jahren einmal gesehen, aber nie gesprochen und gekannt hatte, und der ihn jetzt als Arzt zu seinem schwer erkrankten Sohne ruft. — Die Familie Volterra bestätigt diesen Bericht des Grafen.

Madame Ritchinoff. Der Universitätsprofessor Dr. Th. Flournoy in Genf hat in Archives de Psychologie über einen seltsamen Traum berichtet, nachdem er die brieflichen Beweise für die genaueste Richtigkeit der mitgeteilten Tatsachen im Original eingesehen hatte. Nach der Wiedergabe dieses Berichtes in der naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 9. April 1905 hat sich die Sache folchergestalt zugetragen:

Am 22. Dezember 1883 schrieb Madame Buscarlet in Genf an Frau Moratieff in Kasan, in deren Hause sie früher Erzieherin gewesen war, unter anderem: . . . Heute nacht hatte ich einen drolligen Traum, den ich Ihnen mitteilen möchte, nicht etwa, weil ich ihm irgendeine Bedeutung beilege, sondern lediglich weil er so drollig ist. Wir beide, Sie und ich, befanden uns auf einem Feldweg, als vor uns ein Wagen vor-

beifuhr, aus dem eine Stimme Sie anrief. Als wir an den Wagen herankamen, sahen wir Fräulein Olga Popoï quer darin liegen; sie hatte ein weißes Kleid an und trug eine mit gelben Bändern garnierte Haube. Fräulein Popoï sagte zu Ihnen: „Ich rief Sie an, weil ich Ihnen mitteilen wollte, daß Madame Mitchinoff [die Vorsteherin des ‚Kaiserlichen Instituts für Höhere Töchter‘ in Kasan] das Institut am 17. verlassen wird.“ Dann fuhr der Wagen davon. Was für spaßhafte Träume es doch manchmal gibt! . . . — Dieser Brief wurde am 24. Dezember in Genf zur Post gegeben und traf am 20. Dezember russischen Stiles in Kasan ein. Sofort wurde er von Herrn Moratieff beantwortet: . . . Nein, geehrte Frau, Ihr Traum vom 10. Dezember [russischen Stiles] ist nicht drollig, nicht spaßhaft, vielmehr ist er rätselhaft, verblüffend, beängstigend. Unsere liebe Frau Mitchinoff, die arme Frau Mitchinoff, hat tatsächlich am 17. das Institut verlassen, aber nur, um niemals wieder dahin zurückzukehren. Ein scharlachartiges Fieber in Verbindung mit Diphtheritis hat sie uns im Laufe von dreimal vierundzwanzig Stunden dahingerafft. Sie starb am 16. um elfdreiviertel Uhr abends, und am 17. um zwei Uhr morgens — ist das nicht rätselhaft! — hat man ihren Leichnam in die benachbarte Kapelle gebracht . . .

Marchandon. Aus Camille Flammarion, Rätsel des Seelenlebens. Zuerst veröffentlicht in Annales des sciences psychiques. 1896. L. d'Ervioux erzählt:

Eine Freundin von mir, Lady A., wohnte in den Champs-Elysées [Paris]. An einem Oktoberabend 1883 hatte ich bei ihr diniert. Trotz ihrem großen Vermögen war sie eine sehr häusliche, ordnungliebende Dame und machte jeden Abend ihre Abrechnung vor dem Schlafengehen. Wie sehr war sie betroffen, als ihr an diesem Abend 3500 Frs. aus der Innentasche ihres Reisekoffers fehlten, in dem sie ihre Juwelen und ihr Geld verwahrte. Das Schloß war nicht verlegt, nur die Ränder der Tasche waren ein wenig verbogen. Und doch war Lady A. überzeugt, daß sie um zwei Uhr nachmittags in Gegenwart ihrer Kammerfrau die Tasche geöffnet und eine Rechnung bezahlt hatte. Dann hatte sie das Geld bestimmt wieder an seinen Platz gelegt. Sie läutete ihrer Kammerfrau und teilte ihr den Verlust mit. Diese mußte auch nichts anzugeben, erzählte aber dem Dienstpersonal von der Sache. Die Folge war, daß der oder die Schuldige Zeit finden konnte, das

Gestohlene in Sicherheit zu bringen. Am andern Morgen früh wurde der Polizeikommissar benachrichtigt. Alles wurde verhört und durchsucht, umsonst. Der Kommissar fragte Lady A., wen sie am ehesten für den Schuldigen halte. Sie bezeichnete ihre ganze Dienerschaft als vertrauenswürdig; ganz ausgeschlossen aber sei von jedem Verdacht der zweite Kammerdiener, ein großer, neunzehnjähriger Mensch, den sie aus einer Art Protektion, die er sich durch seine musterhafte Haltung erworben, „den Kleinen“ zu nennen pflegte.

Um 11 Uhr vormittags schickte Lady A. die Erzieherin ihrer jüngsten Tochter zu mir mit der Bitte, ich möchte diese Dame doch zu der Hellseherin begleiten, deren Fähigkeit ich vor einigen Tagen gerühmt hatte. Ich kannte diese Hellseherin nur vom Hörensagen. Wir machten uns auf den Weg. Die Hellseherin, Frau E., brachte eine mit Kaffeesatz gefüllte Tasse und ersuchte die Erzieherin, dreimal darauf zu blasen. Dann goß sie den Kaffeesatz in eine zweite Tasse. In der ersten blieb in verworrenen Linien nur der festere Kaffee Staub zurück. Darin schien unsere Pythia zu lesen. Sie breitete ihre Karten aus und begann: „Ah . . . ein Diebstahl . . . der Dieb ist im Hause selbst . . . hat sich nicht erst eingeschlichen . . . Warten Sie, jetzt will ich aus dem Kaffeesatz die Einzelheiten herauslesen.“ Sie nahm die Tasse, die Erzieherin mußte wieder dreimal blasen, und jene griff nach ihrem Lorgnon . . . Als hätte sie der Szene beigewohnt, beschrieb sie aufs genaueste das Zimmer der Lady A. Sieben Bedienstete, die sie nach Alter und Geschlecht genau bezeichnete, sah sie im Hause. Dann kam sie wieder in das Zimmer der Lady zurück und beschrieb einen eigenartigen englischen Schrank, wie sie in der Wirklichkeit wohl noch keinen gesehen hatte. „Warum ist dieser Schrank nicht versperrt? Er enthält viel Geld . . . in . . . wie komisch das Ding ist . . . es öffnet sich wie ein Portemonnaie . . . es ist kein Koffer . . . ah, ich weiß . . . ein Reisefackel . . . welche Idee, hier sein Geld aufzubewahren . . . und wie unvorsichtig, es so unverschlössen zu lassen! . . . Die Diebe kennen den Sack wohl . . . sie haben das Schloß nicht verlegt. Sie biegen die Seiten auseinander, und mit einer Schere oder mit einer Pinzette ziehen sie die Banknoten heraus.“ — Wir lassen sie sprechen. Alles, was sie sagt, stimmt mit der Wirklichkeit überein. Sie hält ermüdet inne. Wir beschwören sie, uns den Schuldigen zu nennen. Sie erklärt, dies sei gegen die französischen Gesetze, denn man dürfe lediglich auf okkultes Wissen hin nie-

mand als einen Verbrecher bezeichnen. Da wir nun weiter in sie dringen, erklärt sie, das Geld werde niemals gefunden und der Dieb für den Diebstahl nicht bestraft werden, aber in zwei Jahren werde er die Todesstrafe erleiden. — So oft sie von „dem Kleinen“ spricht, sieht sie ihn bei den Pferden. Wir versichern ihr, er sei Kammerdiener und komme mit den Pferden gar nicht in Berührung. Aber sie besteht darauf, ihn bei den Pferden zu sehen.

Vierzehn Tage später entläßt Lady A. ihren Portier und ihre Kinderfrau. Einige Wochen danach tritt „der Kleine“, ohne Gründe anzugeben, aus ihrem Dienst. Das Geld wird nicht gefunden. Nach einem Jahre reist Lady A. nach Agypten.

Zwei Jahre nach dem Diebstahl erhält Lady A. eine Aufforderung, als Zeugin vor dem Tribunal de la Seine zu erscheinen. Man hatte den Dieb gefunden. Es war Marchandon, der Mörder Frau Cornets, ehemals der so hochgeschätzte „Kleine“. Wie es die Hellscherin vorausgesagt, erlitt er die Todesstrafe. Im Prozeß wurde festgestellt, daß der Kleine in der Nachbarschaft der Lady A. einen Bruder gehabt hatte der als Kutscher in einem großen Hause bedienstet war. Der Kleine war ein großer Pferdliebhaber und hatte jeden freien Augenblick bei seinem Bruder im Stall zugebracht.

Das Gefühl der Unwirklichkeit. Madame Adermann, die französische Schriftstellerin, die, 1813 als Louise Victorine Choquet zu Paris geboren, 1844 in Berlin den Theologen und Prinzen-erzieher Paul Adermann heiratete und nach dessen Tode 1846 sich nach Nizza zurückzog, wo sie 1890 starb, sagt in ihrem Buche *Pensées d'une solitaire*:

Wenn ich darüber nachdenke, daß ich durch Zufall auf diesen Planeten gekommen bin, der selber wie ein Spielball durch den Weltenraum gewirbelt wird, wenn ich mich von Wesen umgeben sehe, die alle ebenso vergänglich und unbegreiflich sind, wie ich selber, und die alle höchst aufgeregt bloßen Hirngespinnsten nachjagen, so habe ich das sonderbare Gefühl, als befände ich mich in einem Traumzustand. Es scheint mir, als träumte ich, daß ich geliebt und gelitten hätte und nun bald sterben müßte. Mein letztes Wort wird sein: Ich habe geträumt.

Empfindungs-Halluzination und Erscheinung. Der Professor der Philosophie an der Harvard-Universität (Nordamerika) William James erzählt in seinem Buche „Die religiöse Erfahrung in

ihrer Mannigfaltigkeit“, deutsch von Professor Dr. Georg Wobbermin, Breslau 1907:

Ein intimer Freund von mir, einer der hellsten Köpfe, die ich kenne, schreibt in Beantwortung meiner Fragen wie folgt: Ich hatte in den letzten Jahren mehrmals eine Erscheinung. Die Erfahrungen, die ich meine, sind deutlich zu unterscheiden von einer andern Art von Erfahrung, die ich sehr häufig gehabt habe, und die, wie ich vermute, viele Leute gleichfalls eine Erscheinung nennen würden. Aber der Unterschied zwischen diesen beiden Erfahrungen ist für mich so groß wie der zwischen der Empfindung schwacher Wärme, deren Ursprung man nicht genau kennt, und dem Gefühl, bei klarem Bewußtsein mitten im Feuer zu stehen.

Im September 1884 hatte ich die erste Erscheinung. In der vorhergehenden Nacht hatte ich in meinem Zimmer im College unmittelbar nach dem Zubettgehen eine lebhafte Empfindungshalluzination gehabt, als wenn mich jemand am Arm ergriffe. Ich stand auf und durchsuchte das Zimmer nach einem Eindringling, aber die eigentliche Erscheinung kam erst in der folgenden Nacht. Nachdem ich zu Bett gegangen war und das Licht ausgelöscht hatte, lag ich eine Weile wach und dachte noch an die Erfahrungen der letzten Nacht, als ich plötzlich etwas ins Zimmer kommen und dicht an mein Bett treten fühlte. Es blieb nur ein bis zwei Minuten. Ich erfaßte es nicht mit den Sinnen, und doch war ein Gefühl des Grauens damit verbunden. Mehr als jede andere Empfindung erregte es mein tiefstes Innere. Ich empfand einen heftigen, krampfartigen Schmerz, der sich über die Brust verbreitete, aber innerhalb des Organismus war — und doch war das Gefühl nicht sowohl Schmerz als Entsetzen. Auf jeden Fall war etwas in meiner Nähe, und ich empfand seine Gegenwart mit größerer Deutlichkeit, als ich je die Gegenwart irgendeines Geschöpfes aus Fleisch und Blut empfunden habe. Ich bemerkte sein Fortgehen wie sein Kommen: ein flüchtiges Rauschen durch die Thür, und die grauens-erregende Wahrnehmung verschwand.

Als ich mich in der dritten Nacht in mein Schlafzimmer begab, war mein Geist noch mit den Vorlesungen beschäftigt, auf die ich mich vorbereitete, und ich war noch darin vertieft, als ich der Erscheinung, die ich in der Nacht vorher gehabt hatte, wieder gewahr wurde und von neuem das Gefühl des Entsetzens hatte. Ich machte nun die größte

Anstrengung, dieses Etwas, wenn es etwas Böses wäre, dahin zu bringen, mich zu verlassen, oder wenn es nichts Böses wäre, mir zu sagen, wer oder was es sei; falls es sich aber nicht erklären könnte, wollte ich es zwingen zu weichen. Es verschwand wie in der vorhergehenden Nacht, und mein Körper kehrte bald wieder in seinen normalen Zustand zurück.

Noch zweimal in meinem Leben habe ich dasselbe Gefühl des Grauens gehabt. Das eine Mal dauerte es eine volle Viertelstunde. Alle drei Mal war die Gewißheit, daß da im Raum ein Etwas stand, unendlich viel stärker, als wenn ich mich in Gesellschaft lebender Wesen befand. Das Etwas war mir nahe und erschien mir viel realer als irgendeine gewöhnliche Wahrnehmung. Obgleich ich fühlte, daß es mir ähnlich war: endlich, klein und gleichsam bekümmert, so erkannte ich es doch nicht als irgendein Einzelwesen oder als eine bestimmte Person.

Träume. Der Direktor des Psychophysischen Laboratoriums an der Universität Kopenhagen Dr. Alfred Lehmann erzählt in seinem Buche „Aberglaube und Zauberei“, deutsch von Dr. med. Petersen I. = Düsseldorf, Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart 1908:

Ich habe einmal Gelegenheit gehabt zu konstatieren, daß ein langer Traum weniger als fünf Sekunden dauerte, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein Traum durch einen äußeren Reiz, der auch zugleich das Erwachen herbeiführt, hervorgerufen wird. Mehrere Träume dieser Art sind mir mitgeteilt worden; einer der interessantesten ist gewiß folgender: Ein Gutsbesitzer war beim Lesen eines Buches in seinem Bette eingeschlafen. Es träumte ihm nun, daß ein Bandit mit einem Gewehr sich durch die Tür einschliche und dasselbe auf ihn richtete. Er hörte den Schuß fallen, fuhr in demselben Moment auf und hörte die Lampe, die an seiner Seite auf dem Nachttischen brannte mit einem Knalle explodieren, während das brennende Petroleum sich über den Fußboden ergoß. Offenbar hat der Knall der explodierenden Lampe den Schlafenden geweckt; aber obgleich es nur den Bruchteil einer Sekunde erfordert, ehe er zum Bewußtsein kommt und die Lampe explodieren sieht, hat er doch noch Zeit, die ganze Episode vom Banditen zu träumen. — Madestock berichtet von einem andern charakteristischen Traume, den ein Franzose, Rauchart, gehabt haben soll: „Ich war krank und lag zu Bett; meine Mutter saß neben mir. Mir träumte von der Revolutionszeit; ich war zugegen bei den bluti-

gen Mordszenen, wurde vor das Revolutionstribunal geladen, sah Robespierre, Marat, Fouchier-Linville und all die andern, die sich einen Namen in der schrecklichen Zeit erworben hatten; ich diskutierte mit ihnen und wurde endlich nach einer Reihe von Ereignissen, die ich nicht mehr deutlich erinnern kann, zum Tode verurteilt. Angesichts einer ungeheuren Menschenmenge wurde ich auf der Karre nach dem Revolutionsplatze geführt, bestieg das Schafott und wurde vom Scharfrichter an das Brett gebunden; das Beil fiel, und ich fühlte, wie mein Kopf vom Körper getrennt wurde. Hierbei erwachte ich in der furchtbarsten Angst und fand, daß eine Stange des Himmelbettes sich abgelöst und mich im Nacken wie ein Fallbeil getroffen hatte. Meine Mutter versicherte, daß dies in demselben Augenblicke geschehen sei, in dem ich erwachte . . ." So sind mir Beispiele davon mitgeteilt worden, daß Leute im Schlafe geometrische Aufgaben und Rätsel gelöst haben, an denen sie sich im wachen Zustande vergebens abgemüht hatten. Ein älterer bekannter Schriftsteller erzählt, daß er als Student in einem Traum den Anfang eines Gedichtes gemacht hatte, was ihm im wachen Zustande nicht möglich gewesen war; was während des Schlafes „gedichtet“ war, war gut, der Rest taugte leider nichts. — Im hohen Grade interessant ist auch der folgende Traum, den Professor Lütken, Lehrer der Philosophie in Sord auf Seeland, gehabt und häufig in seinen Vorlesungen besprochen hat. Es träumte ihm, daß er in Rio de Janeiro war, wo eine große Illumination anlässlich der Thronbesteigung des Kaisers Don Pedro II. [1840, abgesetzt 1889] stattfand. Ein Transparent zog seine Aufmerksamkeit besonders auf sich; es stand VIVAT DO(N) P(E)D(R)(O) darauf. Er verstand nicht, was das bedeuten sollte, daß vier Buchstaben in Klammern gesetzt waren; aber während er darüber nachdachte, traf er einen Mann, der ihm die Erklärung dazu gab: „Können Sie das nicht verstehen? Es bedeutet: Es lebe Don Pedro! Möge er nur kein Nero werden!“ Das Interessante hierbei ist einmal, daß im Traum ein Rätsel zustande kommt, das der Träumende selbst nicht gleich versteht, und zum andern, daß die Erklärung, die zuletzt gefunden wird, scheinbar von einer andern Person ausgeht . . .

Ein Brief Mark Twains. Der unter dem Namen Mark Twain auch in Deutschland bekannte und als scharfsinniger und humoristischer Beobachter und Erzähler geschätzte amerikanische Schrift-

steller S. L. Clemens erbat seine Aufnahme in die Society for Psychical Research zu London durch folgendes, Hartford, Conn., 4. Oktober 1884 datiertes Schreiben:

Geehrter Herr, ich würde mich in der That sehr freuen, als Mitglied in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, denn „Gedankenübertragung“, wie Sie es nennen, oder „geistige Telegraphie“, wie ich dieselbe Sache zu bezeichnen pflege, beobachte ich mit Interesse schon seit neun oder zehn Jahren . . .

Ich beziehe meine Zigarren zwölfhundert englische Meilen weit von hier. Vor ein paar Tagen, am 30. September, fiel mir plötzlich und sehr lebhaft ein, daß ein Auftrag auf Zigarren, den ich vor drei Wochen erteilt hatte, unbegreiflicherweise noch nicht ausgeführt worden war. Sofort telegraphierte ich, warum dies nicht geschehen sei; wenigstens schrieb ich das Telegramm nieder und wollte es eben abschicken, als ich mir wieder sagte: „Dies ist ja ganz unnötig. Die Leute sind gerade mit deinen Zigarren beschäftigt.“ Denn das war mir aus zwölfhundert Meilen Entfernung übertragen worden.

Kaum habe ich diesen Brief an Sie bis hierhin geschrieben, da tritt sogleich ein Diensthote in mein Zimmer mit den Worten: „Herr, die Zigarren sind angekommen und wir haben in der Küche nicht genug Geld, um die Fracht auszulegen.“ Heute ist der 4. Oktober, Sie sehen, wie begründet mein Vertrauen war. Die Rechnung, die ich vorgestern erhielt, war vom 30. September datiert. Ich wußte ganz sicher, daß die Leute damals irgendwie mit meinen Zigarren beschäftigt waren, sonst würde ich nicht den starken Trieb empfunden haben, telegraphisch danach zu fragen. Indem ich mich so auf die „geistige Telegraphie“ verließ und mich einer Benützung der elektrischen enthielt, sparte ich 50 Cents — für die Armen. (Der Arme bin ich selbst) . . .

Schon im Mai 1878 begann ich einmal ein Kapitel über „Geistige Telegraphie“ zu schreiben und habe zwei oder drei Jahre hindurch gelegentlich einen Abschnitt hinzugefügt. Ich habe mich bisher nicht getraut, diese Arbeit zu veröffentlichen, weil die Leute nur lachen und glauben würden, daß ich wie gewöhnlich Spaß mache. So habe ich dies längst aufgegeben, aber das alte Manuscript habe ich noch immer und mir scheint doch ein Gedanke darin vielleicht erwähnenswert: Es hat sich mir oft bewiesen, daß Menschen eine kristallklare geistige Verbindung miteinander auf weite Entfernungen hin haben können. Um

solche Verbindung mit vollkommener Sicherheit zu erzielen, müssen beide Gemüther für den Augenblick in einer besonders günstigen Verfassung sein. Gut, warum sollte denn nun nicht irgendein Mann der Wissenschaft Mittel und Wege ausfindig machen können, solche für die Verbindung nötige Verfassung willkürlich hervorzurufen. Dann würden wir das langsame und umständliche Telephonieren abschaffen und etwa sagen: „Ich wünsche Verbindung mit dem Gehirn des Polizeimeisters von Peking.“ Da brauchten wir gar nicht einmal die Sprache der Menschen zu kennen. Wir würden mit ihm nur durch Gedanken verkehren und könnten ihm in wenigen Minuten sagen, wozu wir in Worten vielleicht anderthalbe Stunden nötig hätten. Telephone, Telegraphen und Worte sind zu langsam für unser Zeitalter, wir müssen Schnelleres beschaffen. Ihr ergebener S. L. Clemens.

Chiromantik. Heron-Allen erzählt in seinem 1884 bei Routledge in London erschienenen Buche „Chiromancy“:

Vor wenigen Wochen, als ich mich bei Freunden auf dem Lande aufhielt, lernte ich eine junge Dame kennen, die, als sie meinen Namen hörte, mir in lustiger Stimmung sogleich ihre Hand hinhielt und bat: „Können Sie mir nicht irgend etwas Besonderes sagen?“ Sie war mir bis dahin völlig unbekannt gewesen. Ich sah mir ihre Hand an und sagte: „Ich sehe, daß Sie verlobt waren, aber Ihr Stolz widersetzte sich der Verbindung; Sie lösten sie vor ein oder zwei Jahren, und Ihre Gesundheit litt infolgedessen.“ Sofort zog sie ihre Hand zurück und sagte lebhaft erröthend: „Ganz richtig. Und ich habe wirklich darunter gelitten. Niemand als meine Schwester hat je die wahre Ursache erfahren. Es war Stolz.“

Der Traum als Todesanzeige. Der Wiener Nervenarzt Dr. Stedel erzählt in seinem Buche „Die Sprache des Traumes“:

Meine Mutter wachte eines Morgens auf und sagte: „Merkwürdig! Ich habe heute von Onkel J. geträumt. Zehn Jahre vielleicht habe ich an ihn nicht gedacht, und nun plötzlich träumte mir, daß er gestorben sei.“ — Aber wer beschreibt unser Erstaunen, als uns am nächsten Tage ein Brief aus Triest den Traum bestätigte. Der Onkel war in der Nacht des Traumes gestorben.

Marschall Serrano. Die Herzogin de la Torre, Witwe des Marschalls Serrano, erzählt in ihrem Buche „Choses vraies“:

In der Nacht vom 27. zum 28. November 1886 lag der Marschall Serrano im Todeskampf. Seine Kräfte schwanden mehr und mehr. Möglicherweise richtete er sich im Bett auf und befahl seinem Kammerdiener, ihm die Galauniform zu bringen, damit er sich zum Königsschloß begeben könne. „Der König stirbt!“ klagte er verzweifelt, als er sah, daß man keine Anstalten traf, seinen Befehl auszuführen, vielmehr ihn durch Chloral zu beruhigen versuchte. Nach zwei Stunden erwachte er, und mit halberstimmter Stimme bat er von neuem, ihn anzukleiden, indem er solches Verlangen in überzeugendem Tone begründete: „Der König ist tot!“ — Bei Tagesanbruch erfuhren die Madrider gleichzeitig den Tod des Königs Alphons XII. und des Marschalls Serrano.

Kristallsehen. Einzelne Menschen haben die Gabe, auf Glaskugeln, in Spiegeln, in Gefäßen mit spiegelnder Flüssigkeit, auf glänzendem Metall Gestalten oder Bilder zu erblicken, Vorgänge sich abspielen zu sehen oder auch über Zusammenhänge oft an sich geringfügiger Dinge und Erlebnisse durch den Augenschein unterrichtet zu werden.

So erzählt — nach Tischners Einführung in den Okkultismus — Miß Goodrich-Treer in den „Proceedings of the Society for Psychical Research“ (Veröffentlichungen der 1882 in London gegründeten Gesellschaft für psychische Forschung), sie habe eines Tages ein ärztliches Rezept überall vergeblich gesucht und endlich angenommen, es wesentlich vernichtet zu haben. Nach Stunden, in denen sie, von anderen Dingen in Anspruch genommen, dieser Sache gar nicht mehr gedacht, habe sie sich mit ihrem Kristall beschäftigt, der ihr zunächst ein paar bedeutungslose Bilder vorgeführt, dann aber das gesuchte Rezept gezeigt habe, nicht so deutlich, daß sie es hätte lesen können und sehr merkwürdigerweise nicht von der Hand ihres Arztes, sondern von der einer Freundin geschrieben. Das habe sie auf den Gedanken gebracht, unter den Briefen dieser Freundin nach dem Rezept zu suchen, und richtig habe sie es dort gefunden: selbstverständlich von der Hand des Arztes geschrieben, aber von einem Brief der Freundin umschlossen, der sie es vor vier Jahren geliehen und die es ihr damals gleich zurückgeschickt hatte.

Das Gasthaus an der Resselgasse. Fabrikdirektor Lembertz Augsburg erzählt:

Ich habe fast nie Träume, die mir nach dem Erwachen noch erinnern-

lich wären, aber wenn ich welche habe, sind sie so eindringlich und so unheimlich deutlich, daß ich sie nie vergessen kann. Mir träumte schon von Zimmereinrichtungen so klar, daß ich das Tapeten- und das Teppichmuster aufzeichnen konnte, und einmal sah ich ein Türschloß von altmodisch verschönerter Ausführung und höchst verzwickter, aber durchaus einleuchtender Konstruktion so deutlich, daß ich genau dasselbe hätte einem Kunstschlosser in Auftrag geben können. — Das wollte ich vorausschicken, bevor ich einen Traum erzähle, der die Wirklichkeit einer lange vor meiner Geburt stattgehabten Begebenheit, von der ich nie gehört, und ihres Schauplatzes, den ich nie gesehen, mit einer vollkommenen und unerklärlichen Treue widerspiegelt.

Im Juli 1887 mußte ich einer in Aussicht genommenen Ausstellung wegen nach Karlsbad reisen, um dort mit dem Leiter des betreffenden industriellen Unternehmens zu verhandeln. Ich traf einen feinen alten Herrn, der in Wien wohnte und jetzt, wie alljährlich, in Karlsbad die Kur gebrauchte. Ich war noch nie in Wien gewesen, hatte auch, außer vielleicht vom „Stephan“, nie Bilder von Wiener Kirchen, Häusern, Plätzen oder Straßen gesehen, wenigstens nicht die leiseste Erinnerung mehr daran, so daß also der Name Wien keinerlei bestimmte Vorstellungen in mir wachrief. Der alte Herr und ich gelangten schnell zu einem erfreulichen Abschluß. Nachdem wir gemeinsam zu Abend gegessen hatten, zog jeder ziemlich früh sich zurück, jener, weil die Kur es ihm vorschrieb, ich, weil ich von der Reise ermüdet war. — Wie immer schlief ich tief und traumlos bis zum Morgen. Dann wurde ich davon wach, daß einzelne Gäste zur Frühkur aufbrachen. Ich schlief aber bald wieder ein und hatte nun diesen Traum: Ich war in einer fremden Stadt mit schönen Straßen und Plätzen und konnte mich nicht satt sehen an den herrlichen Bauten und am Gewühl der Menschen. Beim Umherschlendern sah ich von weitem eine merkwürdige Kirche mit stolzer, hoher Kuppel. An einer vielstufigen Treppe davor standen zwei gewaltige Säulen mit seltsamen Kapitellen. Als ich näher kam, entdeckte ich an den Säulen plastisches Bildwerk, das sie spiralförmig umwand und in dessen genaue Betrachtung ich mich alsbald vertiefte. Dann wollte ich das Innere der Kirche besichtigen, aber in ebendem Augenblick wurde ihre Tür der eintretenden Dunkelheit wegen geschlossen. So stieg ich die Stufen der Treppe hinab und lenkte meine Schritte planlos in ein Seitensträßchen, dessen Namen „Resselgasse“

ich von einem Schild ablas. Das Sträßchen war nicht lang und endete in einem scharfen Winkel nach einer breiten rechts an Straße. Gerade in diesem Winkel fiel mir ein einfaches Gasthaus auf, dessen Namensschild ich in der zunehmenden Dunkelheit und weil es stark verwittert war, nicht mehr zu entziffern vermochte. Während ich mich hiermit noch mühte, traten zwei Männer aus dem Hause heraus, und ich gewann einen raschen Einblick in die Wirtsstube, die mich ungemein heimelig und sauber anmutete. Es war eine einfache, bürgerliche Gaststätte, darin allerlei kleine Leute zu verkehren schienen: Fischer, Handwerker, Gewerbetreibende. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog mich hinein, und der freundliche Wirt brachte mir — alles im Traum — ein Glas von dem hellen Bier, das ich zum erstenmal in Karlsbad gesehen hatte, und ein Gulasch, das mir auf der Zunge brannte mit seinem Paprika. Ich sah mich nun nach allen Seiten aufmerksam um und prägte mir alle Einzelheiten der Einrichtung ein, die in vieler Hinsicht so ganz anders war als die der Wirtsstuben in meiner Heimat. Die Schenkstube, deren Raum ein Geländer aus gedrehten Säulen abschloß, war mit zinnernen Meßgefäßen behangen, auch die Form der Weingläser war anders als bei uns zu Lande, und manche Gäste tranken aus ganz hohen Gläsern Wein mit Sodawasser. Nach einiger Zeit fragte ich den Wirt, einen älteren Mann mit grauem Kaiserbart, ob ich in seinem Hause über Nacht bleiben könne, was er freundlich bejahte. Als ich mich dann zu Ruhe begeben wollte, führte er mich auf die Straße und durch eine zweite Haustür, die sich ziemlich in der Mitte des Hauses befand, eine steile Treppe hinauf in den ersten Stock, wo rechts und links die Fremdenzimmer waren. Beim Schein einer Kerze las ich über der ersten Tür rechts „Nr. 4“, während ich in das nächste Zimmer, Nr. 5, geführt wurde. Ein sehr einfach ausgestatteter Raum, die Wände weiß getüncht, mit gestrichenen, aber saubereren Möbeln. Über dem Bett mit seinen bunten Bezügen hing in einem schmalen Goldrahmen ein Stuch, der die Schlacht bei Aspern darstellte. Bald lag ich unter dem schweren Federbett, und rasch schlief ich ein. Aber zwischen zwei und drei Uhr wurde ich — alles im Traum — jäh aufgeweckt durch einen entsetzlichen Schrei, der aus dem Nachbarnzimmer kam und auf den ein Geräusch wie von einem schweren Ringen mit verbissenen, halbunterdrückten Ausrufen, dann ein Fall und endlich eine kurze, tiefe Stille folgte. Bald darauf hörte ich Stimmen auf

dem Korridor, die Thür von Nr. 4 wurde aufgerissen, und polternde Schritte stürmten die Treppe hinab. Unten schien ein harter Kampf zu entbrennen. Mit meiner Nachtruhe wars endgültig vorbei. Ich kleidete mich an und ging — alles im Traum — in das Nachbarzimmer. Auf dem Fußboden dort lag in einer dunklen Blutlache ein Mann von orientalischen Gesichtszügen. Er gab kein Lebenszeichen mehr. Mit meiner Kerze leuchtete ich im Zimmer umher: ein zerwühltes Bett, umgeworfene Stühle. Endlich leuchtete ich die Treppe hinab. Da knieten der Wirt und sein Sohn auf einem Manne, mit den Fäusten auf ihn einhauend. Nach und nach erfuhr ich, daß er den Gast auf Nr. 4 ermordet habe und daß die Frau Wirtin zur Polizei gelaufen sei, die dann auch bald erschien und den Kerl mitnahm. An Schlafen war ohnehin nicht mehr zu denken, ich verließ das mir unheimlich gewordene Haus und eilte in die Morgenfrühe hinaus . . . Da wachte ich auf und nach und nach stellte ich fest, daß ich mich in meinem friedlichen Karlsbader Hotelzimmer befand.

Ein halbes Jahr später trat ich meine Stellung in der Nähe von Wien an, wo ich mich von meiner Arbeit so in Anspruch genommen fühlte, daß ich an anderes als jenen Traum zu denken hatte und auch nur ganz selten und dann immer in geschäftlicher Eile nach Wien fahren konnte. — Dann heiratete ich und hatte erst recht keinen Anlaß, jenem Traum nachzudenken. — Da ereignete sich in der Nähe meines Wohnortes ein Mord. Nun fiel mir mein Traum wieder sehr lebhaft ein, und ich erzählte ihn meinen Bekannten. Die versicherten sofort, die Stadt meines Traumes sei Wien, denn meine Traumkirche sei ganz ohne Zweifel die Karlskirche, eine verkleinerte Nachbildung der Peterskirche zu Rom. Ich fuhr nach Wien und suchte die Karlskirche auf und sah mit wachsendem Erstaunen alle Einzelheiten bestätigt, die vielen Stufen der Treppe, die zwei gigantischen Säulen mit den sonderbaren Kapitellen und den spiralförmig die Schäfte umwindenden Skulpturen — alles war mir wohlbekannt, obgleich ich es zum erstenmal mit Augen sah. Aufgeregt und ganz gierig ging ich die Treppe wieder hinunter und wandte mich nach links, um das Sträßchen mit dem Schild „Kesselgasse“ zu finden. Tatsächlich: da war das Sträßchen! da war das Schild! Mir wurde ganz unheimlich zumute. Aber ich mußte weitersehen . . . Das Sträßchen bog bald im Winkel ab. Da stand das Gasthaus mit der mir in jeder Einzelheit bekannten

Lür. Ich trat in die Gaststube ein: kleine Leute, Fischer, Handwerker, Gewerbetreibende saßen darin, sie tranken gespritzten Wein aus hohen Gläsern oder helles Bier. Den Schenkraum umgab ein Geländer aus gedrehten Säulen, er war mit zinnernen Meßgeschirren behängt — alles war ganz genau so, wie der Traum es mir gezeigt hatte. Ich mußte mich setzen, denn mir zitterten die Kniee. Der noch junge Wirt fragte nach meinem Begehren. Ich bestellte, ich weiß nicht mehr was, nur um mich sammeln zu können. Das Gastzimmer wurde leerer. Der freundliche Wirt begann ein Gespräch mit mir, vielleicht war ich ihm unheimlich, denn meine Aufgeregtheit mochte ihm kaum entgangen sein. Ich fragte, ob er diese Gastwirtschaft schon lange führe? — Seit drei Jahren, seit dem Tode seines Vaters, aber schon sein Großvater habe sie innegehabt. — Ob er auch Fremdenzimmer habe? — Jetzt nicht mehr, sein Großvater habe zwar den ganzen ersten Stock dazu eingerichtet, aber sein Vater habe dieses Geschäft aufgegeben. — „Warum?“ — Auf diese Frage wich er zunächst aus, meinte dann leichtthin, es sei einmal etwas sehr Unangenehmes mit zwei fremden Gästen vorgekommen . . . Ich hatte Mühe, ihm nicht ins Gesicht zu schreien, aber ich bezwang mich und fragte auch nur so leichtthin: „Ja, nicht wahr, es ist einmal ein Mord passiert? . . .“ „Freilich, aber woher wissen Sie das? Sie sind doch hier fremd, und die Geschichte hat sich ja schon bei meinem Großvater zugetragen, vor rund sechzig Jahren!“ Ich nahm mich zusammen und bat ihn, mir doch die ehemaligen Fremdenzimmer einmal zu zeigen. Kopfschüttelnd forderte er mich auf, ihm zu folgen. Wir traten auf die Straße hinaus und gingen durch die zweite Haustür in der Mitte des Hauses und eine steile Treppe hinauf. Über der ersten Zimmertür rechts stand noch „Nr. 4“, über der daneben „Nr. 5“. Wie ein Unsinniger riß ich die Lür auf: da war der weißgetünchte Raum mit den gestrichenen Möbeln, und über dem Bett hing in einem schmalen Goldrahmen der Stich, der die Schlacht bei Aspern darstellte . . . Mir schlotterten die Kniee, und ich war wie betäubt. Aber dann ersuchte mich der Wirt so entschieden um eine Aufklärung, daß ich mich faßte und ihm meinen Karlsbader Traum erzählte. Er bestätigte auch hier die Einzelheiten: den Mord, die Gefangennahme des Mörders . . . Der Ermordete war ein reicher Viehhändler aus Ungarn gewesen . . .

Der alte Derwisch. In „Budapesti Hirlap“ vom 19. Februar 1888 berichtet ein Anonymus:

Das Ziel unseres Ausfluges war Kimili-Hassan, eine ehemalige Festung, nicht allzuweit von Constantinopel. Dort führte unser lieber alter Bey uns in einen „Geisterzirkel“. Ein alter Derwisch öffnete, wir stiegen eine Treppe hinan und gelangten in einen durch mehrere Petroleumlampen erhellten Raum. Auf den Divans an den Wänden entlang saßen vielleicht zwölf Personen, mit gekreuzten Beinen, unbeweglich und stumm, ohne von uns Notiz zu nehmen . . . Eine Viertelstunde verging, da öffnete sich ein Vorhang und herein schritt ein alter Derwisch, dem ein etwa zwölfjähriger Knabe in der abgetragenen Uniform eines türkischen Soldaten folgte. Der Derwisch, der uns eingelassen, küßte dem Alten die Hände, die dieser dann wie betend zum Himmel erhob. Dann begann er, den Knaben durch Striche über Kopf und Schläfen und Augenbrauen zu magnetisieren. Der erblaßte und schloß die Augen . . . Jetzt stellte der alte Derwisch seinen Stock senkrecht auf den Boden, er blieb stehen, wie wenn er von unsichtbaren Händen gehalten würde. Dann ergriff der Alte den Knaben, hob ihn wagerecht in die Luft, legte seinen Kopf auf den Knopf des Stodes und ließ ihn los. Der Knabe verblieb steif ausgestreckt in dieser horizontalen Lage . . . Nach einigen Augenblicken aber zog der Derwisch den Stock weg und — der Knabe blieb, bei heller Beleuchtung, drei Schritt von unsern Augen, frei in der Luft schweben . . .

Die sensitive Bäuerin. Dr. Hübbe-Schleiden erzählt im Jahre 1888 in der „Sphinx“ von seinen Versuchen mit einer sensitiven Bauersfrau, der er in Papier gewickelte Gegenstände an die Stirn hielt, ohne selber zu wissen, was in dem einzelnen Päckchen war, da ein anderer es hergestellt hatte:

Während dieser Versuche sprach ich kein Wort, sah sie auch nicht an, sondern schrieb, von ihr abgewendet, möglichst genau nieder, was sie sagte, bei einem folgende Worte: Ganze Wildnis — sehe Vipern — nackte Leute. Herr, sind das Bengels von Leuten! und die großen Bäume! nicht Lannen, nicht Palmen — die Leute sind braun — große Blätter — sehe Schlangen — wieder nackte Leute — sehe eine Schlange mit zwei runden Augen — die springt auf — wieder nackte Leute, einer hat einen Pfeil, der schießt auf was — schönes großes Gras — was ist das? wie bei uns die Blindschlange, aber einen größeren Kopf

— da sind auch Eidechsen — nur große, starke Männer, gar keine Frauen — fünf Holzpfähle, an denen hängt was herunter. — —
Aha, da sind auch kleine Leute — da hat man ein Wassergefäß, das keine Handhabe hat — ein bauchiges Geschirr mit einem schmalen Holz — ein Gebüsch, nicht gar groß, mit großen breiten Blättern, darin bewegt sich was Lebendiges. Schnecke? Schildkröte? Nein, was anderes. — Da! Hütten, eine große mit Vorhang — Menge Leute. Einer hat eine Schlange in der Hand — tot — jetzt kommt einer aus einer Hütte, bunt angezogen. — Jetzt komme ich an ein Wasser. Das ist aber nicht groß — im Schilf am Ufer bewegt sich was — jetzt ein Wald, aber keine Tannen — — —

Der eingewickelte Gegenstand erwies sich hernach als die Kassel einer Klapperschlange.

Graf Stachowitsch. Der Geheime Legationsrat Dr. Rudolf Lindau, geboren 1829, gestorben 1910, erzählt in seinen Reiseerinnerungen von einem russischen Grafen Stachowitsch, wobei er diesen sich über seine hellseherische Veranlagung so äußern läßt:

Ich konnte mich nicht erwehren, jedermann, den ich kannte, ja jedes neue Gesicht, das an mir vorüberging, mit einer mir bis dahin fremden Aufmerksamkeit zu mustern; junge Leute im besondern zogen mich an. Traf ich sie in Gesellschaft ihrer Eltern, so konnte ich die Augen nicht mehr von ihnen abwenden, bis es mir gelungen war, das junge, frische, lebenslustige Gesicht in das müde, scharfe, abgelebte, strenge oder traurige des Vaters oder der Mutter zu verwandeln. Die junge rosige Haut vertrocknete sozusagen unter meinem Blicke und schrumpfte zusammen, oder spannte sich in glänzender Feistheit, der lächelnde frische Mund erschlaffte, die Augen wurden trübe. — Die Sucht, das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu erforschen, wurde zur krankhaften Manie bei mir. Oftmals bereitete sie mir große Unannehmlichkeiten; fremde Leute stellten mich darüber zur Rede, wollten wissen, weshalb ich sie oder Verwandte von ihnen anstarrte. Ich wurde in manchen Streit verwickelt, mußte Entschuldigungen vorbringen, ja mußte mich mehr als einmal schlagen. Ich nahm mir hundertmal vor, mich von meiner ungeselligen Eigentümlichkeit zu heilen, aber sie war bereits stärker geworden als mein Wille und beherrschte mich mehr und mehr. Ich stellte mir Aufgaben: Ich suchte im Theater oder im Konzerte nach einem jungen unbekanntem Gesicht, dann ver-

wandelte ich es in meinem Geiste in das alte, in das „typische“ Gesicht. Darauf wandte ich Künste und Mühe an, als gelte es, ein wertvolles Gut zu erwerben, um die Eltern des jungen Mannes oder Mädchens kennenzulernen. Zu Anfang stellte sich oft heraus, daß ich das zukünftige Gesicht falsch gezeichnet hatte, daß der Vater oder die Mutter des von mir beobachteten Individuums dem Bilde meiner Phantasie gar nicht ähnlich sahen. Dann suchte ich nach dem Grunde meines Irrtums, und in den meisten Fällen fand ich ihn. Ich bildete mir Regeln, ich entdeckte feste Gesetze, nach denen sich das junge Gesicht in das entsprechende alte verwandeln mußte. Mit der Zeit brachte ich es zu einer beinahe vollkommenen Fertigkeit in der peinigenden, unnützen Arbeit, der ich mich, sobald ich neue Gesichter sah, unterzog. Ein einziger scharfer Blick genügte mir jetzt, um das zukünftige Gesicht in dem heutigen zu erkennen. Daher meine unüberwindliche Abneigung gegen gewisse Leute, meine schnell wachsende aufrichtige Freundschaft für andere.

Ich lebte nur kurze Zeit in diesem Zustande, der meiner Lehrzeit, wenn ich so sagen kann, unmittelbar folgte. Nachdem ich in meiner traurigen Kunst Meister geworden war, nachdem ich ganz sicher war, aus einem jeden Gesicht das zukünftige „typische“ Gesicht herstellen zu können, mußte es mir auffallen, daß einige Gesichter sich ganz unerklärlicherweise als gewissermaßen „refraktär“ erwiesen. Ich konnte mir die größte Mühe geben, es war mir unmöglich, diese zu altern. Eines dieser widerspenstigen Gesichter war das meines nur wenige Jahre älteren Bruders, ein anderes das eines jungen Mädchens, einer Freundin meiner Schwester, die ich täglich im Hause meiner Eltern sah, und die ich im geheimen anbetete. „Wie kommt es,“ fragte ich mich, „daß ich diese beiden Menschen nicht alt machen kann?“ — Ich bedeckte mir die Augen mit der Hand und grübelte und sann. Dann erblickte ich die beiden bleich, mit geschlossenen Augen, — aber die jugendlichen Züge unverändert. Bald darauf sah ich sie als Leichen, gerade wie ich sie mit meines Geistes Augen erkannt hatte, leibhaftig vor mir liegen. Sie waren bei einer Wasserfahrt verunglückt und ertrunken.

Mein tiefer Schmerz über den Verlust des geliebten Bruders und der Geliebten meines Herzens wurde durch die Entdeckung meiner unheimlichen Sehergabe beinahe zum Wahnsinn gesteigert. Ich er-

frankte. Wochenlang lag ich zwischen Leben und Sterben. Ich genas von dem Fieber, das mich dem Tode nahe gebracht hatte, aber die alte furchtbare Krankheit, an der ich bereits seit zwei Jahren litt, war nicht geheilt. Ich zog mich ein ganzes Jahr lang auf ein entlegenes Landgut zurück. Ich lebte dort in beinahe vollständiger Einsamkeit. Meine Diener waren alte Leute mit guten Gesichtern oder deren Kinder. Ich hatte sie unter den Leibeigenen meines Vaters mit größter Sorgfalt ausgesucht. Außer ihnen durfte mir niemand nahen. Ich wollte niemand sehen.

Eines Tages brachte mich tödliche Langeweile auf den unglücklichen Gedanken, meine eigenen Züge derselben Prüfung zu unterziehen wie alle anderen Gesichter. Da sah ich mich mit glänzenden Augen, mit hohlen Wangen und bleicher Stirn, aber ich sah mich jung, unzweifelhaft jung. — „Ich werde wie Alexis und Sophie eines frühen Todes sterben“, sagte ich mir, und ich war darüber nicht einmal traurig. Das Leben war mir zur Last — und ich zählte kaum zweiundzwanzig Jahre.

Als der nächste Winter kam, wurde ich der erdrückenden Einsamkeit müde. Ich begab mich auf wenige Tage nach Moskau und von dort nach Paris. Ich wollte versuchen, des kurzen Lebens, das ich vor mir sah, noch einmal froh zu werden, ich wollte auch meine Schwester, die Gräfin Villiers, vor meinem Tode wiedersehen. — Nach wie vor beobachtete ich alle Gesichter, die während der langen Reise an meinen Augen vorüberzogen. Es war mir nun geradezu unmöglich geworden, ein Gesicht anders als in seiner anormalen zukünftigen Form zu sehen. Ich gewöhnte mich daran. Ich lebte, sozusagen, in Gesellschaft alter Leute, die jugendliche, für mich aber vollständig durchsichtige Masken trugen. Ich erkannte dahinter mit Leichtigkeit ihre wahren Gesichter. Einige waren gefällig, gut. An die Eigentümer solcher Gesichter schloß ich mich gerne an. Andere waren abscheulich. Die mied ich einfach, wie ich unangenehme Menschen in der Gesellschaft zu meiden pflegte. Man hielt mich für launenhaft, man nannte mich einen Sonderling. Ich mußte es mir gefallen lassen. Aber meine Krankheit, denn als solche erkannte ich meinen Zustand wohl, sollte noch neue schreckliche Fortschritte machen. Ich stellte dies zum erstenmal auf meiner Reise nach Paris fest.

Als der Zug, in dem ich mich befand, Berviers verlassen hatte, trat

ein Schaffner in das Abteil, um die Fahrtscheine in Augenschein zu nehmen. Er hatte ein „refraktäres“ Gesicht. Ich sah den in meinem Geiste zu frühem Tode Verurteilten mit Teilnahme und Bedauern an, als ich plötzlich ganz deutlich einen breiten roten Strich, einer furchtbaren Wunde ähnlich, auf seiner Stirn erblickte. Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden, solange er in unserm Abteil war, und beobachtete ihn auf allen Bahnhofen, wo wir anhielten. Er war ein hübscher, gewandter junger Mann, der überall unter den Eisenbahnbeamten Freunde zu haben schien, mit denen er sich während des Aufenthaltes bis zum letzten Augenblicke zu unterhalten pflegte. Er ließ den Zug gewöhnlich ruhig abfahren, lief daneben her, bis er seinen Wagen erreicht hatte, und sprang dann mit Sicherheit und Leichtigkeit auf das Brett, das außerhalb der Wagen zum Ein- und Aussteigen angebracht ist.

In St. Quentin hatte der Mann sich etwas verspätet. Ich beobachtete ihn vom Fenster meines Abteils aus. Nur mit Anstrengung aller Kräfte erreichte er noch den letzten, schnell davoneilenden Wagen. Ich sah ihn springen und das Brett mit den Füßen berühren. Seine Hand griff nach einem Halt ohne einen zu finden. Er taumelte — fiel. Ich hörte einen kurzen Schrei. Gleich darauf piff die Lokomotive und hielt an. Mehrere Schaffner sprangen aus dem Wagen und liefen einige hundert Schritt zurück. — Und nach wenigen Minuten brachten sie ihren toten Kameraden herangeschleppt. — Er war mit dem Gesicht auf die Schienen gefallen und hatte sich den Schädel zererschlagen. Auf seiner Stirn sah ich eine klaffende, blutige Wunde . . .

Mrs. Piper. Die in „Trance“ redenden oder schreibenden Medien sind keineswegs selten, aber die Leistungen der meisten sind weder bedeutend noch genügend untersucht. An den Sitzungen des amerikanischen Mediums Mrs. Piper haben ein Vierteljahrhundert hindurch die kritischsten Beobachter teilgenommen. Mrs. Piper lernte die Tranceerscheinungen zum ersten Male kennen, als sie 1884 bei einem blinden Medium Mr. Cole, der vom „Geiste“ eines französischen Arztes namens „Finny“ „kontrolliert“ wurde, ärztliche Hilfe suchte. Schon während des zweiten Besuches wurde sie bewusstlos und vom „Geiste eines Indianermädchens“ ergriffen oder „beseffen“. Sie bildete sich nun in einem Privatkreise zum Medium aus, wobei sie von einem „Geiste“ namens „Dr. Phinuit“ „kontrolliert“ wurde.

Auf den wachsenden Ruf der Mrs. Piper hin beschloß die Society for Psychical Research zu London eine Untersuchung, die die Möglichkeit jeder Art von Täuschung völlig ausschließen sollte. Sie lud Mrs. Piper nach England ein, wo die unbekanntenen Verhältnisse sie ganz auf sich selber anweisen sollten. Bei ihrer Landung in Liverpool wurde sie von Professor D. Lodge empfangen, nach Cambridge begleitet und im Hause des Mr. F. Myers untergebracht. Hier hatte man neue Dienstboten angenommen, die nichts von der Familie und ihren Angelegenheiten wußten und also der Mrs. Piper auch nichts berichten konnten, selbst wenn diese ihnen Geld dafür bieten sollte. Das älteste Kind des Hauses zählte neun Jahre, konnte also auch nicht allzuviel ausagen. Um mögliche Quellen der Belehrung unzugänglich zu machen, hatte Mr. Myers alle Photographien, Albums usw. weggeschlossen. Gleich bei der Ankunft der Mrs. Piper erhielt er die Erlaubnis, ihr Gepäck zu untersuchen. Er fand nichts Auffallendes, auch kein einziges Buch. Die Sitzungen wurden gewöhnlich um elf Uhr vormittags abgehalten, und die Fremden, die zugelassen wurden, von Mr. Myers unmittelbar ins Sitzungszimmer geführt und dort erst und unter falschen Namen der Mrs. Piper vorgestellt. Ungeachtet solcher Vorsichtsmaßregeln waren die Ergebnisse der Sitzungen in England so überraschend glänzend wie die der amerikanischen. Als Beispiel für die Leistungen der Mrs. Piper diene das folgende.

Professor Lodge berichtet:

Ich habe einen sehr alten Oheim, Robert geheißen, von dessen nahen Angehörigen nur noch zwei Brüder leben. Den interessierte ich für die Versuche mit Mrs. Piper und bat ihn, mir irgend etwas zu schicken, was seinem vor zwanzig Jahren gestorbenen Zwillingbruder gehört hätte. Mit der Morgenpost erhielt ich eine wunderliche alte goldene Uhr, die von seinem verstorbenen Zwillingbruder einst getragen und hochgeschätzt worden war. Noch an demselben Vormittag, ehe irgend jemand von dieser Uhr etwas gehört hatte, überreichte ich sie der Mrs. Piper, sobald sie in Trance gekommen war. Fast augenblicklich erklärte „Dr. Phinuit“ durch das Medium Mrs. Piper, die Uhr habe einem meiner Oheime gehört, der infolge eines Falles gestorben sei und der Onkel Robert, seinen noch lebenden Zwillingbruder, sehr liebgehabt habe, auch mit diesem, dem die Uhr jetzt gehöre, sehr gern in Verbindung treten wolle. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es

„Dr. Phinuit“, den Namen des Verstorbenen, Jerry (eine Abkürzung von Jeremiah) anzugeben. Dann sagte er mit Nachdruck und so, als ob eine dritte Person die redende sei: „Dies ist meine Uhr, und Robert ist mein Bruder, und ich bin hier. Onkel Jerry.“ — Auf diese Weise war ich anscheinend mit jemand in Verbindung getreten, der angeblich ein verstorbener Verwandter war, und den ich in seinen letzten Lebensjahren als einen Blinden noch gekannt hatte, dessen früheres Leben mir aber gänzlich unbekannt war. Ich sagte diesem angeblichen Verwandten, daß es, um Onkel Robert von seiner Anwesenheit zu überzeugen, sehr wertvoll sein würde, wenn er einige alltägliche Ereignisse aus ihren gemeinsamen Knabenjahren erzählen könnte, die ich dann genau berichten wolle. Er war durchaus meiner Meinung und ließ in den folgenden Sitzungen „Dr. Phinuit“ eine Anzahl Kleinigkeiten mitteilen, mittels derer es seinem Bruder möglich sein würde, ihn wiederzuerkennen. Bemerkungen über seine Blindheit und Hauptereignisse seines Lebens waren mir weniger wertvoll als manche Einzelheiten aus einer Kindheit, die mehr als ein halbes Jahrhundert zurücklag und die mir natürlich in ihren Einzelheiten ganz unbekannt war, denn auch mein Vater hatte diese seine Brüder nur als Erwachsene gekannt. — „Onkel Jerry“ erinnerte an verschiedene gemeinsame Erlebnisse, z. B. wie er und Onkel Robert beim Schwimmen in der Bucht einmal in Gefahr gewesen wären zu ertrinken, wie sie auf Smiths Feld eine Kage getötet hätten. Dann an die kleine Büchse, die sie besessen hätten und an die lange Schlangenhaut, die seiner Meinung nach heute noch in Onkel Roberts Besitz sei. Alle diese Angaben sind mehr oder weniger vollständig bestätigt worden, obwohl Onkel Robert selber sich nicht mehr an alles erinnern konnte. Des Schwimmens in der Bucht erinnerte er sich, aber er wollte dabei nur Zuschauer gewesen sein, der Schlangenhaut ebenfalls, aber wo sie jetzt sei, wußte er nicht. Das Töten der Kage dagegen stellte er ganz und gar in Abrede, und an Smiths Feld erinnerte er sich auch nicht mehr. Da sein Gedächtnis aber häufig versagt, hatte er die Güte, bei einem andern Bruder, Frank, einem früheren Schiffskapitän, jetzt in Cornwall, anzufragen, ob er von diesen Dingen etwas wisse — selbstverständlich ohne ihm die Veranlassung zu solcher Anfrage anzugeben. Das Ergebnis war, daß die Existenz von Smiths Feld als einem Gelände, worauf die Brüder viel gespielt hatten, mit Sicherheit festgestellt

wurde. Ebenso, daß ein anderer der Brüder dort einmal eine Kage totgeschlagen hatte. Schließlich wurden hinsichtlich des Schwimmens in der Bucht alle Einzelheiten ermittelt: die Helden dieses tollkühnen Unternehmens waren Frank und Jerry gewesen. — Eine andere geringfügige Sache, die aber insofern von Bedeutung ist, als von den alten Herren wohl keiner sich ihrer mehr erinnert hätte, selbst wenn er früher einmal davon gewußt haben sollte, konnte ich selber kontrollieren. „Dr. Phinuit“ bat mich, das Uhrwerk aus seinem Gehäuse zu nehmen und es bei guter Beleuchtung zu untersuchen. Ich würde dann einige Schnitte finden, die Jerry, wie er selber angebe, daran angebracht hätte. In der Tat fand ich einige feine Einschnitte. — Ich hatte das Werk vorher nie aus dem Gehäuse herausgenommen und die Uhr von niemand auch nur anfassen lassen. Auch Mrs. Piper hatte ich die Uhr in ihrem wachen Zustande nicht einmal gezeigt. Erst nach Beendigung der Sitzungen hatte ich die Uhr absichtlich auf dem Tisch liegengelassen. Als Mrs. Piper erwachte, bemerkte sie sie und betrachtete sie sie mit natürlicher Neugier; augenscheinlich wurde sie sich der Existenz der Uhr dabei zum ersten Male bewußt. [Soweit nach Dr. Alfred Lehmann, Aberglaube und Zauberei. Deutsch von Dr. med. Petersen. Stuttgart 1908 bei Ferdinand Enke.]

Über Professor Lodge ist noch zu sagen, daß es sich um den Professor der Physik und Rektor der Universität Birmingham handelt, einen 1851 geborenen Forscher von Weltruf, der zugleich ein sehr eifriges Mitglied der Society for Psychical Research ist. Neuerdings hat sein bei Methuen & Co. in London erschienenenes Buch „Raymond or Life and Death“ Aufsehen gemacht. Es ist dem Andenken seines 1915 als Leutnant in Flandern gefallenen Sohnes Raymond gewidmet, dessen Briefe aus dem Felde seinen ersten Teil bilden. Der zweite enthält Berichte über die Kundgebungen dieses Sohnes nach seinem Tode — in Sitzungen bei Medien — aber auch im Familienkreise durch Klopfen des Tisches, der dritte, letzte, die Ansichten des Vaters über das jenseitige Leben.

Frederik van Eeden. Der holländische Arzt und Schriftsteller Frederik van Eeden, geboren 1860 zu Haarlem, der in Deutschland besonders durch sein Märchen aus dem Tierleben „Der kleine Johannes“ bekannt geworden ist, erzählt im siebzehnten Bande der Berichte der Society for Psychical Research zu London:

Bei einem Aufenthalt in England habe er die Hellseherin Frau Thompson besucht und ihr ein Stückchen Stoff von der Kleidung eines jungen holländischen Selbstmörders vorgelegt. Von diesem, der infolge einer bei einem schon früher unternommenen Selbstmordversuch erlittenen Kehlkopfverwundung stets etwas heiser gesprochen, auch an einem eigentümlichen Husteln gelitten habe, könne in England kaum jemand auch nur das geringste gewußt haben. Gleichwohl habe Frau Thompson oder vielmehr ihr angeblicher „Kontrollgeist“, der sich „Nelly“ genannt, ihm den jungen Mann alsbald genau beschrieben, auch seinen Rufnamen und die Art seines Selbstmordes angegeben. Dabei nun sei ihre Stimme ganz heiser gewesen, und auch das für jenen bezeichnende Husteln habe sich eingestellt. Bei späteren Sitzungen habe an „Nellys“ Stelle der Geist des jungen Mannes selber die „Kontrolle“ übernommen und Dr. van Eeden durchaus die Empfindung gehabt, mit jenem persönlich zu sprechen. Hierbei habe Frau Thompson Gesichtsausdruck und Bewegungen des Abgeschiedenen angenommen, auch unter Benützung einzelner ihr im normalen Zustande fraglos ganz unbekannter holländischer Wörter Einzelheiten aus dessen Leben erzählt, die ihm, Dr. van Eeden, noch völlig unbekannt gewesen wären, die er aber, nach Holland zurückgekehrt, vollkommen bestätigt gefunden habe.

Conrad Ferdinand Meyer erzählte 1890 einem Besucher:
Ich habe einen Herrn in Chur gekannt, einen Kaufmann, der besaß eine solche übersinnliche Gewalt über seinen Buchhalter, daß er ihn jederzeit, ohne ihm irgendein Zeichen zu geben, zu sich kommen lassen konnte. Ich zeigte mich dieser Behauptung gegenüber anfangs ebenso ungläubig wie jetzt Sie. Aber ich ward bekehrt. Jener Herr hat mir ganz unanfechtbare Beweise der Wahrheit erbracht. Warum übrigens daran zweifeln? Es gibt eben wirkliche Kräfte, deren Wesen und Wirken wir noch nicht begreifen können. [Aus „Ein Besuch bei Conrad Ferdinand Meyer“ in „Die Gegenwart“ vom 17. September 1892.]

Zudringlicher Besuch. E. N. v. Reznicek (Berlin) erzählt im Juniheft 1913 der „Süddeutschen Monatshefte“:

... Es war wahrscheinlich im Jahre 1890 (ich habe kein Gedächtnis für Daten), als ich in Prag die Parterrewohnung eines neugebauten Hauses in der Vorstadt Karolinental bezog. (Straßenname und Hausnummer sind mir entfallen.) Nachdem wir einige Wochen vollkommen

ungestört geblieben waren, ertönte einmal in der Nacht zwischen ein und zwei Uhr die elektrische Wohnungsklingel. Wir waren schon zu Bett gegangen; ich stand auf, in der Meinung, es sei der Telegraphenbote, und öffnete die Wohnungstüre — es war aber niemand da. Von da ab klingelte es jede Nacht, beiläufig um dieselbe Zeit, zuerst einmal, zweimal, und kurz, dann immer öfter und länger. Mir begann die Sache sehr lästig zu werden, ich benachrichtigte den Portier des Hauses (der meinte, es seien andere Mieter, die sich einen Spaß erlaubten) und beschloß, die nächste Nacht aufzubleiben, um dem vermeintlichen Ruhestörer aufzulauern. Als die kritische Zeit herannahte, stellte ich mich also, meinem Plane entsprechend, mit gespanntem Revolver im Korridor auf, das Ohr an die Wohnungstüre gelehnt, und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Und — richtig — um die gewohnte Zeit schrillte die Klingel und (obwohl ich niemand hatte kommen hören) sprang ich mit einem Satz hinaus und — sah niemand als den Portier, der, ebenfalls in einer dunklen Ecke, bewaffnet mit einer Holzhacke, auf der Lauer gelegen, auch nichts gesehen hatte und nun die bestimmte Ansicht aussprach, daß an der elektrischen Leitung etwas nicht stimmen müsse. Ich beruhigte mich dabei, gebrauchte aber die Vorsicht, zwischen Klöppel und Glocke einen Holzspan einzuklemmen. Nachdem ich mit dieser Arbeit fertig war und zu Bett gehen wollte, hörte ich draußen ein heftiges Tack-Tack, wie wenn jemand mit knöchernem Finger ungeduldig gegen den Knopf der Klingel drücken würde. Ich sprang wieder hinaus (diesmal hatte ich auch ein Licht) und sehe, wie der besagte Drücker heraus- und hereinspringt, immer schneller Tack—Tack—Tack—Tack, schließlich ununterbrochen und mit wahnsinniger Geschwindigkeit. In diesem Momente fällt der Holzspan (jedenfalls durch den starken Kontakt) herab, und die Glocke gellt in geradezu schauerlicher Weise minutenlang durch die Nacht, so daß nach und nach das ganze Haus zusammengelaufen kam. Mir aber wurde die Sache zu bunt. Ich nahm, kurz entschlossen, die Glocke ganz ab und ging schlafen. Am nächsten Tag kam der Elektriker, klopfte da, horchte dort, und meinte schließlich, es sei nicht ausgeschlossen, daß eine elektrische Störung die Ursache gewesen sei. Es gäbe Nebenströme, Kurzschlüsse und so weiter. Jedenfalls ließ ich die Glocke nicht mehr anbringen und hängt ein Schild heraus: „Es wird gebeten zu klopfen.“ Nun war einige Wochen Ruhe.

Da, eines Nachts, klopfte es um die bewußte Stunde an unsere Schlafzimmertüre. Kurz, aber sehr stark, so daß ich und meine Frau zu gleicher Zeit aus dem Schlafe fuhren. Ich sah nach — nichts zu sehen. Und von diesem Zeitpunkte an klopfte es jede Nacht, und zwar zuerst nur an unserer Türe, dann aber immer mehr, es hämmerte wie mit Fäusten an allen Türen, und schließlich war es, als wenn sich Körper mit der ganzen Schwere dagegen würfen. Nun begann es aber auch aus dem Keller gegen unsere Fußböden zu wettern, kurz, — es war ein Höllenspektakel. Ich hatte die Polizei benachrichtigt, die im Keller gerade während des ärgsten Radaus nachsah, aber ebensowenig entdeckte, wie die Hausbewohner und Hunderte von Menschen, die auf der Straße standen und sich die „Heß“ mit anhörten, denn die Kunde von der „Spukwohnung“ war natürlich schon in weitere Kreise gedrungen, und man sprach im ganzen Viertel von nichts anderem. Ich aber ergriff den besseren Teil der Tapferkeit und zog, von dem Paragrappen der Unbewohnbarkeit Gebrauch machend, stante pede aus. Später erkundigte ich mich noch öfter nach dem Schicksal meiner früheren Wohnung. Sie war lange leer gestanden, später wieder vermietet worden. Von dem Spuk hatte sich (wenigstens solange ich in Prag blieb) nichts mehr gezeigt . . .

Strindberg. Der zu Stockholm 1849 geborene, 1912 gestorbene Dichter August Strindberg erzählt in seiner Autobiographie aus der Mitte der neunziger Jahre:

Beim Abendessen, es ist gegen acht Uhr und die Lampe ist angesteckt, herrscht eine unglückverheißende Stille in unserm kleinen Kreise. Draußen ist es dunkel, die Bäume schweigen, Ruhe überall. Da dringt ein Windstoß, ein einziger, durch die Ritzen der Fenster und stößt ein Gebrüll aus, das dem Laut der Maultrommel ähnlich ist. Dann ist es zu Ende. Meine Mutter wirft mir einen entsetzten Blick zu und drückt das Kind in ihre Arme. In einer Sekunde begreife ich, was dieser Blick mir sagt: Weiche von uns, Verdammter, und ziehe nicht die rächenden Dämonen auf Unschuldige herab. — Alles stürzt ein; das einzige Glück, das mir geblieben ist, bei meinem Töchterchen zu weilen, wird mir genommen, und in dem traurigen Schweigen nehme ich in Gedanken Abschied vom Leben. Nach dem Abendessen ziehe ich mich in das rosa Zimmer zurück, das jetzt schwarz ist, und bereite mich auf einen nächtlichen Kampf vor, denn ich fühle mich bedroht.

Durch wen? Ich weiß es nicht; aber ich fordere den Unsichtbaren heraus, wer es auch sei, der Teufel oder der Ewige, und ich werde mit ihm ringen wie Jakob mit Gott.

Ich sinke auf den Lehnstuhl nieder; da schleicht sich ein beunruhigendes Gefühl durch meinen Körper; ich bin das Opfer eines elektrischen Stroms, ein magnetisches Fluidum scheint von der Wand auszufließen. Ich sammle meine Kräfte und stehe auf um auszugehen.

Die Nacht ist dunkel, und das Dorf schläft, aber die Hunde schlafen nicht, und als einer von ihnen anschlägt, umringt mich die ganze Bande; ihre gährenden Mägen und ihre funkelnden Augen zwingen mich zum Rückzug. Als ich die Thür meines Zimmers wieder öffne, ist es mir, als sei die Stube von lebendigen und feindlichen Wesen bewohnt. Das Zimmer ist ganz voll davon, und ich glaube durch eine Menge zu dringen, als ich mein Bett zu erreichen suche; resigniert und zum Sterben entschlossen falle ich darauf nieder. Aber im letzten Augenblick, wenn der unsichtbare Geier mich unter seinen Schwingen ersticken will, reißt mich jemand vom Bett, und die Jagd der Furien beginnt wieder. Besiegt, zu Boden geschlagen, in Unordnung gebracht, verlasse ich das Schlachtfeld und weiche in dem ungleichen Kampf gegen die Unsichtbaren.

Ich klopfte an die Thür des Salons, der auf der andern Seite des Flures liegt. Meine Mutter, die noch auf ist und betet, kommt und öffnet. Der Ausdruck, den ihr Gesicht annimmt, als sie mich erblickt, flößt mir vor mir selbst ein tiefes Entsetzen ein. — Du wünschst das Kind? — Ich wünsche zu sterben und dann verbrannt zu werden; oder vielmehr: verbrennt mich ledendig! — Kein Wort. Sie hat mich verstanden. Sie bekämpft ihr Entsetzen. Mitleid und Barmherzigkeit der religiösen Frau tragen den Sieg davon; und mit eigener Hand macht sie das Sofa zurecht, dann zieht sie sich in das Zimmer nebenan zurück, wo sie mit dem Kinde schläft.

Zufällig — immer dieser teuflische Zufall! — steht das Sofa dem Fenster gegenüber, und derselbe Zufall hat es gewollt, daß keine Vorhänge da sind, daß also die schwarze Fensteröffnung, die in die Dunkelheit der Nacht hinausgeht, mich angähnt; und außerdem ist es gerade dieses Fenster, durch das der Windstoß heute abend während des Essens geheult hat. Am Ende meiner Kräfte angelangt, sinke ich auf mein Lager nieder, indem ich diesen allgegenwärtigen und un-

vermeidlichen Zufall erwünsche, der mich in der offenbaren Absicht verfolgt, den Verfolgungswahn in mir hervorzurufen. Ich ruhe mich fünf Minuten aus, indem ich die Augen auf das schwarze Bierdeckel hefte; da gleitet das unsichtbare Gespenst über meinen Leib, und ich erhebe mich. Mitten im Zimmer bleibe ich stehen wie eine Statue, ich weiß nicht, wie lange; in einen Säulenhelligen verwandelt, schlafe ich auf sonderliche Art.

Wer verleiht mir Kräfte, um mich leiden zu lassen? Wer versagt mir den Tod, um mich meinen Folterqualen auszuliefern? Ist er es, der Herr über Leben und Tod, den ich beleidigt habe, als ich nach der Lektüre der „Freude zu sterben“ Selbstmordversuche machte, da ich mich schon reif für das ewige Leben hielt?

Rosmisches Bewußtsein. Dr. med. Bude, ein amerikanischer Irrenarzt, erzählt in seinem Buche Cosmic Consciousness (Philadelphia 1901), nachdem er ausgeführt, daß er unter „kosmisches Bewußtsein“ nicht lediglich eine Weitung des allgemein menschlichen Selbstbewußtseins verstehe, sondern daß es bedingt sei von dem Zutritt einer wesentlich neuen Funktion, die von jeder normalen menschlichen Funktion so verschieden sei, wie das allgemein menschliche Selbstbewußtsein sich von jeder Funktion eines, auch des höchstentwickelten Tieres unterscheide:

Ich hatte den Abend mit zwei Freunden zusammen verlebt. Wir hatten Politisches und Philosophisches gelesen und besprochen. Um Mitternacht hatten wir uns getrennt und nun hatte ich noch einen langen Heimweg vor mir. Mein Geist, noch unter dem Eindruck der Gedanken, Bilder und Gefühle, die das Gelesene und Besprochene in uns wachgerufen hatte, war ruhig und friedevoll. Ich war in einem Zustande stillen, fast passiven Genießens. Wie von selbst zogen die Gedanken, Bilder und Gefühle durch meine Seele dahin. Mäglich und ohne irgendein vorangegangenes Vorzeichen fand ich mich von einer feurigen Wolke eingehüllt. Im ersten Augenblick dachte ich an Brand irgendwo in der Nähe, aber dann erkannte ich, daß das Feuer in mir selber war. Und alsbald überflutete mich ein Gefühl unaussprechlicher Freude und Wonne. Auch eine intellektuelle Erleuchtung folgte unmittelbar, wie ich sie nicht zu beschreiben vermag. Jedenfalls gewann ich — nicht eigentlich durch „Glauben“, eher durch „Anschauung“ — die Überzeugung, daß das Universum nicht tote Materie, son-

dern lauter Bewegung und Leben sei. Ich wurde mir des ewigen Lebens in mir selber bewußt. Nicht, wie wenn ich überzeugt worden wäre, dereinst des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, nein, ich hatte das Bewußtsein, es jetzt schon zu besitzen. Ich erkannte, daß alle Menschen unsterblich sind, daß die kosmische Ordnung alles zum Besten der einzelnen wie der Gesamtheit zusammenwirken läßt, daß Liebe das Grundprinzip der Welt, ja aller Welten ist, und daß letzten Endes jedem einzelnen und der Gesamtheit das absolute Glück gesichert ist. — Die Vision dauerte nur wenige Sekunden und war verschwunden. Die Erinnerung aber und mit ihr das Gefühl der Wirklichkeit des Ersehnten ist mir das Vierteljahrhundert hindurch lebendig geblieben, das seitdem vergangen ist. Ich erkannte die Wahrheit dessen, was die Vision mir offenbart hatte, denn ich war zu einem Standpunkt gelangt, von dem aus ich sah, daß es wahr sein müsse. Diese Anschauung, diese Überzeugung, ja ich kann sagen dieses Bewußtsein habe ich nie wieder verloren, auch in Zeiten tiefster Niedergeschlagenheit nicht.

Lord Dufferin. Camille Flammarion erzählt:

Als Lord Dufferin (1891 bis 1896 englischer Botschafter zu Paris) einst bei einem Freunde in Irland zu Besuch war, erwachte er einmal mitten in der Nacht mit einem Gefühl unerklärlicher Beklommenheit. Er ging zum Fenster und erblickte im hellen Mondlicht einen Mann, der etwas auf der Schulter trug. Der Mann näherte sich mit langsamen Schritten, und nun erkannte der Lord, daß es ein Sarg war, was jenem auf der Schulter lastete. Im Vorbeisichgehen hob der Unbekannte seinen Kopf, und der Beobachter sah in ein abschreckend widerwärtiges Gesicht. Die Erscheinung bewegte sich automatisch weiter, bis sie entschwand. Andern Tags war weder im Hause des Gastfreundes, noch in der Umgegend zu ermitteln, wer der Mann gewesen sei und wohin er den Sarg getragen habe, und schließlich glaubte der Lord selber an eine Halluzination. Jahre vergingen. Dufferin wurde zum Botschafter in Paris ernannt und trat sein Amt an. Bald darauf ward er zu einem Diner geladen und beim Betreten des Hotels, worin das Mahl hergerichtet war, geleitete ihn ein Attaché zum Fahrstuhl, den er benutzen sollte, um in den Speisesaal zu gelangen. Plötzlich stieß Lord Dufferin einen Schrei der Überraschung aus: Als Fahrstuhlwärter stand ein Mann vor ihm, der ganz genau jener Erscheinung glich, die ihn einst in Irland so erregt hatte. Er

wollte sich zum Hotelbureau begeben, um die Persönlichkeit des Fahrstuhlwärters festzustellen, aber bevor er dorthin gelangte, erschütterte ein furchtbarer Krach die Halle: das Aufzugseil war gerissen und der Fahrstuhl in den Schacht gestürzt. Die Insassen waren teils tot, teils schwer verletzt. Unter den Toten befand sich der Wärter, der, wie der Lord alsbald erfuhr, nur für diesen Tag aus Hilfsweise angenommen war und von dessen Persönlichkeit man nichts wußte. (Nach der täglichen Rundschau vom 24. April 1921.)

Ein Steinregen. W. G. Grottendieck-Dortrecht (Holland) erzählt:

Im September 1903 war ich Zeuge eines anormalen Vorganges, den ich mit der größten Sorgfalt in allen Einzelheiten beobachten konnte. Ich hatte die Durchquerung der Dschungeln von Palembang nach Djambi (Sumatra) in Begleitung von fünfzig javanischen Eingeborenen beendet. Bei meiner Rückkehr zum Ausgangsorte fand ich meine gewöhnliche Wohnung besetzt. Darum mußte ich meinen Schlaffaß in eine andere, noch unvollendete Hütte schaffen, die aus Balken erbaut und mit getrockneten Kadjangblättern gedeckt war. Die Hütte lag vor der früheren, die Eigentum der Ölkompanie war, in deren Dienst ich stand, sehr weit entfernt. Ich befand mich allein mit dem Diener in der Hütte, die ganz von Dschungel umgeben war. Ich breitete den Schlaffaß auf dem hölzernen Fußboden aus und schlief bald ein. Gegen ein Uhr wurde ich halb wach von einem Geräusch, das durch etwas außerhalb des Moskitonezes in der Nähe meines Kopfkissens Niedergefallenes hervorgerufen war. Ein paar Minuten später war ich ganz wach und sah mich um, was es wohl sein möchte, das da immer wieder von oben niederfiel. Ich bemerkte schwarze Kieselsteine von etwa 2 cm Länge. Ich erhob mich, nahm die Lampe und sah nun, daß die Steine von der Decke herunterkamen, eine Parabel [krumme Linie] beschreiben und neben meinem Kopfkissen niederfielen. Die Steine fielen mit bemerkenswerter Langsamkeit, ich möchte sagen: sie zögerten in der Luft, zugleich aber war das Geräusch ihres Aufschlagens im Verhältnis zur Langsamkeit des Fallens merkwürdig laut.

Ich begab mich ins Nebenzimmer, um meinen jungen malaiischen Diener zu wecken, der auf dem Fußboden neben der Tür fest schlief. Als ich mich über ihn beugte, fielen an der früheren Stelle rasch hinter-

einander zwei Steine nieder. Ich befahl ihm, hinauszugehen und den Dschungel in der Umgebung der Hütte zu untersuchen. Ich selber leuchtete mit der elektrischen Lampe das Blattwerk ab. Unterdessen hörten die Steine nicht auf zu fallen. — Der Junge kam zurück und ich schickte ihn als Wächter in die Küche, während ich selber neben dem Kopfkissen niederkniete, um das Fallen aus nächster Nähe zu beobachten. Ich versuchte die Steine aufzufangen, aber es gelang mir nicht: sie machten in der Luft einen Saß . . . Die ich dann aufhob, waren heiß . . . Nun stieg ich auf die niedrige Zwischenwand, die mein Zimmer von dem des Dieners trennte, um die Decke zu untersuchen. Ich stellte fest, daß die Steine aus der Kadjang-Blatterschicht kamen, die aber nicht durchlöchert war. Neuerdings versuchte ich sie aufzufangen wie sie an mir vorbeisieten, aber vergeblich.

Überzeugt, daß irgend ein Witzbold die Hand im Spiele habe, nahm ich mein Mausergewehr und schoß aus dem Fenster fünfmal in den Dschungel, mit dem Erfolg, daß die Steine in der Hütte mit vermehrter Heftigkeit niederprasselten. Die Schüsse schienen meinen schlaftrunkenen Diener, der inzwischen mit der Meldung, daß in der Küche alles in Ordnung sei, wieder eingetreten war, erst richtig wach zu machen. In dem Augenblick aber, da er selber die Steine fallen sah, packte ihn das Entsetzen. Er schrie, es sei der Teufel, der sie schleudere, und riß aus und verschwand für immer im Dschungel. Sobald er fort war, hörte der Steinregen auf . . .

Lorenz Elasen. Peter Jerusalem erzählt im Juniheft 1913 der Süddeutschen Monatshefte:

Es handelt sich um den im Dezember 1812 zu Düsseldorf geborenen und im Mai 1899 zu Leipzig verstorbenen Historienmaler Lorenz Elasen. Bekannte Werke von ihm schmücken die Rathäuser in Elberfeld und Krefeld. Bei der Lauterkeit und Wahrhaftigkeit seines Wesens halte ich jeden Zweifel an dem, was er mir gelegentlich erzählte, für unangebracht. Es sind Tatsachen, die mir nachträglich auch noch von anderer Seite bestätigt wurden.

Lorenz Elasen besaß in hohem Maße die Gabe des Fernsehens und Voraussehens, die sich sogar auf die alltäglichsten Dinge erstreckte. So war er zum Beispiel jeden Abend in der Lage, seiner Frau zu sagen, ob sie noch einen Besuch erhalten würde oder nicht, wonach sich die alte Dame stets in ihrer Toilette richtete.

Von ernsteren Dingen ist mir aber noch nachfolgendes in der Erinnerung: Elasen war früher Mitglied eines kleinen Leipziger Künstlervereins, der jede Woche einen geselligen Abend zu halten pflegte. Wie gewöhnlich kamen und gingen die Mitglieder zwanglos. An einem dieser Abende stand nun plötzlich Elasen sehr erregt auf und rief, man müsse dem Mitglied N. N., der eine Viertelstunde zuvor die Gesellschaft verlassen hatte, sofort zu Hilfe kommen, er sei von einem Blutsturz befallen worden und liege an der Ecke der und der Straße. Nach anfänglichem Zweifeln und Zaudern entschloß man sich dazu und fand dann die Wahrheit des Gesagten in jedem Punkt bestätigt.

Elasen befand sich einst in Begleitung eines Freundes auf einem Spaziergange durch die Straßen Leipzigs, als er einen ihm bekannten Architekten, den Erbauer der Petrikirche, traf. Der Architekt schloß sich den beiden an, um sich nach einer Weile wieder zu verabschieden. Nach seinem Weggang äußerte Elasen: „Seltsam, heut in sieben Jahren wird er sterben.“ Es traf auf den Tag zu.

Während eines Zeitraums von ungefähr dreißig Jahren pflegte ein Dresdner Regierungsbaumeister jeden Sonntag den ihm befreundeten Elasen zu besuchen, mit dem er seine Pläne durchsprach. Eines Sonntags begleitete wie gewöhnlich das Ehepaar Elasen den Scheidenden bis an die Tür. Als dieser hinter der Biegung der Treppe verschwunden war, wandte sich Elasen an seine Frau mit den Worten: „Heut haben wir ihn zum letztenmale gesehen.“ Am darauffolgenden Mittwoch erhielten sie die Todesnachricht.

Als Elasen selbst im Jahre 1899 an einem Herzschlag gestorben war, zeigte mir seine Frau einen von seiner Hand geschriebenen Zettel, den sie in seinem Portemonnaie gefunden hatte; auf dem stand: „Ich werde mit sechsundachtzig Jahren am Herzschlag sterben.“

Ich könnte noch mehreres mittheilen, ohne jedoch wesentlich Neues hinzuzufügen.

Von mir befragt, auf welche Weise er diese Dinge wahrnehme, entgegnete er, daß es ihm stets sei, als flüstere eine fremde Person ihm die Dinge ins Ohr. Meistens seien ihm diese Mittheilungen sehr unangenehm, doch könne er leider nichts dagegen thun. Er selbst brachte diese Wahrnehmungen mit einer, wie er es nannte, magnetischen Kraft in Beziehung, die sich bei ihm wie eine Art elektrischer Ausstrahlung an den Fingerspitzen zeigte, und die in einem vollkommen dunklen

Raum als mattleuchtende bläuliche Flämmchen oberhalb der Fingernägel sichtbar war.

Träume. Professor Dr. med. Max Dessoir (Berlin) in seinem Buche „Vom Jenseits der Seele“ [Ferdinand Enke, Stuttgart]: Häufiger sind die Träume vom Tod. Vielleicht haben sie die allgemein menschliche Bedeutung, daß sie die Furcht vor dem Sterben lindern können; schlimmer als das traumhafte Sterben vermag es wohl nicht zu sein, und ein klareres Bewußtsein wird in den endgültig letzten Augenblicken des Lebens schwerlich vorhanden sein. Wer solche Träume gehabt hat, der darf sich sagen: Ich weiß, was Sterben ist; so scheue ich den Tod nicht mehr. Aber ihre besondere Wichtigkeit für die Parapsychologie liegt darin, daß aus solchen Träumen — sofern die Grenze zu den Wacherlebnissen hin sich verrückt — der Glaube entspringt, bereits einmal durch den Tod hindurchgegangen zu sein. Ebenso sind manche Menschen davon überzeugt, daß sie früher schon einmal auf der Erde gelebt haben, weil in abnormen Bewußtseinszuständen ihnen anscheinend die Erinnerung wiederkommt. In Wahrheit läßt sich bei solchen Träumen der Anlaß eines äußeren Reizes uns schwer erkennen. Ich schildere diese Art von Träumen an selbsterlebten Beispielen aus einer Zeit, wo mir Ereignisse und Stimmungen das innere Auge an den letzten Grenzpfahl bannten.

Mir war, als hätte ich mich, angewidert vom Leben und über alle Maßen ermüdet, in die Fluten gestürzt. Mit großer Geschwindigkeit sank ich, und ich fühlte, wie das Wasser sich dröhnend um mich schloß. Nun ging der Traum manchmal in der Richtung fort, daß eine peinigende Atemnot eintrat und zum Erwachen führte, andere Male jedoch folgte das schöne, das erlösende Bewußtsein: jetzt sei es zu Ende, und zwar in Wahrheit, nicht bloß im Traum. — Es liegt auf der Hand, daß derselbe körperliche Reiz in verschiedener Stärke die abweichende Gestaltung der Bilder hervorrief.

Vor Jahren hat sich mir öfter der folgende Traum wiederholt. Jemand stellt mir nach. Ich versuche ihm zu entfliehen. Doch allmählich versagen die Füße den Dienst: immer matter werden die eigenen Bewegungen, und immer schneller naht der Mörder. Jetzt hat er mich erreicht. Alle meine Glieder sind gelähmt. Nun zieht er einen Dolch und bohrt ihn mir in die linke Seite. Der Schmerz kann schwer beschrieben werden. Er gleicht kaum dem Schmerz bei einer wirklichen

Schnittwunde: da überwiegt das Gefühl einer rauhen Oberfläche, die das knirschende Fleisch auseinanderreißt — dieser Schmerz war vielmehr fein, spitz, gewissermaßen mit einem faulig-süßlichen Beigeschmack, aber vor allen Dingen so stark, so unerträglich, daß ich schließlich mein Bewußtsein verlor und glaubte, ich ginge zugrunde. Eine Zeitlang träumte mir häufig, daß die Decke des Zimmers oder eine andere schwere Masse sich auf mich senkte und mit dem Zermalmen bedrohte. Die Qual begann stets damit, daß ich zu erwachen vermeinte und nun hilflos mit den Händen die dunkle Last wegzustößen mich mühte. Aber sie überwältigt mich, ich bemerke, wie ich ihr erliege und wie mir die Sinne schwinden. Da endlich erwache ich in Wahrheit. Meine Hände sind krampfhaft gegen die Wand gestemmt. Noch weiß ich nicht, daß es eine ungefährliche Wand ist, weiß nicht, wo ich mich befinde; erst sehr allmählich komme ich zur Klarheit. Merkwürdigerweise ist mir dieses Sterben immer nur in meinem eigenen Zimmer zuteil geworden.

Über diese Traumerfahrungen spreche ich sehr ruhig, weil sie viele Jahre zurückliegen und inzwischen völlig ausgeblieben sind. Nichtsdestoweniger schließen sich auch heute noch mir beim Zurückdenken einige Betrachtungen an, denen ich damals nachging. Warum, so fragte und frage ich, nimmt der Traumgott die einen so gütig auf, führt sie auf lachende Gefilde, zu lieben Freunden, durch fröhlich spannende Abenteuer hindurch, und warum peinigt er die anderen? Ich selber darf über die verhältnismäßig wenigen Todesträume in einer kurzen Zeit der Überarbeitung keine Klage führen. Aber ich habe Kinder und Erwachsene kennen gelernt, die an solchen Träumen tropfenweise verblutet sind; deren geistige und leibliche Gesundheit mit immer erneuter und verschärfter Grausamkeit so zerstört worden ist. Wehe den Unglücklichen, die selbst im Schlaf von des Schicksals Hand getroffen werden!

Ein einziges Mal habe ich während des Schlafes auch den geistigen Tod erlitten. Mir träumte, ich sähe mich in meinem Schlafzimmer um und bemerkte Möbel, die ich vordem noch nie wahrgenommen hatte. Schon das machte mich stutzig. Außerdem waren diese Möbel in einer eigentümlich schattenhaften Weise da: sie zeigten keine festen Umrisse und verschwanden zeitweise völlig. Da kam — das geschah im Traum — meine Frau herein. Als sie mich anschaute, wurde sie blaß, verzog

das Gesicht wie zum Weinen und sagte: Wie siehst du denn aus? Was ist denn mit dir? Ich antwortete: Erschrick nicht — ich glaube, ich bin wahnsinnig geworden. Darauf zeigte ich ihr, was ich erblickte, und sie erklärte mir, was sich in Wirklichkeit an den Orten befand, d. h. in der geträumten Wirklichkeit. Bald bemerkte ich auch kleine, menschenähnliche schwarze Wesen, von denen meine Frau nichts entdecken konnte. Eines davon sprang auf mich zu und biß mich in die linke Hand: der Schmerz war sehr heftig, und nur mit Mühe konnte ich das kleine Ungetüm abschütteln. Die Überlegung war keinen Augenblick getrübt: ich dachte an die Ratten, die dem vom Delirium tremens Befallenen erscheinen; ich beobachtete, daß die Hand unversehrt geblieben war und schloß daraus, daß es sich um eine Halluzination handelte. Da mir trotzdem recht ängstlich zumute wurde, so eilte ich aus dem Zimmer. Aber ich kam nun nicht auf unseren Korridor, sondern auf einen sehr hohen und weiten Wandelgang. Sonderbare Menschen mit zum Teil ekelhaft entstellten Gesichtern gingen dort herum. Sie riefen mir zu, ich müßte die eine Hälfte der Thür zumachen und nur den andern Flügel offen lassen, denn sonst würden die Teufelchen mir folgen. Wiederum bewährte sich die scheinbar nicht angetastete Vernunft: die Unsinnigkeit des Verlangens bestimmte mich zur Weigerung, obwohl der Schwarm sich jetzt auf den Gang zu ergießen begann. Doch sogleich sagte ich zur Traumgestalt meiner Frau: Wenn ich diese Qualerei nicht mehr aushalten kann, so gib mir Gift; laß mich nur nicht in eine Anstalt bringen — die Wärter sind so roh. Dann endlich verschwand der Traum.

Als ich erwachte, schrieb ich sogleich den Inhalt des Traumes nieder, fast wörtlich so, wie er hier erzählt wurde. Es wurde mir klar, daß bloß in einem Übergangszustand solche Gespenster aufflattern, aber es gelang mir nicht, irgendeinen Anlaß für diese besonderen Gebilde herauszufinden. Nur so viel glaubte ich nach meinen medizinischen Kenntnissen feststellen zu können, daß die Traum Erfahrung nicht allzuweit von der Wirklichkeit entfernt war. Dasselbe läßt sich wohl vom geträumten Tode sagen. Auf den Traum vom Sterben folgt allerdings das Erwachen. Aber was nachträglich geschieht, ändert nichts an Beschaffenheit und Stärke des Erlebnisses selbst. Die Traum Erfahrung, an sich betrachtet, deckt sich vielleicht bis ins kleinste mit jener furchtbar wirklichen Erfahrung, die uns allen ein einziges Mal

bevorsteht. Wenn wir die nächtlichen Bilder mit den Berichten solcher vergleichen, die im letzten Augenblick dem Tode entrissen und zum Leben zurückgeführt werden, so finden wir eine weitgehende Übereinstimmung; zugleich aber erhalten wir die tröstliche Gewißheit, daß der Gott des Todes in der Regel seines Amtes milder waltet als der dieser Maske sich bedienende Traumgott.

Das Datum. Professor Dr. med. Dessoir erzählt in seinem Buche „Vom Jenseits der Seele“ nach den Mitteilungen der Society for Psychological Research den folgenden aus Chicago und dem Jahr 1896 stammenden „Wahrtraum“:

Eine junge Frau, die ihre Entbindung erwartete, sah am 5. März im Traum ihren längst verstorbenen Vater; er hatte einen großen gedruckten Kalender in der Hand und zeigte mit dem Finger auf das Datum des 22. März. Die Dame erzählte ihrer Schwester, von der der Bericht stammt, sowie anderen Verwandten den Inhalt ihres Traums und deutete ihn dahin, daß an jenem Tag das Kind geboren werde. Das Kind kam aber bereits am 12. März zur Welt. Die Mutter sprach dann nicht weiter über das Erlebnis; am Nachmittag des 21. März verlor sie plötzlich das Bewußtsein und starb am folgenden Tag.

Die Mumie. In der Nummer 271 des Jahrgangs 1904 erzählen die Dresdner Nachrichten nach Mitteilungen der englischen Presse: Das Britische Museum zu London ist unlängst durch die Mumie einer altägyptischen Prinzessin bereichert worden. Aber mehr Aufsehen als die Mumie an sich erregt die Tatsache, daß allen, die mit ihr irgend zu tun hatten, unmittelbar nachher ein überraschendes Unglück zustieß, manche das Leben verloren. — Nach dem Katalog des Britischen Museums [I. 22 542] handelt es sich um die Mumie einer Ägypterin aus königlichem Geschlecht, die zugleich Priesterin am Tempel des Ammon-Ra war und um 1600 vor Christus zu Theben gelebt hat. Ein Mitglied der Expedition, dem die Auffindung der Mumie gelang, Mr. D., büßte einige Tage später den rechten Arm dadurch ein, daß ein Gewehr auf unerklärliche Weise explodierte, als er es in die Hand nahm. Ein zweites Mitglied starb nach Verlust des gesamten Vermögens noch im selben Jahr, ein drittes Mitglied wurde, gleichfalls im selben Jahr, erschossen. Mr. W., der Besitzer der Mumie, mußte unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Kairo die Ent-

bedung machen, daß er während seiner Abwesenheit bedeutende Vermögensverluste erlitten hatte. Bald darauf starb auch er. Nachdem die Mumie der Priesterin des Ammon-Na auf den Dampfer gebracht worden war, der sie nach England überführen sollte, verlor ihr Auf- finder, Mr. D., sie für längere Zeit aus den Augen. Nach der Ankunft der Mumie in England wurde sie zunächst zu einer verheirateten Schwester ihres ersten Besitzers, Mr. W., gebracht, der dieser sie geschenkt hatte. Von dem Tage ihres Eintreffens an wurde die Familie von einem Unglück nach dem andern heimgesucht. Und als die Dame die Mumie zu einem bekannten Photographen an der Baker Street bringen ließ, der einige Aufnahmen von ihr machen sollte, erhielt sie ein paar Tage später den aufgeregten Besuch dieses Mannes: er habe die Aufnahmen persönlich gemacht und bürgte dafür, daß niemand weder das Negativ noch die fertige Platte auch nur berührt habe. Gleichwohl zeige die Photographie nicht die Züge der Mumie, sondern die einer Lebenden mit boshaft leuchtenden Augen. Kurz nachher starb der Photograph eines schnellen und geheimnisvollen Todes.

Um diese Zeit begegnete Mr. D. der Schwester des Mr. W. Nachdem er alles gehört hatte, beschwor er die Dame, die unheimliche Mumie dem Britischen Museum zu schenken, was dann auch geschah. Der Mann, der sie dorthin transportierte, starb in der folgenden Woche, einem zweiten, der beim Transport geholfen hatte, stieß ein böser Unfall zu. Gleich nach der Installierung der Mumie im Britischen Museum sollte wieder eine photographische Aufnahme von ihr gemacht werden, doch fanden der Photograph und sein Gehilfe die Beleuchtung ungünstig, weswegen verabredet wurde, daß sie später wiederkommen wollten. Auf der Heimfahrt wurde dem Photographen beim Verlassen des Kupees ein Daumen zerquetscht, und als sein Gehilfe zu Hause ankam, erfuhr er, daß eines seiner Kinder durch einen Sturz in eine Glasscheibe sich schwer verletzt hatte. Und nun meldeten sich immer wieder Leute mit der Behauptung, durch bloße Besichtigung der Mumie Schaden davongetragen zu haben. Der Premierminister Asquith, der völlig frei von Aberglauben sein soll, äußerte den Wunsch, diese gefährliche Mumie zu besehen. Aber alle seine Kollegen setzten der Ausführung dieser Absicht ihren Widerstand entgegen, denn sie glaubten, die Mumie würde dann den Sturz des Ministeriums her-

beiführen. Die Museumswärter fürchteten sich so sehr vor dem Mumiensarg, daß sie endlich das Ultimatum stellten, entweder diesen Sarg aus ihrem Bereich zu entfernen oder auf ihre weiteren Dienste zu verzichten. Die Museumsleitung ließ darauffhin die Mumie durch eine Nachbildung ersetzen und das Original in den Keller schaffen. Seitdem hörte alles Gerede auf.

Aber ein amerikanischer Ägyptologe entdeckte den Betrug. Die Museumsverwaltung sah sich dadurch genötigt, ihn ins Vertrauen zu ziehen, und zeigte ihm das im Keller verborgene Original. Er machte ihr ein Gebot, um die Mumie für Amerika zu erwerben, und das Gebot wurde angenommen. Die Mumie wurde dann an Bord der „Titanic“ gebracht, mit der sie unterging . . .

General Björlin. Der Dozent an der Humboldt-Hochschule zu Berlin, Dr. Richard Baerwald, erzählt in „Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände“ [Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“, 560. Bändchen]:

Vor einigen Jahren berichteten die Zeitungen: Der schwedische General Björlin lag krank, von einer Schwester bewacht. Im Fieberdelirium sah er, wie sein Freund, General Beckmann, der in einer weit entfernten Stadt Schwedens lebte, ermordet wurde. Er schilderte in seinen Ausrufen, wie der Mörder sich ihm näherte, er hörte den Pistolenschuß krachen. Am nächsten Tage brachten die Morgenblätter die Nachricht, daß Beckmann von einem Jungsozialisten erschossen worden sei.

Aldats Tod. In seinem Reiseverke „Im Herzen von Asien“ erzählt Sven Hedin:

Eine Veranlassung zur Trauer war Aldats Tod. Sein Bruder Kader Ahun hatte sich selbst nach Tschimen begeben, um ihn zu treffen, und erhielt jetzt eine eingehende Beschreibung von der Krankheit und dem Tode seines Bruders. Er erkannte auch, daß wir gut gegen Aldat gewesen waren, alles getan hatten, um ihn zu retten, und daß alle sein Hinscheiden beklagten. Kader Ahun sagte, daß er auf die Trauerbotschaft vorbereitet gewesen sei. Vor einiger Zeit habe er geträumt, daß er über eine große Ebene reite und meiner Karawane begegne. Vergebens habe er unter den Leuten seinen Bruder gesucht, und als er erwacht sei, habe er gewußt, daß Aldat ein Unglück zugestoßen sein müsse. Wir rechneten aus, daß der Traum genau mit Aldats Tod zu-

sammentraf; und daß er nicht erdichtet war, konnte Schagdur konstatieren. Kader Ahun hatte dem Kosaken nämlich, lange bevor Nachrichten von uns eingelaufen waren, sein Gesicht mitgeteilt und hinzugefügt, daß Aldat sicher tot sei. Dies war der einzige Fall von Telepathie, der mir auf meinen Reisen vorgekommen ist.

Graf Luckner als Fakirgehilfe. Der Kapitänleutnant und Kommandant des Schulschiffes „Niobe“, ehemals Kommandant des Hilfskreuzers „Seeadler“, erzählt in seinem Buche „Seeteufel. Abenteuer aus meinem Leben“ (Leipzig 1921), das jeder Deutsche gelesen haben sollte, im zweiten Kapitel „Auf der Suche nach einem passenden Beruf“:

[Graf Luckner hatte schulmüde die „Presse“ verlassen, war als Schiffsjunge auf einem russischen Segler von Hamburg nach Australien geschwommen, in Freemantle ausgerissen, als Tellerwäscher eines Hotels zur Heilsarmee übergegangen, Assistent eines Leuchtturmwächters, Tagelöhner in einem Sägewerk und endlich Känguruhjäger gewesen.]

... Ich gab das Weidwerk wieder auf, kehrte nach Port Augusta zurück und verkaufte mein Gewehr. Als ich im Hafen ankam, wurde gerade ein Dampfer gelbicht, dem eine indische Fakirgesellschaft entstieg. Man fragte mich, was ich wäre. Ich sagte „Seemann“. Da meinten die Fakire, so einen könnten sie gerade gut gebrauchen zum Aufschlagen der großen Zelte und Pferdepußen und dergleichen. Sie erklärten, sie wären eigentlich so ziemlich dasselbe wie Seeleute, nur daß sie auf dem Land umherzögen. Das lockte mich. Dazu kam, daß eine Anzahl dunkeläugiger Hindumädels dabei war. Die zogen mich auch an. Ich wurde also Fakirgehilfe.

Als wir nun durch Australien reisten, baute ich überall auf den Plätzen die Schaubuden und Zelte auf. Mit der Leinwand umzugehen, das erinnerte so an die Seefahrt.

Als wir in Freemantle waren, und ich die Reklamezettel austrug, fing es auf einmal an: „Halloh, count, no more Salvation Army?“ (Nicht mehr bei der Heilsarmee?) Meine Anwesenheit steigerte sofort den Zuspruch der Leute.

Ich versuchte es mit allen Listen, mir die Fähigkeiten der Fakire anzueignen. Aber sie hielten ihre Wissenschaft streng geheim. Ich kam hinter nichts. Schließlich dachte ich bei mir, du mußt es anders anfangen, und bündelte mit einer kleinen Malaiin an. Anfänglich war

sie sehr zurückhaltend, aber nach vierzehn Tagen kam sie mir schon etwas entgegen, und ich erfuhr den Hergang einiger Kunststücke. Nun wurde es mir leichter, meinen Brotherren selbst etwas abzugucken. Wenn ich auch nur Pferdepuzer war, so bekam ich jetzt doch nach und nach eine Schlagseite vom Fakir. Freilich, die eigentlichen virtuosen Fakirkünste zu erlernen, dürfte für einen Europäer so gut wie unmöglich sein. Die alten Meister dieser Kunst, gewohnt, von der Menge angestaunt und als sozusagen übernatürliche Wesen verehrt zu werden, verhalten sich auch ihren Angestellten gegenüber unnahbar. Die zwei Oberhäupter unserer Truppe machten mit ihren langen Bärten und ihrer durch langjährige Schulung der Willenskraft durchgebildeten Haltung einen erhabenen Eindruck. Unter ihren Leistungen war besonders überraschend das Wachsen eines Mangobaumes. Der Fakir hatte einen Kern, den er in die Erde steckte. In kurzer Zeit sieht man, wie die Erde bricht und ein Blatt zum Vorschein kommt und ein kleiner Stiel. Der Fakir deckt ein Tuch darüber und spricht einige Worte. Auf einmal ist der Mangobaum ein Meter groß. Das Tuch wird wieder darüber gedeckt, und der Mangobaum wächst weiter und bekommt drei bis vier Blätter. Ich selber habe beim Wegräumen nicht entdecken können, daß irgend etwas in Vorbereitung war.

Irgendein Zuschauer kommt, und der Fakir fragt ihn: „Was haben Sie denn da für einen Ring, der ist sehr wertvoll, den dürfen Sie nicht verlieren. Aber Sie haben ihn ja schon verloren. Sehen Sie, ich habe ihn hier“, und der Fakir hat den Ring an seiner Hand. Ich habe dies oft mitangesehen und genau darauf geachtet, aber es ist unmöglich, sich zu erklären, wie es gemacht wird, welche geheimnisvolle Kraft den Leuten das ermöglicht. Man würde Hypochonder werden, wenn man darüber nachgrübelte. Sie haben als Apparat eigentlich nichts weiter als den Wagen, mit dem sie sich fortbewegen.

Ganz besonders hat mich folgendes überrascht. Eine große Schale mit Wasser wird gebracht, die zeigt der Fakir dem Publikum. Der Fakir setzt sich so, daß die Schale mit Wasser nicht zu sehen ist. Nach einer Weile tritt er zurück, und die Schale ist voll lebender Goldfische.

Meine Herren kletterten außerdem an Tauen in die Luft. Das Tau hatten sie in der Hand und warfen es hoch, und dort blieb es in der Luft stehen, trotzdem kein Balken oder ähnliches da war. Dann kletterten sie an dem Tau in die Höhe. Doch ich will mich hierüber nicht weiter

verbreiten, denn das Zaubern ist nur unterhaltend, wenn man es mit ansehen kann. Auch die Kunststückchen, die ich damals mir aneignen konnte, würden dem freundlichen Leser nur Vergnügen bereiten, wenn ich einmal den Vorzug haben sollte, ihn persönlich in diese kleinen Geheimnisse einzuweihen.

Die Fahrt mit den Fakiren ging durch das ganze australische Staatengebiet. Aber in Brisbane mochte ich nicht mehr mitmachen, wollte wieder auf ein Schiff, Seemann werden und nicht meinen Beruf verfehlen . . .

Der Heckenweg. Die Schriftstellerin Charlotte Niese zu Altona erzählt als eine wirkliche Begebenheit:

Der Heckenweg lag gerade vor dem Garten der alten Freundin. Er machte einige Windungen, so daß man nur im letzten Augenblick sah, ob jemand einem entgegenkam und wer dieser Begegnende war. Im Dunkeln ging man ihn nicht gerade gern, aber er kürzte sehr ab. Wollte man in die kleine Stadt, die sich zwischen Fluß und Berg schmiegte, dann konnte man zehn Minuten sparen, wenn man diesen Heckenweg benutzte. Er endete gerade vorm Fluß, man lief über eine Brücke und war sehr bald am Bahnhof. Es war überhaupt ein reizender Weg. Wenn die Sonne schien, warfen die an beiden Seiten stehenden Buchenhecken ein grüngoldenes Licht zurück. Blaue Fliegen summten um einen herum, hier und dort flügte ein Vögelchen durch die Blätter. Auch Eichhörnchen erschienen gelegentlich, und man kam sich vor, als wandle man in einem Traumland, so abgeschieden und still war es um einen her. Bei schlechtem Wetter wehte hier selten ein Wind, die Blätter raschelten wohl heftig und vom Himmel kam manchmal zorniger Regen. Aber es blieb immer ein gewisser Frieden, und daher wunderte ich mich, daß meine alte Freundin, die nicht gut zu Fuß war, niemals den Heckenweg benutzte. Sie ging eilig an ihm vorüber, warf einen scheuen Blick hinein und wandte sich dann dem weiteren Weg über die Landstraße zu.

„Sie haben etwas gegen den Heckenweg?“ fragte ich sie. Da saßen wir behaglich in der Dämmerung auf ihrer Veranda. Ich kannte sie noch nicht lange; sie hatte mir allerlei aus ihrem bewegten Leben erzählt, und ich wußte, daß sie in mittheilsamer Stimmung war. Meistens war sie nämlich schweigsam, und dann nützte es nichts, sie zu fragen.

Jetzt ging auch ein Zug der Abwehr über ihr Gesicht, aber sie antwortete freundlich:

„Nein, ich gehe den Heckenweg nicht. Es ist eine Dummheit, ein Aberglauben. Sonst bin ich nicht abergläubisch, aber in diesem Fall räume ich ein, daß ich abergläubisch bin.“

Sie schwieg eine Weile; als ich nichts sagte, sprach sie weiter:

„Mir hat einmal etwas geträumt oder ich habe es erlebt. Ganz genau weiß ich es nicht mehr. Träume und Wirklichkeit verwischen sich manchmal. Die Sache ist schon etliche Jahre her, und wenn ich einen Eid leisten sollte, ob ich im Schlaf oder wach gewesen bin, dann dürfte ich nicht schwören. Genug, ich stand vor dem Heckenweg und wollte hindurchgehen. Ehemals bin ich nämlich immer durch ihn gewandert. Also ich machte die ersten Schritte in sein stilles Reich — da stand jemand vor mir und hob abwehrend die Hände. Dieser jemand war ich selbst — mein eigenes Spiegelbild. Es trug mein Kleid, meinen Hut, meinen Stock. Und mein eigenes Gesicht sah mich ernsthaft an. Wieder hob die Gestalt abwehrend die Hände und war dann verschwunden. Seit diesem Tag bin ich nicht mehr durch den Heckenweg gegangen.

„Das würde ich auch nicht tun!“ sagte ich, und meine alte Freundin lachte.

„Wie gut, daß Sie das sagen. Ich habe mich schon einige Male vor mir selbst geschämt. Denn eigentlich darf man sich nicht mit solchen Sachen einlassen. Meinem Sohn dürfte ich meine Furcht vor dem Heckenweg nicht erzählen. Er würde sie nicht begreifen!“

Wir sprachen dann von anderen Dingen, und als ich am nächsten Tage vor dem Heckenweg stand, kam es mir vor, als hätte auch ich Furcht vor ihm. Aber ich lief eilig hindurch, mir begegneten einige Schulkinder, die laut miteinander lachten, und dann war meine Angst überwunden.

„Auf Wiedersehen!“ sagte die alte Dame, als ich abreiste, und ich antwortete ihr fröhlich. Im nächsten Jahr wollte ich wiederkommen. Einmal schrieb sie mir noch eine Karte, dann hörte ich nichts weiter von ihr. Bis ich nach einigen Monaten in der Zeitung las, daß eine Frau von K. im Städtchen M. ermordet aufgefunden worden wäre, und zwar in einem Heckenweg, den sie sonst niemals zu benutzen pflegte. Sie war ihres schönen Diamantringes und ihrer Uhr beraubt, der Mörder hatte sie in den Kopf geschossen und sie mußte gleich tot gewesen sein. Ich schrieb gleich an den Sohn und bat um nähere Nachrichten,

habe sie aber nicht erhalten. Erst nach mehreren Jahren erfuhr ich durch eine Dame aus derselben Stadt, daß der Sohn sich bittere Vorwürfe mache, weil er die Mutter mit ihrer Scheu vor dem Heckenweg genedt und einmal ganz besonders ausgelacht habe. Da wäre sie am nächsten Tage den Heckenweg gegangen und nicht wiedergekehrt. Der Raubmörder ist nie ermittelt worden. Der Heckenweg soll noch zwischen den Gärten der kleinen Stadt bestehen. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Der Zigarettenduft. Der 1867 zu Würzburg geborene, 1918 auf Java gestorbene Dichter Maximilian Dauthendey erzählt in seinem bei Albert Langen in München erschienenen Buche „Der Geist meines Vaters, Aufzeichnungen aus einem begrabenen Jahrhundert“:

Mit den Zigaretten meines Vaters hatte es eine eigene Bewandnis. Diese Zigaretten, die er vom frühen Morgen bis spät nach Mitternacht ununterbrochen rauchte, waren weder der Form noch dem Inhalt nach alltägliche Zigaretten, und nicht solche, wie man sie in den Zigarrenläden kauft. Sie wurden, jede Zigarette einzeln, von meinen Schwestern, von mir oder von einer weiblichen Verwandten für meinen Vater täglich frisch angefertigt. Sie waren dick und lang wie ein Zeigefinger, und ihre Papierhüllen wurden in der Fabrik für meinen Vater eigens angefertigt; den türkischen Tabak erhielten wir in kleinen Kisten aus Konstantinopel zugesandt . . .

Etwas Seltsames ist mir am Todestag meines Vaters passiert, das auch beweisen kann, wie sehr der Duft der Zigarette vom Wesen meines Vaters unzertrennlich war. — Es war am 5. September 1896. Ich lebte damals, jung verheiratet, in Paris. Ich hatte an der Rue Boissonnade von einem amerikanischen Maler, welcher aufs Land gereist war, möblierte Atelierräume gemietet, in die ich mit meiner jungen Frau, nachdem wir in England auf der Insel Jersey im Mai desselben Jahres geheiratet hatten, im Juni einzog. Da wir den Monat Mai hindurch die Flitterwochen am Meer und auf dem Lande verbracht hatten, gefiel es uns, im Sommer in Paris zu bleiben, und weil die Rue Boissonnade auf dem Montparnasse in guter Luft lag, fühlten wir uns nicht zu sehr von der sonst unerträglichen Pariser Sommerhitze gequält. Fast alle unsere Bekannten waren aber aufs Land gereist, und nur ein amerikanischer Bildhauer mit seiner Frau,

die auch Amerikanerin und Malerin war, pflegten uns öfters zu besuchen. Diese beiden hatte ich einige Jahre vorher bei einem Aufenthalt in London kennengelernt. Sie waren Anhänger des Okkultismus, und damals war der mystische englische Maler und Dichter William Blake ihr idealistisches Vorbild. Sie waren es, die mich zuerst auf die Bedeutung der mystischen Zahlenwerte im Leben aufmerksam machten, ebenso wie auf die tiefe Bedeutung der alten Astrologie. Sie konnten Horoskope stellen und taten nichts, ohne okkultistische Gelehrte und Astrologen zu befragen . . . Dieser Amerikaner hieß mit Vornamen James, seine Frau Theodosia.

Am fünften September, mittags gegen zwölf Uhr, kam Theodosia zu meiner Frau und mir in das Atelier an der Rue Boissonnade. Sie wollte nur einen Augenblick hören, wie es uns gehe. Aber ehe wir es uns versahen, waren wir, wie immer, in okkultistischen Streitgesprächen. Ich konnte mich nur schwer den Gedankengängen der überzeugten Okkultistin anschließen, und mit meiner achtundzwanzigjährigen Erfahrung, und auferzogen im Deutschland der exakten Wissenschaften, versteifte ich mich gerne, wenn von übersinnlichen Dingen die Rede war, auf eine starre Ungläubigkeit. Im Laufe jenes Gespräches erinnere ich mich, Frau Theodosia eine deutsche Sternkarte gezeigt zu haben. Die Karte bestand aus zwei kreisrunden Scheiben, eine etwas größer als die andere, beide aus schwarzem Karton. Auf der kleineren Scheibe befanden sich die Sternbilder und die Milchstraße aufgezeichnet. Die Peripherie der anderen, der größeren Scheibe, war in die 365 Tage des Jahres eingeteilt. Stellte man einen Tag auf den Meridian der Sternkarte ein, so konnte man daraus die Stellung der Sterne jenes eingestellten Tages ersehen. Ich muß hinzufügen, daß ich damals seit Wochen keine Nachrichten von meinem Vater hatte. Mein Vater war über meine plötzliche Heirat im Auslande ein wenig überrascht gewesen, hatte sich aber doch im Grunde darüber gefreut. Ich hatte aus einem Brief meiner Schwester erfahren, daß er nur förmlicher Weise mit mir schmolle, und daß er augenblicklich auf einer Reise wäre und eine meiner verheirateten Schwestern in Norddeutschland besuche. Diese Nachricht war die letzte, die ich über meinen Vater empfangen hatte. Ich hatte auch keinen Grund zur Besorgnis für seine Gesundheit und sein Leben und dachte, als ich die Sternkarte nahm und während des Gespräches die

eine Scheibe auf den Geburtstag meines Vaters, auf den ersten November, einstellte, an nichts Außergewöhnliches. Ich stellte dann auch die Sternkarte auf meinen eigenen Geburtstag, den fünfundzwanzigsten Juli, ein und fand nur das eine Erstaunliche daran, daß die Milchstraße am ersten November die entgegengesetzte Stellung am Himmel einnimmt als in der Nacht des fünfundzwanzigsten Juli. „Wie seltsam!“ sagte ich zu Frau Theodosia, „die Stellungen der Milchstraße an den beiden verschiedenen Geburtstagen kreuzen sich. Ob das irgendeine Bedeutung hat in bezug auf unsere beiden Naturen? Ist die Natur meines Vaters so sehr im Kontrast mit meiner eigenen, daß beide ein Kreuz bilden würden, wenn man sie in Linien ausdrücken könnte?“ — Ich weiß nicht mehr, was die okkultistische Amerikanerin mir antwortete. Ich weiß nur, als sie mittags fortging, daß es halb ein Uhr war, und daß sie sagte, sie mußte eilen, um rechtzeitig zum Lunch nach Hause zu kommen. Diese Zeit — halb ein Uhr — ist hier notwendig festzustellen, da sie bedeutungsvoll ist für das, was sich danach ereignete. Kaum war die Amerikanerin gegangen, so verabredeten meine Frau und ich, ebenfalls auszugehen, um in der Stadt einige notwendige Einkäufe zu machen. Meine Frau ging in ihr Zimmer, das neben dem großen Atelier lag; ich trat hinter einen Wandschirm, wo sich eine Wasserleitung befand, und wollte vor dem Ausgehen meine Hände waschen. Ich hatte weder geraucht, noch befanden sich Zigaretten im Hause, aber seltsamerweise schien es mir, als ob während des Waschens Seife, Wasser und meine Hände stark nach bitterem türkischen Tabak rochen. Es war jener, mir von Hause aus so wohlbekannt, aromatische Tabakgeruch, wie ich ihn zeitlebens nur bei meinem Vater in seinem Zimmer und bei seinen Zigaretten eingeatmet hatte. Ich schüttete das Wasser fort, wusch meine Hände von neuem zwei-, dreimal. Aber der Zigarettengeruch haftete dringend an der Haut meiner Hände, so daß ich sehr erstaunt in das Zimmer meiner Frau eintrat und ihr sagte: „Seit ich vorhin von der Sternenstellung am Geburtstag meines Vaters gesprochen habe, haftet ein aufdringlicher Zigarettengeruch an meinen Fingern, und kein Wasser und keine Seife können ihn fortbringen.“ Meine Frau, welche meinen Vater nie gesehen hatte und nie in unserem Hause gewesen war, meinte, daß ich mir den Zigarettengeruch einbilde. Sie konnte keinen Tabakgeruch an meinen Händen bemerken. Wir sprachen

dann nicht mehr darüber, gingen in die Stadt und kehrten gegen drei Uhr nach Hause zurück. Nicht lange danach rief unten im Vorgarten die Hausmeisterin herauf: „Ist Herr Dauthendey zu Hause? Hier ist ein Telegramm.“ Nun geschah das Seltsame: meine Frau und ich sahen uns an und sagten uns, wie von einem und demselben Gedanken getroffen: das Telegramm bringt uns eine Todesnachricht! — Und so war es auch.

Mein Vater war an demselben Mittag um halb ein Uhr in Würzburg gestorben.

Rochas. Dr. Carl du Prel erzählt:

Der Direktor der technischen Hochschule zu Paris, A. de Rochas, hat in den neunziger Jahren Experimente angestellt, die der Beachtung auch weiterer Kreise wert sind. Indem er Versuchspersonen somnambulisierte, bestätigte sich ihm nicht nur die längst bekannte Empfindungsfähigkeit ihrer Hautschicht, sondern es ergab sich zugleich, daß ihre Empfindungsfähigkeit überhaupt keineswegs aufgehoben, daß sie vielmehr exteriorisiert war: um den Körper der Somnambulen bildeten sich eine Anzahl konzentrischer, sehr dünner Schichten von magnetischer — oder um mit dem Baron Reichenbach zu reden: von odischer — Ausströmung, welche empfindungsfähig, zugleich aber durch empfindungslose Zwischenzonen voneinander getrennt waren. Die Stärke dieser Zwischenzonen betrug 5 bis 6 cm. Während die innerste Empfindungsschicht sich 2 bis 3 cm vom Körper entfernt hielt, betrug die Entfernung der äußersten Empfindungsschicht vom Körper bis zu mehreren Metern. Brachte Rochas nun ein Glas Wasser in die dem Körper zunächst befindliche Schicht, so entstand ein „odischer Schatten“ und das Wasser, indem es das Od auffaugte, wurde empfindungsfähig. War es ganz mit Od gesättigt, so sah man von seiner Oberfläche „odisierten Rauch“ aufsteigen. Zwischen diesem odischen Wasser und der Versuchsperson aber bestand dann ein magnetischer Rapport: die Berührung des Wassers durch den Magnetiseur wurde von dem Somnambulen auch dann empfunden, wenn das Glas inzwischen woandershin gestellt worden war, und zwar an demjenigen Körperteil empfunden, in dessen Nähe das Glas sich befunden hatte, während der Prozeß der Odisierung sich vollzog.

Die Experimente bestätigten also, was Humboldt und Reil über die Nervenatmosphäre gelehrt haben, was Reichenbach in zahlreichen

Schriften als Ablehre aufgestellt, was schon Mesmer als animalischen Magnetismus vertreten hat. Sogar das „magnetisierte Wasser“, über das die Wissenschaft seit hundert Jahren lacht, kommt endlich zu Ehren. Es zeigt sich ferner, daß diejenigen Phänomene des animalischen Magnetismus, die man neuerdings für bloße Suggestion erklären wollte, auf einer realen odischen Ausströmung beruhen, und daß der magnetische Rapport, den man ebenfalls in Suggestion auflösen wollte, auf einer odischen Verschmelzung beruht. Suggestion kann offenbar nur von Gehirn zu Gehirn erfolgen, nicht aber von einem leblosen Gegenstand auf ein Gehirn ausgeübt werden.

Rochas hat aber auch gezeigt, daß nicht nur Wasser, sondern auch fette, flebrige Substanzen das exteriorisierte Od magazinieren. Eine kleine Wachstatuette war einige Augenblicke in die exteriorisierte odische Empfindungsschicht gestellt und dann wieder daraus entfernt worden. Wenn er ihr nun Nadelstiche beibrachte, so wurden diese von der Versuchsperson an dem Teil des Körpers empfunden, von dem die Od-schicht abgegeben worden war.

Rochas fügte in den Kopf der Wachsfigur Haare ein, die dem Nackenhaar der Versuchsperson entnommen waren, und ließ dann durch einen Dritten die Wachsfigur in ein anderes Zimmer bringen. Sodann weckte er die Somnambule und plauderte mit ihr. Möglich fuhr sie mit der Hand nach dem Nacken und behauptete, an den Haaren gezogen worden zu sein. In der Tat hatte in derselben vereinbarten Sekunde jener Dritte ein paar Haare aus dem Kopf der Wachsfigur gezogen.

Ein andermal stellte Rochas eine photographische Platte in die exteriorisierte Od-schicht. Danach machte er eine photographische Aufnahme von der Versuchsperson. Als er dann zweimal unversehens das Bild mit einer Nadel einrichtete, empfand es die Somnambule an der korrespondierenden Stelle ihres Körpers, nämlich an der rechten Hand. Sie stieß einen Schrei aus und verlor für einen Augenblick das Bewußtsein. Als sie wieder zu sich gekommen war, bemerkte Rochas auf ihrem Handrücken zwei gerötete Striche, die vorher nicht dagewesen waren und die mit den von der Nadel der Photographie eingerichteten genau korrespondierten.

Bei einem weiteren Versuch richtete Rochas die gekreuzten Hände auf der Kollodiumschicht des fixierten Bildes. Die Somnambule brach

in Tränen aus, und zwei Minuten später entstand vor den Augen der Zuschauer das entsprechende Stigma. Suggestion und Autosuggestion sind hier völlig ausgeschlossen, denn Rochas hatte absichtlich den Blick abgewendet, als er das Bild einrichtete, und die Somnambule konnte nicht wissen, daß und an welcher Stelle das Bild verlegt werden sollte und verlegt worden war.

Als Rochas einmal eine Lösung von Glaubersalz in die Odschicht eines Armes der Somnambule gestellt und danach ein Dritter ohne Wissen der Schlafenden die Kristallisation der Lösung vorgenommen hatte, stellte sich im selben Augenblick unter großen Schmerzen eine Lähmung dieses Armes ein. Und als zwölf Tage später in diese Kristallmasse die Spitze eines Dolches eingedrückt wurde, fühlte die Somnambule im Nebenzimmer den Stich und stieß einen Schrei aus.

Rochas bringt die Ergebnisse dieser Versuche in eine Verbindung mit dem „Bildzauber“ der Schwarzen Magie des Mittelalters, der noch im Prozeß der Generalin Neidschütz im siebzehnten Jahrhundert eine Rolle spielte.

Ich bin mausetot. In einem deutsch unter dem Titel „Rätsel des Seelenlebens“ bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienenen Buche veröffentlicht Camille Flammarion, der Direktor der Sternwarte zu Juvisy-Paris den folgenden, von einem mit dem Rompreise ausgezeichneten französischen Musiker und Mitgliede der Société astronomique de France an ihn geschriebenen Brief:

Es war im Juni 1896. Meine Mutter war nach Rom gekommen, mich zu besuchen und wohnte nahe der Académie de France in der Familienpension an der Via Gregoriana, in der Sie selber schon einmal abgestiegen sind. Ich hatte in dieser Zeit viel Arbeit, da ich vor meiner Rückkehr nach Frankreich noch ein bestimmtes Werk vollenden wollte. So besichtigte meine Mutter die Stadt allein, und erst mittags trafen wir uns in der Villa Medici, um gemeinsam zu frühstücken. Eines Tages sehe ich sie, ganz verwirrt und erregt, um acht Uhr morgens bei mir eintreten. Auf meine bestürzte Frage erzählte sie mir, daß, während sie sich ankleidete, plötzlich ihr Neffe René Kraemer neben ihr stand und lachend ausrief: „Nun ja, ich bin mausetot!“ Durch diese Erscheinung sehr erschreckt, war sie so schnell wie möglich zu mir geeilt. Ich beruhigte sie, so gut ich konnte, und lenkte das Gespräch auf etwas anderes. Vierzehn Tage später kehrten wir nach Paris zurück.

erfahren wir den Tod meines Veters René, der am Freitag, den 12. Juni 1896, in der Wohnung seiner Eltern an der Rue de Moscou gestorben war. Er war vierzehn Jahre alt geworden. Ich konnte an Hand meiner Aufzeichnungen das Datum und die Stunde der Erscheinung feststellen. Mein kleiner Vetter, der seit einigen Tagen an einer Bauchfellentzündung erkrankt war, hatte an jenem Tage einige-mal nach Tante Berta, meiner Mutter, verlangt und war um zwölf Uhr mittags gestorben. Zu bemerken ist noch, daß keiner der zahlreichen Briefe, die wir aus Paris erhielten, uns eine Kunde von der Krankheit des Knaben gebracht hatte. Man wußte wohl, daß meine Mutter dieses Kind zärtlich liebte und auf jede beunruhigende Nachricht hin sofort nach Paris zurückgekehrt wäre. Man hatte uns nicht einmal seinen Tod telegraphiert. — Um sechs Uhr morgens hatte die Agonie begonnen. Dies bedeutet für Rom sieben Uhr morgens, und gerade um diese Zeit hatte meine Mutter die Erscheinung gehabt.

Zwei Träume. Der Herausgeber dieses Buches würde sagen können, selber niemals „etwas Seltsames erlebt“ zu haben, wenn zwei Träume nicht wären, die durch die in ihnen unbewußt aber sauber geleistete geistige Kleinarbeit immerhin merkwürdig sind.

I. Es war während des Burenkrieges, der meine Gedanken nicht mehr, aber auch nicht weniger in Anspruch nahm, als die jedes mit allzu leichter vaterländischer Besorgnis die Zeitereignisse verfolgenden „Normaldeutschen“ der wilhelminischen Epoche.

Da träumte mir, der Präsident Krüger habe Audienz bei der Königin Viktoria und frage sie: „Wann wird England Südafrika freigeben?“ Die Königin aber beschränke ihre Antwort darauf, den Namen eines deutschen Historikers auszusprechen. Wie hieß dieser? Und sofort verriet mir der Traum die Lösung des Rätsels, das er mir aufgegeben hatte: Niebuhr [Nie, Bur]. Ich darf hinzufügen, daß ich von diesem 1776 zu Kopenhagen geborenen deutschen Historiker friesischen Stammes nichts als den Namen und den Titel seines Hauptwerkes: Römische Geschichte, kannte und kenne, welches, in der Zeit der Befreiungskriege entstanden, heute für das erste der großen Werke der neuen deutschen Geschichtschreibung gilt, trotzdem seinerzeit Schlegel spottete:

Am Wasserfall von Libur,
da steht der große Niebuhr,
um römische Geschichten

auf seine Art zu dichten;
lateinisch und etruskisch
ward friesisch und niebuhrisch.

II. Der andere Traum ist jüngeren Datums, und wenn ich auch bekennen muß, Homers Odyssee seit meinen Schülerjahren des öftern, freilich nur deutsch, wiedergelesen und meinen Kindern vorgelesen zu haben (angeregt durch die schöne neue Übersetzung von Rudolf Alexander Schröder), so lag das letztemal doch schon Jahr und Tag zurück, als mir ein nächtlicher Traum diesen Zweizeiler schenkte:

Panthernd sprang er dich an, das schöne Gewand dir zerreißend.

Wehe, da wackelten dir die lieben Kniee, Odysseus.

General von Endres. Dr. Max Kemmerich erzählt im Märzheft 1910 der Zeitschrift „Der Türmer“:

... Der vor zwei Jahren verstorbene Chef des bayerischen Generalstabes, General Karl von Endres, erzählte mir einst, daß er, um sich selbst ein Urteil über die „okkulten Phänomene“ zu bilden, eine Wahrsagerin aufgesucht habe. Er fragte sie durch Gedankenübertragung, womit er sich gegenwärtig beschäftige, und erhielt die Antwort: „Es steht auf Seite 160.“ Mit der Überzeugung, daß Wahrsagerei Schwindel sei, ging er heim, setzte sich an seinen Schreibtisch und las Klauswitz „Vom Kriege“ weiter. Er war, wie er jetzt merkte, auf Seite 160 stehen geblieben. — Der Fall interessierte ihn und er besuchte die Wahrsagerin wieder, wobei er ihr (in Gedanken) ein Problem aus der höheren Mathematik mit der Bitte um Beantwortung vorlegte. Sie antwortete, daß sie Zahlen und Zeichen sehe, deren Sinn sie nicht deuten könne. Daraufhin ging der General mit derselben Frage zu einer andern Hellseherin, die ihm die verblüffende Antwort gab: „Langweile mich nicht, ich sagte doch, daß ich es nicht weiß.“

Benjamin Sirchia. Im Mai 1911 veröffentlichte Dr. Caldarone=Palermo in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Filosofia della Scienza* den folgenden brieflichen Bericht, den ihm der Arzt Dr. Caltagirone=Palermo am 24. April geschrieben hatte:

... Ich war ein Freund des Herrn Benjamin Sirchia und zugleich sein Arzt. Herr Sirchia, als alter Patriot in Palermo eine volkstümliche Persönlichkeit, hatte vortreffliche Eigenschaften, war aber ungläubig in jedem Sinne des Wortes. Im Mai des vergangenen Jahres war er einmal mein Tischgast. Das Gespräch war auf mediumistische

Phänomene gekommen und ich gestand, daß ich auf Grund persönlicher Erfahrungen von der Wirklichkeit gewisser Erscheinungen überzeugt sei. Da sagte er scherzend: „Hören Sie, Doktor! Wenn ich vor Ihnen sterbe, was anzunehmen ist, denn Sie sind jung und ich bin alt, so gebe ich Ihnen mein Wort: falls ich wirklich fortleben sollte, so werde ich kommen, um es Ihnen zu beweisen.“ „Gut,“ sagte ich, manifestieren Sie sich also dann dadurch, daß Sie in diesem Zimmer irgend etwas zerbrechen.“ Bald danach trennten wir uns. Er wollte einige Tage später nach Ricata in der Provinz Girgenti reisen. Wir verabredeten, daß ich ihm auf dem Bahnhof Leberwohl sagen sollte, doch wurde ich hieran verhindert. Das war im Mai.

Entweder am ersten oder am zweiten Dezember war es, und um sechs Uhr, daß ich mit meiner Schwester, meinem einzigen Hausgenossen, zu Tisch saß, als unsere Aufmerksamkeit durch leichte Schläge in Anspruch genommen wurde, die an der Hängelampe über unserm Tisch bald gegen die Glocke, bald gegen das Porzellanhütchen über dem Zylinder geführt wurden. Anfangs hielten wir diese Schläge für eine Wirkung der Wärme und ich schraubte die Flamme zurück, als sie aber stärker und beinahe rhythmisch wurden, stieg ich auf einen Stuhl, um die Ursache zu entdecken. Umsonst.

An den folgenden Abenden wiederholte sich das Phänomen, bis dann ein sehr energischer Schlag das Hütchen in zwei Stücke schlug, die in den Klammern des metallenen Gegengewichts hängen blieben.

Am folgenden Morgen gegen acht Uhr, als ich allein in meinem Arbeitszimmer war, während meine Schwester vom Balkon aus irgend etwas auf der Straße beobachtete, ertönte aus dem Speisezimmer ein sehr lauter Schlag, wie wenn jemand mit einem Stock sehr kräftig auf den Tisch geschlagen hätte. Wir liefen beide hin und fanden die eine Hälfte des Porzellanhütchens, wie von einer menschlichen Hand dorthin gelegt, genau auf der Mitte des Tisches liegen, während die andere noch über dem Zylinder hing, der, wie auch das Stümpfchen in ihm und die Glocke, unbeschädigt war. Es ist schlechterdings unmöglich, daß das Stück Porzellan seinen Platz durch einfaches Abfallen hätte erreichen können oder daß sein Aufschlagen auf der Tischplatte ein annähernd so lautes Geräusch hätte hervorrufen können.

Zwei Tage danach traf ich meinen Kollegen Dr. Rusci. „Wissen Sie

schon, daß Benjamin Sirchia gestorben ist?" — „Nein, wann denn?“
„An einem der letzten Novembertage.“ [Gefürzt.]

Eine Rundfrage nach dem Verhältnis zu „den unbekanntten Kräften“, die Jules Bois im Jahre 1901 in der Pariser Zeitung *Le Matin* veranstaltete, haben, wie Dr. Benno Diederich in seinem ausgezeichneten, 1903 bei Schmidt und Spring in Leipzig erschienenen Buche „Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Literatur“, mitteilt, drei namhafte französische Dichter folgendermaßen beantwortet:

I. Sully-Prudhomme [1839 geboren, 1901 durch den Nobelpreis ausgezeichnet]: ... Vor kurzem gehörte ich zu den Experimentierern von Auteuil; wir waren fünf oder sechs, Gelehrte und Neugierige, wie ich. Wir hatten das Medium Eusapia Paladino [1854 als Tochter eines italienischen Bauern geboren] kommen lassen. Eusapia saß vor dem Tisch, ungefähr 30 cm entfernt von einem Vorhang, der in einem Winkel des Salons an einer Stange aufgehängt war; sie zeigte ihm den Rücken. Ihre Hände und Füße wurden im Halbdunkel genau überwacht. Nach sehr langem Warten kam ein schwerer Schemel ganz von selbst auf mich zu. Er erhob sich zuerst in die Luft und setzte sich dann auf den Tisch ... Ich hob die Hand, sie wurde festgehalten ... Ich bekam einen Schlag, ein Stuhl wurde unter mir umgeworfen, an meinen Haaren wurde gezogen, mein Kopf gestoßen ... Vor meinen Augen ging eine Gitarre in der Luft spazieren, ohne daß jemand sie gehalten hätte. Musikinstrumente erklangen von selbst ... Hinter mir, über meinem Kopfe, sahen meine Freunde schwach leuchtende Hände. Sie schienen von dem Vorhang herzukommen, den ein unerklärlicher Windhauch in Bewegung setzte. Eusapia schien bei jeder Produktion der „unbekanntten Kräfte“ zu leiden ... Am meisten setzte mich aber in Erstaunen, daß gegen den Schluß der „Séance“ ein Sessel, der hinter dem Vorhang stand, ganz plötzlich hervorkam und auf Eusapia zuing ... Zu Hause noch beschäftigte mich der Gedanke an diesen „Automobil“-Sessel, es war wie ein Alp, eine Qual ... An Schwindel glaube ich nicht. Wir kannten einander und wußten, daß wir zueinander Vertrauen haben durften.

II. Francois Coppée [geboren 1842]: ... Ich will Ihnen eine Halluzination beschreiben, die ich vier- oder fünfmal in meinem Leben erfahren habe. Immer, wenn ich zu Bett gegangen war und kurze

Zeit, nachdem ich das Licht ausgelöscht hatte, hörte ich deutlich — oder glaubte wenigstens zu hören — eine Stimme, die mich mit meinem Familiennamen rief: „Coppée.“ Sicher schief ich in diesem Augenblick nicht; trotz der großen Erregung und dem Herzklopfen antwortete ich immer sofort: „Wer ist da? Wer spricht zu mir?“ Aber niemals hat die Stimme dem einfachen Anruf etwas hinzugefügt. Ich kenne diese Stimme nicht. Sie erinnert mich weder an die meines Vaters, noch an die meiner Mutter, noch an die irgendeiner mir nahestehenden Person. Aber sie ist klar und deutlich, und, was sehr bemerkenswert und, ich versichere es Ihnen, erschreckend ist: sie scheint durch die Betonung, die sie meinem Namen gibt, immer dem Gefühl zu entsprechen, von dem ich gerade beseelt bin. Ich habe diese Stimme nur in schweren Tagen meines inneren Lebens gehört, wenn ich Kummer hatte oder mit mir selber unzufrieden war. Und immer hatte die Stimme dann den Ton der Klage oder des Vorwurfs. Darin erblicke ich die Gewißheit, daß ich diese Stimme nicht im Traume höre, daß sie immer nur gerade dann gesprochen hat, wenn ich durch meine Gedanken wach gehalten wurde. „Sinneäustauschung, reine Einbildung“, werden die starken Geister sagen. Das ist möglich, alles dieses ist vielleicht nur in meinem Gehirn passiert. Diese unbekannte Stimme, an die ich niemals ohne einen Schauer denke, hat deshalb nicht weniger in meinem Ohr geklungen und in meinem Gewissen Widerhall gefunden. Sie hat mir mehreremal durch ihren Ton des Mitleides oder des Vorwurfes Gutes getan, indem sie mich tröstete oder beschämte.

III. Frédéric Mistral [geboren 1830]: . . . Folgendes ist die Anekdote, die ich Ihnen von meinem Hunde „Pan=Perdu“ einmal erzählte. Dieses arme Tier (es ist vor zwei Jahren gestorben) war mir auf den Feldern begegnet, war mir hartnäckig gefolgt und hatte mich zum Herrn erwählt. Ich will Ihnen nicht von den Dingen erzählen, die seine außerordentliche Intelligenz bewiesen und es in der ganzen Gegend berühmt machten. Aber die folgende Tatsache wird Sie für Ihre Enquete interessieren. Kurze Zeit, nachdem „Pan=Perdu“ in mein Haus gekommen war, ging meine Frau mit dem Kindermädchen am Totentage einen Kranz auf unser Familiengrab legen. Der Friedhof ist von Mauern eingeschlossen und der Hund hatte niemals Gelegenheit oder die Möglichkeit gehabt, dort hinein zu gelangen; aber sobald das Tor geöffnet wurde, läuft mein „Pan=Perdu“ voraus und

verschwindet zwischen den Bäumen, und meine Frau und das Mädchen finden ihn auf unserm Grabe ruhend wieder, wo er auf sie wartet und sie schlau ansieht. Wie hatte dieser fremde Hund, der soeben erst ins Land gekommen war, mitten unter hundert andern Gräbern das unserer Familie erkennen können? Meine Frau und das Mädchen erzählten mir den Vorfall, beide noch ganz erregt und bleich, und durch diese Tatsache und einige andere wurde ich überzeugt (man denke davon, was man wolle), daß der Hund „Pan-Perdu“ das Organ oder die Verkörperung irgendeines wohlwollenden Geistes, eines toten Freundes oder eines Vorfahren war, der zu mir gekommen war, um mich gegen irgendeine geheimnisvolle Gefahr — wer weiß es? — zu schützen . . .

Der Bienenstich ohne Biene. Professor Dr. med. Schleich-Berlin erzählt in seinem Buch „Vom Schaltwerk der Gedanken“ (Berlin 1917, G. Fischer, Verlag):

Eine hysterische junge Dame sitzt auf ihrem Divan. Ein Ventilator, elektrisch bewegt, steht in der einen Ecke des Zimmers auf einem Tischchen. Bei einem Krankenbesuch sagt, furchtbar erschreckend, die junge Dame echt hysterisch: „Mein Gott, das summt ja so! Wenn das eine große Biene wäre!“ — „Nun, mein Fräulein, dann würden wir sie zum Fenster hinausjagen.“ — „Nein, nein, sie könnte mich stechen. O Gott! Wenn das mein Auge träfe!“

Während ich sie zu beruhigen suchte, da ja selbst das ein reparabler, nicht tödlicher Schaden sein würde, schwoll unter dauerndem Beflagen und dauerndem Zureden das untere Augenlid der Armsten zu einer fast hühnereigroßen Geschwulst (Ödem) an, mit teigiger Konsistenz und deutlich entzündlicher Rötung bei großer Schmerzhaftigkeit . . .

Dr. Max Kemmerich erzählt in seinem Buche „Gespenster und Spuk“ (Ludwigshafen a. B. 1921. Haus Vogtly Verlag):

In einem Zustande schwerer Überarbeitung glaubte ich im Schlafzimmer meiner Frau, das von dem meinigen durch eine gepolsterte Tür getrennt war, leichte schlürfende Schritte zu hören, die nach meinen Erfahrungen den Astralleib eines Lebendigen oder Verstorbenen zum Urheber haben konnten. Ich fragte meine Frau also am andern Morgen, wer sie „besucht“ habe, und sie sagte: „Der Rittmeister v. Sp., ich sah ihn auf mein Bett zuschreiten und, als er kurz

davor stand, verschwinden.“ — Der Herr ist ein alter Freund und Regimentskamerad von mir, mit dem ich aber seit Jahren in keinem Kontakt stand, weil wir in verschiedenen Städten wohnten. — Das Vorwissen interessierte mich außerordentlich und ich schrieb ihm daher sofort: „Du hast gestern Abend an uns gedacht. Warum besuchst Du uns nicht?“ Mit wendender Post erhielt ich seine Antwort: Er verstünde meine mysteriöse Karte nicht, aber er habe nicht nur an uns gedacht, sondern den ganzen Abend aufs intensivste sich über uns unterhalten . . .

Von den Subachen im Sudan. Der Afrikaforscher Leo Frobenius erzählt in seinem Buche „Kulturtypen aus dem Westsudan. Auszüge aus den Ergebnissen der Zweiten deutschen innerafrikanischen Forschungs Expedition. Gotha 1910“ von einer sowohl unter den mohammedanischen wie unter den heidnischen Sudanoßkern weitverbreiteten Art Geheimbund, dessen Mitglieder „das Leben“ ihrer Angehörigen stehlen und auf eine geheimnisvoll-kannibalische Weise verzehren. Er nennt diese Menschen, denn im Gegensatz zu den slawischen Vampiren handelt es sich hier nicht um Gespenster, mit dem Ausdruck eines der Sudanoßker „Subachen“. Frobenius erzählt:

Jedes Menschenmahl der Subachen ist großen Schwierigkeiten und einer ganz bestimmten Gesetzmäßigkeit unterworfen. Ein Subache kann keinen Menschen in seine Gewalt bekommen, der ihm nicht verwandt und somit von Natur in gewissem Sinne zu eigen ist. Wer nicht Weib, Eltern, nahe Verwandtschaft oder Nachkommen hat, kann überhaupt kein Mahl liefern, denn ihm fehlt der Einfluß auf die Mitmenschenheit. Das ist der sozial wesentlichste Punkt des Systems. Wehe dem Subachen, der eines fremden Menschen Lebenskraft fesseln wollte, ohne daß sie ihm durch einen dazu Berechtigten ausdrücklich überlassen wäre: er würde bei solchem Versuche sofort sterben. — Wenn nun aber ein Subache eines Tages einem Kumpan gesagt hat: „Nimm meinen Bruder!“ oder „Nimm meinen Sohn!“ oder „Nimm den Bruder meines Vaters!“ usw., so kann sogleich mit dem schwierigen Werke der Verteilung des Opfers begonnen werden. Ein Subache schlägt die Trommel. Die Subachentrommel ist ganz besonderer Art. Ihr Sarg ist nicht aus Holz. Ihr Sarg ist ein Menschenschädel. Sie ist nicht bedeckt mit Ziegen- oder Ochsenfell, sondern mit

290

einer Menschenhaut. Sie wird nicht geschlagen mit einem Schläger aus Holz, sondern mit einer getrockneten Menschenhand. Auch klingt diese Trommel nicht so wie andere und ist ihrer Schalltragweite nach nicht so begrenzt. Vielmehr wird sie, gewöhnlichen Menschen überhaupt nicht vernehmbar, von den Subachen auf zwei Tagemärsche Entfernung gehört. — Wenn die Subachen das Zeichen hören, kommen sie sogleich von allen Seiten herbei und lassen sich sagen, welches Opfer auserlesen sei. In nächtlicher Stunde fällt die Gesellschaft der Unholde dann ganz leise und unhörbar in das Haus des Verfallenen ein. Es ist anscheinend ganz gleichgültig, ob der in schwerem Schläfe oder in leichtem Schlummer liegt. Er merkt und hört nichts von dem, was um ihn her vorgeht. Die Subachen verwandeln sein Ni in einen Ochsen. Das Ni wird man am besten mit „Leben“ übersetzen, denn die Seele ist etwas anderes. Aber nicht einmal das ganze Ni wird verwandelt, sondern nur derjenige Teil, der im Rumpfe des Opfers haust, während der im Kopfe lebende Teil unberührt bleibt. — Der verwandelte Teil wird gefesselt aus der Hütte geschleppt, und nun legen die Subachen dem Niochsen die Frage vor: „Wer will dich töten, die Verstorbenen oder die Zaubermittel?“ Die Antwort auf diese Frage entscheidet darüber, ob die Subachen sogleich Macht über das Ni erlangen. Der Oxse kann antworten: „Die Verstorbenen und die Zaubermittel sind es nicht, die mich töten; es sind die Subachen.“ Auf solche Antwort hin sind die Subachen machtlos, sie können das Ni nicht töten. Sie legen diese Frage dem Niochsen Tag für Tag vor. Je widerstandsfähiger der betreffende Mensch ist, desto länger wird er die Täterschaft nicht den unschuldigen Verstorbenen und den Zaubermitteln, sondern den grausamen Subachen zuschreiben. Aber schon in diesem Zustand wird der betreffende Mensch daheim matt und schlaff. Er mag ein Jahr oder vielleicht noch längere Zeit hindurch widerstehen. Es kommt jedoch mit Sicherheit der Tag, an dem der Niochse antwortet: „Es sind die Verstorbenen, die mich töten“, oder aber: „Es sind die Zaubermittel, die mich töten wollen.“ Und damit sind dann der Mensch und der Niochse endgültig in die Hände der Subachen gegeben. Diese können nicht mehr zur Rechenschaft gezogen werden, denn nun schreibt ja das Opfer selbst ihnen nicht mehr die Schuld zu. Nun sind die Subachen die Herren der Situation. — Jetzt übt der Oberste der Subachen, dessen Titel „Messergriffhalter“

ist, sein Amt aus. Er schneidet dem gefesselten Nioksen die Kehle durch. Alsdann wird er abgehäutet und zerlegt. Den Nixenkopf legen die Subachen beiseite. Wenn das dem Ni geschehen ist, dann wird der Mensch hinfällig. Die Bammana [einer der vielen hier in Betracht kommenden Volksstämme] drücken dies so aus: „Die Hülle des Menschen wird matt, wie die Messerscheide, aus der man die Klinge zog.“ Aber sterben kann der Mensch immerhin noch nicht, solange der Kopf des Nioksen existiert. Dieser Kopf des Nioksen wird von den Subachen nach einem Jahre verbrannt, und gleichzeitig damit erfolgt der Tod des Menschen. Bis dahin muß er sich quälen. — Doch kommen wir zum kannibalischen Mahle. Ist der Niokse zerlegt, so wird das Fleisch geschnitten und in soviel Häufchen auf der Erde aufgeschichtet, wie die beteiligte Subachengesellschaft zufällig Mitglieder zählt. Kein Mitglied zahlt etwas für seinen Anteil. Aber ein jedes ist verpflichtet, aus seiner Verwandtschaft jährlich ein Opfer zu bringen. Erfüllt es diese Verpflichtung nicht, so ergreifen die Subachen Stöcke und schlagen so lange auf den Säumigen ein, bis er stirbt. Ein so getöteter Subache wird aber von seinen Kumpanen nicht verzehrt. . .

Von den Schamanen im Sudan. Leo Frobenius erzählt in seinem schon genannten Buche:

Wenn ein Kind krank wird, so geht der besorgte Vater sogleich zum Uboa, dem Priester oder Schamanen. Er bringt ihm fünf Kaurimuscheln dar. Vater und Uboa hocken nun einander gegenüber nieder und fassen beide an einen Stock, jeder an einem Ende. Die fünf Kaurimuscheln liegen zwischen beiden auf der Erde. Der Stock beginnt sich zu bewegen, und zwar mit dem vom Vater erfaßten Ende, das in den Händen des Uboa befindliche bleibt ruhig. Die Bewegung geht anscheinend automatisch vor sich, und zwar bezieht sie sich zumeist auf die Gestalt des Vaters. Das Stockende tanzt erst um die fünf Kaurimuscheln, dann huscht es um den Vater herum, ihn bald berührend, ihn oder einige seiner Körperteile umkreisend, dann aber zu den Kaurischnecken zurückkehrend, um den Weg von vorn zu beginnen. Dabei sprechen Vater und Uboa miteinander. Den Anfang der Unterhaltung macht aber nie der Vater, sondern stets der Schamane. Bald nach dem Erfassen des Stockes sagt er: „Du brauchst mir nicht zu sagen, was dir fehlt! Gott hat es mir schon gesagt. Er hat mir gesagt,

daß du gekommen bist, weil dein Kind krank geworden ist." Darauf sagt der Vater: „Was fehlt meinem Kinde? Ist es hier?“, wobei er das ihm zugewandte Stodende etwa an seinen Bauch führt. Automatisch kehrt der Stod zu den Kaurimuscheln zurück, tanzt darüberhin, und der Uboa sagt: „Das ist es nicht.“ Darauf führt der Vater das Stodende an eine andere Stelle seines Körpers und fragt: „Ist es hier?“ Der Stod kehrt automatisch zu den Kaurimuscheln zurück. Und so fort, bis endlich der richtige Körperteil gefunden ist. Dann weiß es mit einem Male der Uboa, und er sagt: „Ja, an der Stelle ist dein Kind krank!“ Nach dieser Feststellung fügt er dann noch hinzu: „Du mußt nun Umbote das und das Tier opfern!“ Hiermit ist die Konsultation beendet. Der Vater geht. Die fünf Kaurimuscheln bleiben beim Uboa. — Eine eigentliche Bezahlung erhält der Priester hierfür so wenig wie für alle Kultushandlungen. Der Vater geht vom Schamanen unmittelbar zu einem vertrauenswürdigen Arzt und kauft bei ihm die für den kranken Körperteil geeignete Arznei. Schlägt sie nicht an, so geht er zu einem andern Arzt. Vor allem aber bringt er Gott das vom Schamanen geforderte Opfer an der „Ubote“ genannten Stelle seines Hauses — Opferschale in der Außenwand über der Haustür — dar . . .

. . . Der prophetische Feuertanz der Uboa oder Schamanen gilt als die großartigste und feierlichste Zeremonie, die nach den Beschreibungen der Leute einen eminenten Eindruck auf die Masse machen muß. Hier ist es mir nicht gelungen, selbst eine solche Vorstellung mitzuerleben, und ich muß mich darauf beschränken, die Berichte der Eingeborenen zusammenzufassen. Immerhin sind sie so übereinstimmend, daß an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Bemerkenswert ist, daß dieser Vorgang offenbar im Verschwinden begriffen ist, und zwar mag hierfür einerseits der Einfluß des Islams, anderseits und hauptsächlich aber das Vorrücken des mächtig ausbreitenden modernen kolonialen Wirtschaftslebens verantwortlich sein. Eines Morgens also sagt ein Uboa zu den Bauern, sie sollten einen Stapel Feuerholz zusammentragen, denn er habe ihnen etwas Wichtiges zu sagen. Darauf schleppt dann alle Welt sowohl altes und trocknes als auch junges und frisches Holz herbei. Es wird auf einem großen Dorfplatze aufgeschichtet, und zwar so, daß das trockne Holz zu unterst, das frische aber obenauf zu liegen kommt. Gegen Abend versammeln sich dann alle Dörfler, alt

und jung, auch das Frauenvolk ist nicht ausgeschlossen. Dann erst tritt der Uboa herzu. Er hat einen langen Stoff um die Lenden geschlagen. Der wird zusammengehalten durch einen weißen Schal, der zusammengedreht und wie ein Gürtel angelegt wird. In jeder Hand trägt er ein eisernes Klapperinstrument, in der Linken das Uboa-Läing, in der Rechten das Uboa-Djelan. Das eine ist eine einfache, aber besonders geformte Schelle, das andere ein Blech mit eingefügten Eisenglöckchen. Das Feuer wird angezündet. Dann beginnt der Schaman zu tanzen. Die Leute rühren emsig die Trommeln, die Zuschauer singen: „Das Wasser ist kalt — das Wasser ist kalt.“ Der Uboa tanzt mehrmals um den Feuerstoß. Er klappert mit dem Uboa-Läing und mit dem Uboa-Djelan. Von Zeit zu Zeit bückt er sich und blickt von unten in den brennenden Scheiterhaufen. Er tanzt vornübergebeugt. Wenn er das heilige Feuer mehrmals umtanzt hat, setzt er sich mit einem Ruck in die Flammen. Seine Kleider verbrennen nicht. Er selbst verbrennt sich nicht. Das Feuer kann ihm nichts anhaben: er ist der Uboa. — Wenn er nun im Feuer sitzt, beginnt er zu weinen und zu jammern. Er klagt lange, und Tränen laufen ihm über die Backen. Wenn er lange genug geweint hat, verläßt er den brennenden Holzstoß und umtanzt noch einige Male das heilige Feuer. Dann verkündigt er das, was er den Leuten zu sagen hat, daß nämlich der junge Mann K. im Dorfe krank sei, und daß er so krank sei, weil es im Dorfe schlimme Subachen gäbe, die den jungen Mann fressen wollten — das wäre sehr schlecht. Endlich wendet sich der Uboa an den Vater des jungen Mannes: er solle Huhn, Ziege und Schaf als Opfer darbringen. Damit ist der Feuertanz beendet. Der Vater bringt das geforderte Opfergetier. Der Uboa führt es in seinen Koadi. Er tötet es über den magischen Mitteln, den Dubauru, so daß das Blut über sie hinfließt. Andere Leute können dann die Schlachtopfer verspeisen, der Uboa darf es nicht. Wenn er davon aße, müßte er soaleich sterben. Der junge Mann aber wird nunmehr rasch genesen. Dazu wird bemerkt, daß der Schamane an diesem Abend nach dem Opfertanz die Subachen würde fassen können, wenn er — wollte . . .

. . . Der Schamane der Lombo [Volksstamm] heißt „Lagam“ und repräsentiert den höchsten Würdenträger der Lomogemeinden überhaupt. Die Berufung eines Lagam „durch Gott“ hängt von der Gewinnung eines alten Halsgeschmeides aus Steinen, Schnecken und

Porzellanperlen ab. Die Geschmeide, die ich sah, waren fraglos Perlen sehr hohen Alters aus Glas und aus Karneol, wie sie heute nicht eingeführt werden. Jeder Lagam besitzt ein solches Geschmeide, und wenn er sein Ende kommen fühlt, muß er die letzten Kräfte anwenden, es zwischen den Felsen so zu verstecken, daß es niemand findet. Ist er gestorben, so bleibt die Gemeinde, ja die ganze Gegend zuweilen Dezennien lang ohne Lagam.

Eines Tages nun gerät irgendein meist sehr junger und hervorragend begabter Bursche in eine gewisse religiöse Raserei. Er benimmt sich wie ein Wahnsinniger, jagt durch das Dorf, schreit und gestikuliert wild, stürmt auf den Felsenberg, springt wie ein Verrückter tollkühn über weite Spalten, klimmt mit affenartiger Geschwindigkeit senkrechte Felswände empor und stürzt sich von hohen Bäumen herab. Wenn die Dörfler ein solches wildes Geschöpf sehen, sagen sie: „Er sucht die Dugo.“ Dugo sind jene Geschmeideperlen, deren Auffindung zum Lagam macht. Ohne sie gibt es keinen Lagam. Eines Tages nun stürzt der Bursche ins Dorf, ruft die Leute an irgendeine Stelle zusammen, fordert sie auf, ihre Pickel und Spaten zu holen und bis zu einer Tiefe, die er angibt, nachzugraben. Und richtig: da unten finden sie einen Topf und in dem Topf die Dugo. Der junge Mann ist Lagam.

Ein- oder zweimal im Jahr hält der Lagam eine große Versammlung ab. Erst sitzt alles um ihn, und weder der Dgon, der weltliche hohe Richter, noch die Familienältesten spielen neben ihm irgendeine Rolle. Nachher tanzt der Schamane. Ich sah solchen Schamanentanz in Dogo. Der Lagam trug eine rote Mütze und war in einen weiten, blauen Burnus gehüllt. Er hatte am Daumen einen eisernen Schlagring. Zwischen den Fingern hielt er das glockenartig gebogene Eisenblech. Einige Trommler gaben den Takt an. Der Lagam starrte gen Himmel, er starrte zur Erde. Dann schüttelte er den Kopf und die Schultern und erdstampfend den Körper und stierte dumpf vor sich hin. Dann raste er umher wie in hypnotischer Weltverlorenheit, warf endlich den Burnus ab, kam auf mich zu, umarmte mich, schaute zur Sonne auf und murmelte: „Siehst du das Blut, das neben der Sonne herabtropft? Siehst du das Blut, das neben der Sonne herabtropft?“ Alle Anwesenden waren befangen und schienen tief erfüllt von dem mystischen Sinne, der aus diesem Propheten sprach. Denn was der

Lagam gelegentlich solches Tanzes spricht, ist goldwertige Prophezeiung. Er sagt alles voraus, was im kommenden Jahre geschehen wird, er ist eben Schamane.

Zwei große Aufgaben hat der Lagam. Einmal sorgt er für die Ernte und regelt das Jahr, zum andern hält er das Land frei von den Subachen, welche letztere Aufgabe für den Fall, daß kein Schamane im Distrikt ist, ein kirchlicher Diener des Ogon übernimmt. Hat man Verdacht, daß irgendwo ein Subache sein Wesen treibt, oder wird irgend jemand im Wortstreit als Subache bezeichnet, so wird der Beschuldigte zum Lagam geführt. Der Lagam reicht ihm den Giftbecher. Der Beschuldigte muß trinken. Wer den Trank erbricht, hat seine Unschuld bewiesen, wer ihn bei sich behält, stirbt. . .

A—D—E. In seinem Buche „Die Nornen“ (Leipzig 1909) erzählt Dr. Walter Bormann: Über einen in mehrfacher Hinsicht interessanten Vorfall im Herbst 1907 nach dem Tode des Kaufmanns Richard Adelberg aus Selb in Bayern schrieb mir Frau Dr. Doris Paulus aus Cannstatt (Württemberg) folgendes gleich darauf:

Ich wurde nachts geweckt und hörte ganz bestimmte Töne, die mir fest im Gedächtnis blieben und die ich morgens meinem Mann erzählte mit der Bemerkung, was wohl der tiefe, mittlere und höhere Ton bedeuten könne. Die übernächste Morgenpost bringt ein schwarz gerändertes Kuvert. Als ich es sehe, sage ich gleich recht einfältig: „Von Adelberg. — Richtig!“ Dieses „Richtig“ war indessen ganz unmotiviert, da keinerlei Grund vorlag, den Tod des Herrn Adelberg zu erwarten, der noch vor mehreren Wochen aus Berlin geschrieben hatte, ohne bedenklich krank zu sein. — Bei dieser plötzlichen Todeskunde bestimmte Frau Paulus, wie es in dem Briefe weiter heißt, ihren Gatten, doch einmal auf dem Klavier A D E anzuschlagen. Herr Adelberg war sehr musikalisch, was sie nicht ist. Nun aber stellte es sich durch die Probe heraus, daß A D E die Töne jener Nacht gewesen waren. Frau Paulus erzählt weiter: „Den ganzen Tag war mir immer, als ob jemand um mich sei. Abends machten wir einen Versuch mit dem Tischchen, und ganz schnell klopfte unser heimgegangener Freund, daß er mir Ade gesagt habe, daß ihm ‚namenlos leicht‘ sei und daß er sich in schönengeschmückter Halle in Selb befinde.“ — Die Trauernachricht hatte nur den Tod in Altenburg gemeldet. Wirklich aber lag die

Leiche, was Herr und Frau Dr. Paulus nicht wissen konnten, in der Leichenhalle in Selb, wo die Beerdigung stattfand.

Das Hochbahnunglück am Gleisdreieck. Der folgende Fall hat sich am 26. September 1908 in Berlin zugetragen. Er wird hier nach dem sehr ausführlichen Bericht kurz erzählt, den Dr. Emil Mattiesen in Rostock im April 1914 in der Zeitschrift der Londoner Gesellschaft für Psychische Forschung veröffentlicht hat, nachdem er persönlich die Zeugen aufgesucht und eingehend vernommen hatte. Gegen zehn Uhr vormittags hatte Fräulein Frieda Gentes in der Wohnstube hinter ihrem Zigarrenladen an der Alexanderstraße eine Vision: sie sah ihre Schwester Elsa Gentes, die im Kaufhaus des Westens angestellt war, mit zur Hälfte blauem Gesicht. Fräulein Frieda Gentes, die medial veranlagt war und in späterer Zeit durch ihr automatisches Malen bekannt wurde (sie verfertigte im Trancezustand sehr merkwürdige Buntstiftbilder, worüber „Der Lürmer“ unter Wiedergabe von Proben berichtet), wußte aus früheren Fällen, daß, wer ihr mit halbblauem Gesicht erschien, einem baldigen Tode verfallen war. Sie geriet durch diese Vision in einen stundenlang anhaltenden rauschartigen Zustand höchster Erregung und versicherte, daß ihre Schwester Elsa ganz bald sterben würde.

Der Zeitpunkt der Vision kann unabhängig von der persönlichen, sehr bestimmten Erinnerung der Seherin durch folgende Umstände festgestellt werden: 1) eine Friseurin, die Fräulein Frieda Gentes jeden Vormittag zwischen halb zehn und zehn Uhr zu besuchen pflegte, wurde von der Erregten unverrichteter Dinge wieder fortgeschickt, auch als sie den Besuch am selben Vormittag noch zweimal wiederholte. 2) Fräulein Emmi Scholz, eine Stieffchwester der Frieda Gentes und zu jener Zeit Angestellte im Warenhaus Liez, hatte am 26. September gerade einen freien Vormittag, den sie bei Fräulein Frieda Gentes verbringen wollte, um einen Pflaumentuchen zu backen, welche Absicht aber infolge der hochgradigen Erregung der Seherin aufgegeben werden mußte. 3) Hermann Scholz, ein Stiefbruder der Schwestern Gentes und zu jener Zeit Fahrstuhlbediener der Firma Samulon & Co. an der Magazinstraße, bezeugt, daß er, zum Mittagessen bei Fräulein Frieda Gentes einkehrend (deren täglicher Mittagsgast er war), diese „in fürchterlicher Erregung“ angetroffen habe: „sie war zu unruhig, um auch nur einen Augenblick

zu sitzen, rannte beständig umher, wobei ihr der Schweiß vom Gesicht lief. Sie weinte und sagte, ich möchte nach der Blücherstraße zur Mutter gehen und nachsehen, was geschehen sei.“

An der Blücherstraße hauste, zum zweitenmal Witwe geworden, die Mutter der beiden Schwestern Gentes, Frau Scholz. Sie ging mit ihrer Tochter Emmi Scholz nach deren mißglücktem Pflaumenkuchen-Bäckerversuch zum Kaufhaus des Westens und bat ihre Tochter Elsa Gentes, heute nicht zum Mittagessen nach Hause zu kommen, da sie mit Emmi einen Spezial-Wäsche-Verkauf besuchen und dann auswärts speisen wolle. Aus Gründen, die ihr Geheimnis geblieben sind, hat Fräulein Elsa Gentes diese Bitte unbeachtet gelassen und sich auf den Weg nach Hause gemacht. Sie benutzte die Hochbahn und geriet in den Wagen, der infolge eines Versehens des Weichenstellers am Gleisdreieck von einem andern Zuge seitlich gerammt und auf die Straße hinabgestürzt wurde. Ihr Name erschien zwar erst am andern Morgen als dritter von den dreizehn, die als Opfer der Katastrophe genannt wurden. Aber ihre Schwester Frieda war gleich beim ersten Gerücht des Unglücks ihrer Sache so sicher gewesen, daß sie ihre Angehörigen sofort auf die Suche geschickt hatte, und tatsächlich wurde dann die Leiche der Elsa Gentes schon gegen sechs Uhr am Abend des Unglückstages im Schauhause ermittelt.

Ein Protest gegen den „bösen Blick“. Der Hamburgische Korrespondent vom 24. November 1911 gibt den folgenden Bericht eines Mitarbeiters des Nuovo Giornale aus Tripolis wieder:

Ich besuchte eines Tages einen Friedhof, als gerade ein Leichenzug eintrat. Als der Zug in die Nähe des offenen Grabes kam, sah ich plötzlich zu meiner Verwunderung etwas wie ein angstvolles Stoßen und Drängen; im nächsten Augenblick wichen die Träger des Sarges mit ihrer Last wie entsetzt ein paar Schritte zurück. Die Frauen, die dem Sarg gefolgt waren, stießen zwischen den Gräbern ein furchtbares Jammergeheul aus. Dann näherte sich der Sarg von neuem dem offenen Grabe, und es hatte hierbei den Anschein, als ob er gewaltsam geschoben und gestoßen werden mußte. Er wich dann auch wieder zurück, bis unter noch lauterem Heulen und Schreien die Träger eine letzte Kraftanstrengung machten und den Sarg endlich in die Grube fallen ließen. Als wenn damit ein ungeheurer Erfolg erzielt worden wäre, klatschte man wie im Theater begeistert in die Hände.

Dann nahm man mit den seltsamsten Gesten Abschied von der letzten Wohnung des Verschiedenen. Auf meine Fragen erfuhr ich: der Begrabene war an den Folgen des „bösen Blickes“ gestorben und hatte dadurch, daß er mehrere Male von der Grube zurückwich, kundgetan, daß er noch nicht hatte sterben wollen. Die Kraftanstrengungen seiner den Sarg tragenden Freunde aber sollten eine Art Protest, ein Fluch gegen den „bösen Blick“ sein.

Sprachberichtigung im Traum. Havelock Ellis erzählt in seinem [deutsch von Dr. Hans Kurella 1911 bei Curt Kabitzsch in Würzburg erschienenen] Buch „Die Welt der Träume“:

Dem Erzbischof Benson träumte, er habe heftige Brustschmerzen, und der herbeigerufene Arzt sage ihm, es handele sich um eine *angina pectoris* [Brustbräune]. „*Angina! angina!*“ verbesserte ihn Benson im Traum. Erwacht wundert er sich über diese Sprachberichtigung des Traumes, die Unsinn sei, da es doch selbstverständlich *angina* heiße und nicht *angina*. Er schlägt im Wörterbuch nach: freilich *angina*. — Acht Tage später sitzt der Erzbischof bei einem offiziellen College-Diner in Trinity-Cambridge neben dem Latinisten Professor Munro. Der erkundigt sich nach Thomas Arnolds Tode. „Er ist an *angina pectoris* gestorben,“ antwortet Benson. Munro unterdrückt ein Lächeln und sagt verbindlich: „Heute betonen wir *angina*.“

Geheimnisvolle Musik. In der Nummer 25 des Jahrgangs 81 (1914) der „Neuen Zeitschrift für Musik“ (Leipzig, Gebrüder Neinecke) wird erzählt:

Der schwedische Dichter Werner v. Heidenstam hat vor einiger Zeit ein seltsames, unerklärliches Erlebnis gehabt, wie sein Landsmann, der Länddichter Gösta Gejer, in einem neuerschienenen Buche über musikalische Probleme erzählt. Er hatte sich für den Winter ein Rittergut in Södermanland gemietet, das seit vielen Jahren unbewohnt dastand; hier glaubte er ungestört arbeiten zu können. Mitten in der Stille der Nacht wurde er nun oft von einer wunderlichen Musik geweckt, deren Herkunft ein Rätsel blieb. Die Tonfolge und Töne unterschieden sich von aller Musik, die er je gehört hatte; sie schienen von einem alten eigentümlichen, vielleicht harfenähnlichen Instrumente zu kommen. Die Musik begann, so schien es, in der einen Ecke des Zimmers und floß nach und nach an die andere Seite über, um endlich durch die Wand zu verschwinden. Auch die Frau des Dichters,

die sehr musikalisch war, hörte diese geheimnisvolle Musik und konnte sie bald auswendig. Eines Tages, als sie in die Küche trat, trällerte sie leise die Melodie vor sich hin. Erstaunt hielt sie inne, als sie die Augen des Dienstmädchens auf sich gerichtet fühlte. Es stellte sich heraus, daß auch das Mädchen seit langem die mystische Musik regelmäßig nachts gehört hatte; sie erkannte die Melodie sofort wieder. Heidenstam zeichnete die Melodie auf und sandte die Noten dem Komponisten Gejer, der nicht wenig überrascht und betroffen war. Denn es zeigte sich bei sachmäßiger Untersuchung, daß diese seltsame Musik sich auf einer mittelalterlichen Tonleiter aufbaute, der sogenannten myrolydischen Tonleiter, die weder Heidenstam noch seine Frau kannten, und von deren Existenz beide keine Ahnung gehabt hatten. Dieses seltsame Erlebnis erzählt Wilhelm Birchow im „Merker“. Zur Bekräftigung der Erscheinung gibt er die Melodie in Noten wieder und fügt auch einen Brief Werner v. Heidenstams bei, der die Erzählung vollinhaltlich bestätigt, und schließlich ist er in der Lage, ein Seitenstück zu dieser rätselhaften Musik anzuführen, für das ein Buch aus dem Jahre 1740 den Beleg bildet. Dieses Buch, das in Hamburg erschienen ist, führt den Titel: „Etwas Neues unter der Sonnen, oder das unterirdische Klippen-Conzert in Norwegen, aus glaubwürdigen Urkunden auf Begehren angezeigt von Mattheson“. Dieser Mattheson war ein vielseitiger Musiker und Musikschriftsteller; in seinem Buche teilt er seinen Briefwechsel mit dem ihm befreundeten General Georg v. Bertuch mit, und dieser legte ihm eines Tages eine merkwürdige Urkunde bei, die Heinrich Meyer, „Stadtmusikant in Christiania bei Aggerhuus“ am 4. Januar 1740 unterzeichnet hat und für deren lautere Wahrheit er sich verbürgt. Es wird darin erzählt, wie er im Jahre 1695 bei einer Musikprobe war; ein Bauer kam zufällig dazu, im Scherz sagte der Lehrherr: Du bekommst heute kein Geld für deine Butter und Milch, denn du hast genug zugehört zur Bezahlung, und hierauf erwiderte der Bauer: der und der hole mich, höre ich es nicht alle Weihnacht abend viel besser, ein klein Stück Wegs von meinem Hofe in den Klippen daselbst. Der Lehrherr, der Kantor und der Organist lachten den Bauern zuerst aus, dann aber gingen sie zu Weihnachten mit ihm in eine Klippe in der Nähe Bergens, und gegen Mitternacht hörten sie nun eine merkwürdige Musik. In der Urkunde heißt es wörtlich: „Bald hernach fieng es im Berge zu klingen an, als ob es nahe

bey uns wäre. Erst wurde ein Accord angeschlagen, hernach ein gewisser Ton gegeben um die Instrumente zu stimmen. Hiernächst folgte das Vorspiel auf einer Orgel und gleich darauf wurde mit Singstimmen, Zinken, Posaunen, Violinen und anderen Instrumenten ordentlich musicirt, ohne daß sich das geringste dabey sehen ließ. Wie wir nun lange zugehört hatten, entrüstete sich der Organist über die unsichtbaren Musikanten und unterirdischen Virtuosen so sehr, daß er mit diesen Worten herausfuhr: Ey! seyd ihr von Gott, so laßt euch sehen; seyd ihr aber vom Teufel, so hört einmahl auf. Flugs wurde es stille; der Organist fiel nieder, als ob er vom Schläge gerührt wäre; der Schaum drang ihm zur Nasen und zum Munde heraus. In solchem Zustande trugen wir ihn hin, in des Bauern Haus, deckten ihm im Bette wohl zu; so daß er des Morgens wieder auflebete oder zu sich selber kam und wir zusammen nach Bergen eilten, wohin wir auch bei guter Frühzeit gelangten: denn der Ort, da wir dieses seltsame Concert gehöret hatten, war eine Meile von der Stadt entfernt und bei Bierchelands Kirche gelegen.“ General Bertuch, dem Mattheson diese räthelhafte Urkunde verdankt, fügt noch hinzu, er wisse noch viele dergleichen Begebenheiten, die in Norwegen vorgefallen sind und sich bis zur Stunde ereignen. Danach scheint es, daß solche Ereignisse in dieser Zeit nicht ganz selten waren. Worum es sich damals wie bei dem Erlebnisse Heidenstams handelte, ist vorläufig ein Räthsel, als Halluzination kann man die geheimnisvolle Musik wohl kaum erklären, denn sie ist von verschiedenen Personen unabhängig voneinander auf gleiche Weise gehöret worden.

Wasielewski. Dr. med. Rudolf Tischner-München berichtet in seinem Buche „Einführung in den Okkultismus und Spiritismus“ (München 1921. J. F. Bergmann):

Dr. v. Wasielewski war in Sondershausen und Fräulein v. B. an der Riviera, sie verabredeten brieflich, daß Fräulein v. B. versuchen sollte, auf übernormalem Wege in Erfahrung zu bringen, was Wasielewski an einem bestimmten Tage zu einer vorher bestimmten Zeit tue.

Fräulein v. B. schreibt: „Dienstag, 18. März 1913. 7 Uhr. Lange gar nichts. Dann sehr unsicheres, halbdunkles Licht. Wie eine rote Wand. Viele, viele Köpfe, die ich alle nur in Umrissen sehe. Jetzt sehe ich Wasielewski stehend. Scharf vor sich hinsehend. Neben und vor ihm überall dunkle Köpfe. Es ist alles sehr unsicher, wie bewegt.“

Wasielowstis Aufzeichnungen besagen: „Etwa 7 Uhr betrete ich das Theater, kaufe Karte, muß oben etwas warten wegen Ouvertüre, werde aber noch vor ihrem Ende eingelassen. Dann beginnt Hebbels Herodes und Mariamne.“

Ein zweiter Versuch verlief folgendermaßen:

Fräulein v. B. schreibt: „ $\frac{1}{2}$ 10 Uhr abends. Lange alles schwarz. Jetzt ein leuchtend heller Fleck, so hell, daß meine Augen fast davon geblendet sind. Der Fleck bewegt sich, kommt immer näher. Jetzt dunkel. Wasielowstis Kopf. Hat etwas auf dem Kopf. Es ist, als ob er auf etwas säße, ich muß hochsehen, um sein Gesicht zu sehen. Seine Umgebung ist ziemlich dunkel, nur sein Gesicht hell. Jetzt wieder der grelle Fleck, der näherkommt. Hoch darüber Wasielowstis Gesicht. Fast unheimlich. Er muß auf etwas stehen oder erhöht sitzen, ich habe das Gefühl, hochsehen zu müssen.“

Wasielowstis Aufzeichnung lautet: „Um $\frac{3}{4}$ aufs Rad, durch die Stadt, kurz vor $\frac{1}{2}$ 9 auf der Landstraße, bis kurz vor Verka gefahren, umgedreht ohne abzustiegen, kurz nach 10 wieder hier. Einem Wagen, zwei Fußgängern begegnet. Dämmerig, Himmel teilweise zart bezogen, doch die Sterne sichtbar. Windstille, sehr kühl. Die ganze Zeit ohne anzuhalten gefahren. Am Rad brennende Acetylenlaterne.“

Schrenck = Noying und Crowford. Nach dem oben genannten Buche Dr. Tischners hat der englische Physiker Crowford, Professor an der Belfast Universität, während des Krieges durch zahlreiche Versuche mit einer mediumistisch veranlagten Irländerin festgestellt, daß während, von niemand berührt, ein Tisch infolge medialer Fernwirkung frei in der Luft schwebte, das Gewicht des auf einer Wage sitzenden Mediums jedesmal um das Gewicht des Tisches zunahm. Diese englischen Versuche sind inzwischen durch solche des führenden deutschen Forschers, Dr. Freiherrn von Schrenck = Noying in München, ergänzt und bestätigt worden, der seinerseits die sogenannte Materialisationstheorie aufgestellt hat, auf die durch Wiedergabe der Versuche einzugehen, Absichten und Grenzen des vorliegenden Buches verbieten. Immerhin sei wenigstens angedeutet, daß mit dieser Theorie und den sie stützenden Versuchen möglicherweise eine neue Epoche der wissenschaftlichen Forschung beginnt oder begonnen hat, in der sich die okkulten Dinge in einem ganz neuen Lichte darstellen und schließlich vielleicht gar nicht mehr „okkult“ bleiben werde

Seltame Gastfreundschaft. Die englische Schriftstellerin Mrs. George Cran in London-Chelsea erzählt:

Schon seit vier Jahren, seitdem wir in diesem verwünschten Hause wohnen, haben ich, mein Mann und oft auch Gäste regelmäßig zwischen elf und zwölf Uhr nachts einen Lärm gehört, der sich schwer beschreiben läßt. Vor unserer Wohnungstür war ein Stampfen und Flüstern, ein Huschen und Raunen, aber sobald mein Mann oder ich die Thür öffnete, trat Ruhe ein. Oft leuchteten wir auch die Treppe ab, aber nie war jemand zu sehen. Es ist auch ganz unmöglich, daß jemand das Haus, zu dem nur wir den Schlüssel besitzen, weil wir es allein bewohnen, ohne unser Wissen und Willen betreten kann.

Vor einigen Tagen nun kam eine Freundin als Logiergast zu uns, und wir quartierten sie in einem etwas entlegenen Zimmer ein, ohne ihr von dem Spuk das geringste zu sagen. Mit Spannung warteten wir am andern Morgen, was sie von den Ereignissen der Nacht erzählen würde. Wir saßen eben beim Frühstück, als sie bleich und übernächtigt eintrat. Als wir sie fragten, wie sie geschlafen habe, brach sie in Tränen aus und erzählte, sie sei um Mitternacht durch ein Geräusch an der Thür geweckt worden. In der Annahme, daß ich es sei, sei sie aufgestanden und habe geöffnet. Sie sei aber entsetzt zurückgeprallt, denn eine männliche Gestalt sei auf sie zugetreten und habe dürre Hände gegen sie ausgestreckt. Sie sei vor Schrecken ohnmächtig geworden und erst wieder zu sich gekommen, als die Sonne schon ins Zimmer geschienen habe. Noch am selben Tage reiste meine Freundin ab. Gestern nun habe ich das Gespenst zum erstenmal mit eigenen Augen gesehen. Kurz vor Ostern hatte mich der Bildhauer Fergus Hurd-Wood für die Akademie modelliert und gestern abend kam er zu mir, um mir mitzuteilen, daß die Büste durch einen Preis ausgezeichnet worden sei. Er soupierte mit mir, und als er wegging, war es kurz vor Mitternacht. Das Mädchen begleitete ihn die Treppe hinunter, und nachdem es zurückgekommen war, wollte ich mich schlafen legen. Als ich mein Schlafzimmer betreten wollte, hörte ich, wie unten das Thor geöffnet wurde und jemand mit leisen Schritten die Treppe heraufkam. Voll Angst sperrte ich ab und entkleidete mich im Dunkeln. Einige Minuten mochte ich zitternd gelegen haben, als ich fühlte, daß noch jemand im Zimmer sei. Und dann sah ich einen Augenblick ein todesblaßes Angesicht mit einem langen weißen Bart. Ich schrie laut

auf, und die Erscheinung war verschwunden. Mein Mädchen kam und pochte. Ich öffnete und erzählte. Die gute Person blieb die ganze Nacht an meinem Bett sitzen, weil sie mich in diesem Zustand nicht allein lassen wollte. Leider hat sie nun doch in der Nachbarschaft davon gesprochen, daher kommt es, daß die Leute über diese Geschichte so erregt sind... [Nach Bruno Grabiniski, Neuere Mystik.]

Hüte dich vor Wolmirstedt. Pfarrer Karl Köhlig zu Potsdam erzählt als „eine mystische, aber wahre Geschichte“:

Es war vor dem Krieg, als ich in Berlin einer spiritistischen Sitzung bewohnte. Vielen war vieles gesagt worden, nur mir nicht. Ich bezweifelte mich darüber. Da setzte der Kreis sich noch einmal an den Tisch, und dieser erfüllte meinen Wunsch mit dem Satz: „Hüte dich vor Wolmirstedt!“ Was ist Wolmirstedt? Ich kannte den Ort nicht. Jemand wußte, daß er in der Nähe von Magdeburg läge.

Nun gut, ich werde mich vor Wolmirstedt hüten und nie hingehen.

Nach ein paar Jahren besuchten mich zwei Damen, das Begräbniß ihres Onkels anzumelden. Ich fragte sie, woher sie kämen. Aus Wolmirstedt, lautete die Antwort. Ich bekundete ein offensichtliches Interesse, was die Damen veranlaßte, mich einzuladen, ihren dort an das Haus gefesselten Vater einmal zu besuchen und ihm von seinem verstorbenen Bruder zu erzählen. Ich sah sie prüfend an, keine Gefahr in ihnen entdeckend, mußte aber doch ihre freundliche Einladung ablehnen. Hüte dich vor Wolmirstedt! Wieder gingen ein paar Jahre dahin. Ich verlebte wundervolle Ferientage in einem Märchenschloß bei Stendal in der Altmark. Eines Tages sagte der Schloßbesitzer: „Begleiten Sie mich morgen auf einer Fahrt nach Köthen. Geburtstagsfeier. Glänzendes Festessen. Wundervolle Gesellschaft!“ Natürlich eine Autofahrt. Ich lehnte ab, aber ich wurde gezwungen mitzufahren. Ich saß neben dem Chauffeur, der noch nicht sehr ortskundig war, und sollte ihm beim Suchen des Weges beistehen. Die Karte in der Hand, lese ich plötzlich: Wolmirstedt. „Kommen wir durch Wolmirstedt?“ frage ich entsetzt. „Ja, dort hinten, der spitze Kirchturm, ist Wolmirstedt“, lautet die Antwort. Kaum ist das Wort gefallen, ein Krach, ein Stoß — Panne! „Warum rasen wir auch so wahnsinnig“, rufe ich. Der Chauffeur sagt einfach: „Freuen Sie sich, daß wir nicht im Chauffeeegraben liegen.“ In der Tat war bei unserem Tempo diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen. Erst kürzlich überschlug sich ein

Auto auf der Fahrt von Hamburg nach Leipzig, und die Insassen waren tot oder schwer verwundet.

Die Gliderei ging vor sich, war beendet. Wir stiegen wieder ein. Wolmirstedt rückte näher. Wir rasen, um die Verspätung einzuholen. Da plötzlich wieder ein Krach, ein Stoß, stärker als das erstemal. Der Chauffeur fluchte. Der Schloßherr war entsetzt. Seine Begleiterin erzählte, sie habe gestern den ganzen Tag das dunkle Gefühl gehabt, die Sache ginge schief. Ich selbst stimmte bei und erwähnte die spiritistische Warnung: „Hüte dich vor Wolmirstedt!“

Was tun? „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen!“ Der Chauffeur riet uns, zu Fuß nach Wolmirstedt zu gehen und ihn dort zu erwarten. Ich pflichtete ihm bei, weil ich diesen Weg für sicherer hielt. Außerdem riet er, in Magdeburg neue Reifen zu kaufen. „Sawohl, die kosten das Stück 5000 Mark“, meinte der Schloßherr. Er kam deshalb auf den unglücklichen Gedanken, das Auto seines Freundes aus Rötthen zu erbitten, das uns entgegenfahren sollte. Wahnsinn! Aber ich konnte es nicht verhindern, daß er in Wolmirstedt dieses Telephongespräch nach Rötthen richtete, anstatt in Magdeburg neue Reifen bereitlegen zu lassen.

Wir kamen kaum nach Magdeburg. Ohne neue Reifen ging es nicht. Das Geschäft war verlegt und nicht aufzufinden. Überflüssiger Aufenthalt. Endlich ging es mit anderen Reifen weiter. Stark verspätet kamen wir in Rötthen an. Die Gesellschaft war schon versammelt. „Wo ist das Auto, das euch entgegenfuhr?“ fragte der Hausherr. Es war uns keins begegnet. Das war um so schlimmer, als es einem anderen Gast gehörte. Das Festessen nahm seinen Verlauf. Plötzlich wurde der Hausherr ans Telephon gerufen. Bleich kehrte er zurück. Was ist geschehen?

Telephonnachricht aus Wolmirstedt: Das Ersatzauto hat eine schwere Panne erlitten und liegt zerbrochen in Wolmirstedt.

Das Fest ging zu Ende. Der Morgen graute. Wir rüsteten uns zur Heimfahrt. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die Besitzer des Ersatzautos mitzunehmen, die in der Nähe von Magdeburg wohnten. Unser Wagen war übertoll gepackt. Schon in Rötthen hatten wir ein Malheur. Wir fuhren in eine Sackgasse hinein. Ein Schutzmann, der mit seiner Braut von einem Vergnügen heimkehrte, stellte fest, daß nur zwei Personen in dem Geschäftsauto fahren dürften und nicht

sieben. Er wollte uns verhaften. Er müsse nach den neuen strengen Bestimmungen verfahren. Es half nichts, daß wir ihm an den Kopf warfen, er sei ja gar nicht im Dienst. Als ob er eine Prämie verdiente, stellte er kaltblächlich mit einer mehr als preussischen Gründlichkeit unsere Personalien fest. Endlich konnten wir weiterfahren. Wir setzten unsere Gäste, denen wir den Zwischenfall verdankten, in ihrem Orte ab und fuhren weiter nach Magdeburg. Ich saß wieder, wie auf der Hinfahrt, neben dem Chauffeur und verfiel sorglos in einen tiefen Schlaf. Plötzlich fuhr ich auf, wie von der Tarantel gestochen. Ich spürte einen Schlag, als seien alle Glieder zerbrochen. „Wieder eine Panne“, fuhr ich den Chauffeur an. „Nein,“ sagte dieser, „ich fahre ja ganz ruhig.“ Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen und sah, daß wir durch einen Ort fuhren. „Wo sind wir denn?“ fragte ich. „In Wolmirstedt“, lautete die verblüffende Antwort. Aber schon waren wir durch den Ort hindurch. Noch ein paar unschuldige Häuser, und wir hatten die freie Chaussee gewonnen. Mit einem komischen Gemisch von Furcht und Freude sah ich zurück, hinaus. „Hüte dich vor Wolmirstedt!“ Mit diesem Gedanken schlief ich wieder ein. Die Gefahrt war überstanden. Wer weiß aber, wie es geworden wäre, wenn der Gedanke mich nicht wie ein Schutzengel geleitet und stark gemacht hätte: „Hüte dich vor Wolmirstedt!“

Man sagt wohl, die spiritistischen Offenbarungen seien wertlos. Hier hatte einmal eine ihren Wert. Ich werde den Satz nie vergessen, solange ich lebe: „Hüte dich vor Wolmirstedt!“ Oder ob die Geschichte noch einmal ein Nachspiel hat?

Boussénard. Die Münchener Neuesten Nachrichten 1910 No.441 erzählen:

Der Jugendschriftsteller Boussénard, der in Frankreich für den Erben Jules Vernes gilt, ist letzten Sonntag gestorben. Er fühlte seinen Tod herannahen und verfaßte selber seine Todesanzeige, die folgendermaßen lautet: „Louis Boussénard, Schriftsteller, beehrt sich, Sie zu seinem bürgerlichen Leichenbegängnis einzuladen, das Montag, den 12. September nachmittags stattfindet. Untröstlich über den Verlust seiner Frau, erliegt er in seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre einem Schmerz, den nichts hat lindern können. Sein letzter Gedanke gilt seinen zahlreichen Freunden und treuen Lesern. Man versammelt sich im Sterbehaus, um den Leichenzug bis zum Bahnhof zu geleiten, von

wo der Zug um zwölf Uhr abgeht.“ — Der Tod trat ein, wie Boussénard es erwartete, und die Anordnungen, die er für die Bestattung getroffen hatte, konnten auch in Hinsicht der Zeitangaben buchstäblich erfüllt werden.

Johanna Southcott. Im neunten Heft seines dritten Jahrgangs, März 1910, gibt das „Zentralblatt für Okkultismus“ den folgenden Bericht des „Neuen Wiener Journals“ wieder:

Vor hundert Jahren lebte in Devonshire in England eine Prophetin namens Johanna Southcott. Sie war früher Dienstmädchen gewesen, hatte es aber eines Tages für richtig befunden, ihre Stellung aufzugeben und sich als Wahrsagerin zu etablieren. Es fanden sich auch bald Leute, die ihren Prophezeiungen großen Wert beimaßen, und als sie das Ende ihrer Tage nahen fühlte, war die Zahl ihrer Anhänger und Jünger auf Hunderttausend angewachsen. Diesen gläubigen Seelen hinterließ sie als kostbare Erbschaft ein versiegeltes Buch voller Prophezeiungen, mit der strengen Weisung, es erst nach Verlaufe von hundert Jahren zu öffnen bzw. von den Nachkommen öffnen zu lassen.

Die hundert Jahre sind jetzt verflossen, und eine posthume Anhängerin der Southcott, Frau Alice Seymour, veröffentlicht in einem zweibändigen Werke die berühmten Prophezeiungen, auf deren Offenbarung man so lange hatte warten müssen. Wenn das, was man dem „Messaggero“ darüber aus London schreibt, den Tatsachen entspricht, würde es sich um eine wahrhaft außergewöhnliche Veröffentlichung handeln, denn es würde unter anderm feststehen, daß die Prophetin von Devonshire schon am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den Burenkrieg, den russisch-japanischen Krieg, die anormale Bitterung der letzten Jahre und sogar das Erdbeben von Messina vorausgesehen hat. Die Prophetin tat nämlich kund und zu wissen, daß die ersten zehn Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts zehn Jahre der Prüfung sein würden; sie würden dem Untergang der Welt vorausgehen oder wenigstens eine sehr große Katastrophe einleiten. [Diese sieben Wörter sind in dem Bericht vom März 1910 gesperrt gedruckt!] Man würde in diesen zehn Jahren zwei große Kriege und vier furchtbare Erdbeben verzeichnen, und es würde eine vollständige Umkehrung der Jahreszeiten zu konstatieren sein, so daß aus Sommer Winter und aus Winter Sommer werden würde. „Die beiden Kriege“, so bemerkt

dazu Frau Alice Seymour, „haben wir bereits gehabt, und zwar den Krieg der Engländer und der Buren und den Krieg der Russen und der Japaner; die vier Erdbeben sind auch schon dagewesen, und zwar das in Kalabrien, das von San Franzisko, das von Santiago und das von Messina. Was die Umkehrung der Jahreszeiten betrifft, so braucht darüber nicht viel gesagt zu werden, denn jedermann weiß, daß wir seit einigen Jahren im Winter eine mehr als milde und im Sommer eine fast winterliche Temperatur haben.“ — Nach diesen Feststellungen erklärt Frau Seymour, daß sie mit Besorgnis in die Zukunft blicke, da sicher auch die andern Prophezeiungen der großen Johanna Southcott in Erfüllung gehen würden . . .

Drei Hellscherinnen. Pfarrer Karl Röhrig zu Potsdam erzählt:

„Durch Zufall“ bin ich in den letzten Jahren drei Hellscherinnen begegnet. Ich habe sie nicht gesucht. Sie sind mir in den Weg getreten. Die Namen tun nichts zur Sache. Ich kann sie aber jederzeit mitteilen.

Die erste ist Dresdnerin. Sie erkannte mich, als ich eintrat, denn sie hatte mich am Abend vorher um sechs Uhr und am Morgen um acht Uhr im Geiste gesehen. Sie fragte, ob ich zu diesen Stunden lebhaft an sie gedacht hätte. Es war der Fall, ich konnte feststellen, daß ich gerade zu diesen Stunden anderes, was mich während der ihr zugedachten Zeit in Anspruch nehmen wollte, meinem Tagesplan ferngehalten hatte, um meinen Besuch bei ihr ausführen zu können. Es war im Sommer 1912. Sie sah zunächst im wachen Zustande Bild auf Bild: mein Haus, meine Tätigkeit, meine Kinder, beschrieb alles bis ins kleinste hinein und gab mir Ratschläge, ohne wissen zu können, wer ich war. Aber das Seltsamste: sie sagte mir den Ausbruch eines großen Krieges für den Sommer 1914 voraus, seinen für Deutschland unglücklichen Verlauf und den Untergang der Hohenzollern. Sie tadelte „den Vater, der nicht aufpasse, was oben links“ (sie meinte den Kaiser und England) geschehe, und rief des öftern sehr erregt „es ist entsetzlich! es ist furchtbar!“ Mittlerweile war sie in eine Art Schlafzustand verfallen, worin sie die verschiedensten Fragen, die ich stellte, mit raschem Sprechen beantwortete.

Die zweite Hellscherin wohnt in Berlin. Sie ist von der ersten insosfern verschieden, als sie alles symbolisch sieht. Sie läßt sich drei

Fragen aufschreiben, nimmt mit verbundenen Augen den zusammengefalteten Zettel in die Hand und ringt unter Stöhnen mit den Gedanken, die er enthält, bis sie plötzlich in Bildern schildert, was die Fragen berühren. Sie sieht etwa einen blühenden Baum, von dem Zweige abgerissen sind, die aber aufgehoben werden und dann wieder anwachsen, oder einen einsamen Weg, der in einer Einöde endet, oder eine Traube, die sich herabsenkt. Die ausführliche Deutung der Bilder gibt dann eine Antwort, die nicht nur in allgemeinen Ausdrücken, sondern bis ins einzelne hinein die Sache trifft.

Auch die dritte Hellseherin ist Berlinerin. Sie hat einen Einbruch in die Villa eines preußischen Prinzen geschildert, wie wenn sie die Verbrecher mit ihren leiblichen Augen sähe, und im Anschluß daran einen beabsichtigten zweiten Einbruch vorausgesagt, bei dem es in erster Linie auf fünfzehn große, braune, eisenbeschlagene Kisten abgesehen sei. Der Prinz behauptete, Kisten der Art gar nicht zu besitzen, doch stellte er am folgenden Tage fest, daß ihm tatsächlich fünfzehn solcher Kisten zur Aufbewahrung von Wertgegenständen geliefert worden waren, ohne daß er davon Kenntnis erhalten hatte. Die Kriminalpolizei nimmt diese Hellseherin zuweilen und mit guten Erfolgen in Anspruch.

Von allen drei Hellseherinnen ist zu bemerken, daß sie religiös sind. Sie fühlen sich schwach ohne die Verbindung mit höheren, göttlichen Kräften und betonen die Fröhlichkeit des Glaubens, der allen Trübsinn überwindet.

Blut im August. Lady Norah Ventinck erzählt in ihrer Schrift „Der Kaiser im Exil“ (Deutsch von Georg Stein):

Im Februar 1914 kam ich auf einer Reise nach Jerusalem durch Port Said. Ein indischer Wahrsager kam dort an Bord und erbot sich, mir für den guten Preis von zwei Pfund die Zukunft zu weisagen. Er hockte auf dem Deck nieder, und nach einigen kabbalistischen Faren schrie er plötzlich entsetzt auf: „August, August, etwas Schreckliches im August.“ Erschrocken fragte ich, ob es mich beträfe. „Nicht Sie, nein, die Welt; Blut — Blut im August.“ Und mehr war dann nicht aus ihm herauszubekommen.

Anton Johanson. Pfarrer Karl Röhrig-Potsdam, der 1922 bei Max Ullmann in Leipzig eine interessante kleine Schrift über Johanson herausgegeben hat, berichtet:

Im Jahre 1920 ist in Gustaffsons Verlag in Stockholm ein umfangreiches Buch in schwedischer Sprache erschienen, das die Gesichte des finnmärkischen Fischerbauern Anton Johanson und ihre und seine Geschichte enthält. 1858 als erstes von acht Kindern frommer Eltern in bescheidenen ländlichen Verhältnissen geboren, hat Johanson stets ein von Arbeit erfülltes hartes Leben geführt, das von Religiosität und Wissensdurst beherrscht wurde. Er ist hellseherisch veranlagt und ein einsamer Mensch, der von den Leuten für einen Schwärmer gehalten wird. Fest steht, daß er 1907 den plötzlichen Tod eines Neffen genau so vorausgesehen hat, wie er am andern Tag erfolgte, daß er den Untergang der „Titanic“ vorausgesagt hat, und daß er 1913 den Menschen seines Kreises von dem großen Kriege erzählte, der im nächsten Jahr ausbrechen und in dem zuletzt Deutschland unterliegen werde. Aber sie verlachten ihn, und er fand keine Hilfe, den ihm während des Gesichtes zuteilgewordenen Auftrag auszuführen und nach Berlin zu reisen, um den deutschen Kaiser zu warnen. Fest steht ferner, daß er für die Jahrzehnte nach dem großen Kriege mörderische Seuchen, verheerende Naturereignisse und drei weitere Kriege vorausgesagt hat. — Erst im März 1919 konnte Johanson nach Berlin reisen, wo er den Oberhofprediger D. von Dryander besuchte und einem Kreise von Gelehrten vorgestellt wurde, die sich über seine Glaubwürdigkeit äußerten. Professor Max Dessoir ist davon überzeugt, daß Johanson weder ein Betrüger noch ein Geisteskranker ist, und schließt sein Urteil: „Ich halte ihn für einen psychologisch bemerkenswerten Vertreter eines bestimmten Typus des religiösen Menschen“, und Professor Waldeyer sagte: „Es gibt vieles in der Welt, das wir noch nicht kennen. Wer hätte vor zwanzig oder dreißig Jahren etwas vom Radium und seinen wunderbaren Kräften wissen können! Man darf darum nichts für unmöglich halten, denn was heute noch unmöglich ist, ist in einigen Jahren keine Unmöglichkeit mehr.“

Brúnagel. Aus der Festrede, die der wissenschaftliche Hilfslehrer am Städtischen Realgymnasium zu Köln-Nippes Johann Jakob Brúnagel am 10. März 1913 bei der Jahrhundertfeier des Beginns der Befreiungskriege in der Aula gehalten hat und die im Jahresbericht 1914/15 der genannten Schule veröffentlicht worden ist, nachdem Brúnagel am 20. August 1914 an der Westfront den Heldentod erlitten hatte:

... Achtet auf die Zeichen der Zeit und lernt, wie ernst, wie bitter ernst die Stunde ist. Blickt nach Nordwesten übers Meer, da sitzt der wahre Schiedsrichter der Welt, in dessen Stadt die Kongresse tagen, die Gesandten der streitenden Völker sich drängen, weil diese wissen, daß ihr Schicksal abhängt zum großen Teil vom Willen Englands, Englands, das über eine Weltmacht gebietet, die alles Gewesene in den Schatten stellt, Englands, vor dessen Sonne selbst der römische Name verblaßt, Englands, dessen Politik seit Jahren kein anderes Ziel kennt, als die umsichtige und entschlossene Vorbereitung des Vernichtungskampfes gegen das Deutsche Reich, den gefährlichsten Konkurrenten, den es, nachdem die Verständigung mißlungen ist, gewaltsam unschädlich machen will und wollen muß. Es hat nach diesem einen großen Gesichtspunkte seine ganze Politik neu orientiert, sich unter Opfern mit dem europäischen Erbfeinde und dem asiatischen Rivalen verständigt und wartet nun im Bunde mit Slawen und Romanen auf die günstige Stunde.

Blickt nach Westen über den Wasgenwald, und ihr seht ein wiedererstarstes und verjüngtes Frankreich, das den Verlust von 1871 durch den Erwerb eines gewaltigen Kolonialreiches längst mehr als wettgemacht hat, das in unsern Tagen ein nie geglaubtes Wiedererwachen seiner kriegerischen Instinkte erlebt, ohne Murren das schwere Opfer der dreijährigen Dienstzeit auf seine Schultern nimmt in der Überzeugung, daß die Stunde der Rache vor der Thür steht.

Blickt nach Osten über die Weichsel und ihr seht ein Rußland, das das ganze gewaltige Schwergewicht seiner unübersehbaren Ländermassen, seines unzählbaren Völkergewimmels gegen die deutsche Sache in die Waagschale zu werfen bereit ist, dessen Heer vom Schlage des Japanerkrieges sich erholt hat und darauf brennt, die Ehre der russischen Fahnen wiederherzustellen im Kampfe gegen den verhassten westlichen Nachbar, den jeder Slawe aus dem Instinkt heraus als den geborenen Erz- und Erbfeind betrachtet.

Blickt südwärts über die Alpen und ihr seht ein an der Tiroler Grenze in Waffen starrendes Italien, das zwar auf dem Papier den deutschen Mächten verbündet ist, in Wirklichkeit aber unter den Kanonen von Malta jedem Winke Englands gefällig sein mußte und heute nach dem Erwerb von Tripolis mehr denn je auf das Wohlwollen der Mittelmeerbeherrscher angewiesen ist, das überdies in Oesterreich den frühe-

ren Bedrücker haßt, den Balkan- und Adria-Rivalen fürchtet und das in der Stunde der Entscheidung — drücken wir uns vorsichtig aus — zum mindesten nicht auf unserer Seite zu finden sein wird.

Es ist kein Zweifel: in der Stunde der Entscheidung wird der Deutsche alleinstehen. Daß diese Entscheidungstunde aber naht, einerlei ob uns nun Wochen oder Jahre von ihr trennen, daran kann nur zweifeln, wer mit Absicht blind und taub ist. So sinnlos es dem ersten Blick erscheint, wahr ist es doch: die deutsche Zukunft ist 1913 kaum weniger dunkel und verhüllt, als sie es 1813 gewesen ist. Der Kampf, den die Ahnen gekämpft haben, er wird auch uns nicht erspart, der Kampf um Deutschlands Entwicklungsmöglichkeit nicht nur, seine Weltstellung, seine Zukunft, nein einfach um die nationale Ehre, um die staatliche Existenz unseres Vaterlandes. Jeder von uns wird — als Mitkämpfer oder Zuschauer — Zeuge dieses Kampfes sein. Wenn wir darum heute der Helden von 1813 gedenken, so geschieht es nicht nur, weil sie Helden waren, denen ehrendes Andenken gebührt, nein, es geschieht mit heißerem und dunklerem Empfinden: wir grüßen sie über das Jahrhundert hin als Schicksalsverwandte, als Kampfgenossen, die gleiches Schicksal trugen, das auch uns verhängt oder vergönnt ist, die gleichen Kampf mit Todestrog gewagt und mit Ehren über Ehren zum siegreichen Ende durchgefochten haben, der auch uns bevorsteht.

Der Hauptmann von Gillhausen. In der Nacht zum 3. August 1914, gegen 2 Uhr, hatte der am 2. Mai 1918 als Major der Garde-Infanterie einer schweren Verwundung erlegene Hauptmann Guido von Gillhausen ein Vorgesicht, dessen alsbald angefertigte Niederschrift von den Testamentsvollstreckern am 10. Mai 1918 in seinem Schreibtisch zu Berlin vorgefunden wurde. Sie hat folgenden Wortlaut:

Berlin SO. 26., Mariannenplatz 20, den 3. August 1914. Was ich am 3. August 1914 gegen 2 Uhr sah: Wie wird der Krieg verlaufen? Nicht in kurzer Spanne Zeit. Nicht nur gegen einen starken Gegner. Ich sehe an mir vorüberziehen viele Feinde und erkenne deutlich Belgien als einen Feind, der uns furchtbare Wunden schlägt in maßloser Grausamkeit. Im Westen taucht neben Frankreich, das ich gestoßen, getreten und vergewaltigt sehe von England, eben dieses England auf als unser bedeutendster Gegner. In Afrika haben wir auch schwer zu-

kämpfen, doch scheinen es auch Weiße zu sein, die uns dort zu vernichten streben. Zwischen beiden Erdteilen erblicke ich eine unklare Gestalt, die uns auch zu schaffen macht, ohne daß ich wüßte, wer es sein könnte. (Spanien?) Italien aber eilt, mit England, Rußland und Frankreich gemeinsame Sache zu machen, wider uns. Auf dem Balkan Serbien und Rumänien. Ich sträube mich gegen Rumänien, aber es bleibt. Rußland macht uns große Mühe, aber es wird gelingen, trotzdem Japan ihm hilft, wie Amerika England hilft (ich sehe Roosevelt dem König von England Brot reichen und Wein und ihm auf die Schulter klopfen und ihm Geld geben und ein Pulverhorn, einen Dolch und Bleikugeln), und Roosevelt schien doch unser Freund?!! Der Krieg ist schauerlich und wird viele Jahre dauern. Immer neue Feinde kommen, ich sehe sie aus allen Ländern der Erde zu England eilen, das gegen uns steht, und mit ihm gehen. Gewaltige Entfernungen wird es geben, auf denen wir kämpfen müssen; und fast alle Völker der Erde werden hineingezogen. Ich sehe den Krieg in Ausführung von Nord-Amerika bis Australien, von Serbien und Japan bis zum Kap Horn. Und überall taucht England auf. Auch in allen Ministerien unserer Feinde sitzt es fest und regiert brutal und egoistisch, und alle beugen sich, alle, ich sehe keine Ausnahme. Ist es möglich? Deutschland kommt in furchtbare Lage, und 1918 wird's am schlimmsten. Und 1920 erst scheint der Krieg zu Ende oder nur Waffenstillstand? Es sieht so aus. Ob der Kaiser das Jahr 1921 noch erlebt? Ich sah den Kaiser, angetan mit Hermelinmantel und die Krone auf dem Haupte, die Beine seines eigenen umgelegten Thronsessels absägen; während dieser Arbeit wurde der Hermelinmantel immer grauer und pulveriger, allmählich abfallend, während die Krone immer mehr zusammenschumpfte und der Kaiser selbst in Nichts zerrann. Mir scheint, als ob England in Indien und Agypten den Todesstoß erhält. Dort sehe ich Bewegung wie im Ameisenhaufen. Deutschland geht furchtbar aus dem Kriege hervor, und an die 30 Jahre braucht's zur Erholung. Rußland erwacht und streitet mit Amerika um den Besitz der Zukunft. — — Gott sei mit uns!! — Guido von Gyllhausen, Hauptmann und Chef der 6. Komp. 3. Garde-Regt. z. F. — Versiegelt Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Wilhelm übergeben. — — Nach einer Randbemerkung hat der Prinz das Schreiben erst im Herbst 1915 geöffnet und gelesen und es alsdann dem Ber-

fasser wieder zugestellt. [Nach der Monatschrift „Der Lürmer“, Jahrgang 23, Heft 3.]

Lexter Abschied. Joh. Illing berichtet im „Hohenstaufen“ (Göppinger Tagblatt) vom 9. Dezember 1916:

Es war am 31. Oktober 1914, da saß in einem etwas abseits gelegenen Hause eines Dorfes im Bezirk Göppingen (Württemberg) ein Ehepaar spät abends noch in der Stube. Nebenan in der Kammer schliefen die Kinder schon lange. Im Haus und außerhalb des Hauses herrschte die tiefe Stille der Nacht. Die Frau saß in der Nähe des Fensters, mit einer Handarbeit beschäftigt, der Mann einige Schritte von ihr am Tische. Da wurde die Stille durch einen Ruf unterbrochen, der vor dem Hause draußen erscholl. Eine Stimme rief den abgekürzten Vornamen der Frau. Diese war überrascht, stand aber nicht auf, weil sie glaubte, sie könne sich getäuscht haben. Doch wenige Augenblicke darauf erscholl der Ruf zum zweitenmal, diesmal viel lauter und deutlicher. Der Mann hörte ihn auch und sagte: „Du, man hat dich gerufen!“ Als sich darauffhin die Frau erhob, um das Fenster zu öffnen, erscholl der Ruf zum drittenmal mit sehr großer Schärfe und Klarheit. Aber vor dem Fenster war niemand, auch in dem einzigen Nachbarhause längst alles zur Ruhe gegangen. Mann und Frau visitierten die ganze Umgebung aufs genaueste — nirgends war ein Mensch zu entdecken. Die Frau wurde von großer Unruhe ergriffen. Es war ihr gewesen, als habe sie in dem Ruf die Stimme ihres Bruders erkannt, der im Felde stand. — Am Morgen kam die Schwägerin, die Frau dieses Bruders, und erzählte mit innerer Erregung, sie sei heute nacht, als sie schon zu Bett gegangen, mit ihrem Namen gerufen worden. Auch habe in ihrem Hausgang diese Nacht eine eigentümliche Unruhe geherrscht, die auch ihr Vater von seinem Zimmer aus gehört habe. — Die Erregung der Beteiligten war um so größer, als auch die Schwägerin in der geheimnisvollen Stimme die ihres Mannes erkannt zu haben glaubte. Wenige Tage später traf die schriftliche Nachricht ein, daß der, dessen Stimme die beiden Frauen gehört, in der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November gefallen sei.

Der Ruf der Mutter. Im Märkischen Volksblatt vom 16. März 1916 gibt Hermann Weber-Hamburg die folgende Erzählung eines Soldaten des Reserve-Regiments Nr. 75 wieder:

Eines Tages erhalten wir Befehl, im nahen Gehölz eine Anzahl

Bäume zu fällen, die für den Bau von Unterständen verwendet werden sollen. Unser Trupp, acht Mann und ein Unteroffizier, rückt also ab. Es war ein trüber, regnerischer Tag. Darum war auch die Arbeit im nassen Buschwerk nicht angenehm. Aber wir waren doch froh, endlich einmal wieder frei aufatmen und die im Schützengraben steif gewordenen Glieder ausrecken zu können. Wir befanden uns hinter der Front, standen aber noch im Bereich des feindlichen Artilleriefeuers. Ab und zu pfiff ein Geschöß heulend durch die Luft. Nicht weit von unserer Arbeitsstätte pläzte sogar eine Granate; aber an ernstliche Gefahr dachte wohl niemand von uns.

Am Rande des Gehölzes stand ein verfallenes, windschiefes Häuschen mit zerbrochenen Fensterscheiben und herabhängenden Läden, worin vielleicht früher ein Waldhüter gewohnt hatte. Als nun die Frühstückszeit gekommen war, suchten wir dieses verlassene Haus auf, um für einige Minuten ein Dach über uns zu haben; denn der Regen war inzwischen stärker geworden. Im Innern des Häuschens fanden wir einen Tisch und einige roh zugehauene Bänke vor, die wir freudig in Beschlag nahmen. Wir saßen also und essen unser Brot; hin und wieder fällt ein Wort. Draußen rauscht der Regen. Ich sitze mit dem Rücken nach einem der zerbrochenen Fenster hin und denke an Frau und Kind in der Heimat. Da höre ich plötzlich, wie hinter mir eine leise Stimme, die mir seltsam bekannt vorkommt, meinen Vornamen ruft. Überrascht drehe ich mich um und schaue hinaus; aber da ist niemand zu sehen. „Manu“, denke ich und schüttele den Kopf. Aber ich muß doch erschrocken ausgesehen haben, denn der Unteroffizier, der mir gegenüber sitzt, schaut mich scharf an. Von den übrigen scheint niemand etwas Auffälliges bemerkt zu haben. Einige Minuten vergehen. Gerade denke ich darüber nach, wem die Stimme, die mir so seltsam bekannt vorkommt, wohl angehören könne. Und da höre ich wieder hinter mir, aber lauter und deutlicher als soeben: „Johannes!“ — „Ja?“ antworte ich und springe auf; aber ich fühle, wie mir's plötzlich eiskalt übers Gesicht zieht und mein Herz wie ein Hammer klopft. Diese Stimme — Herrgott bin ich denn von Sinnen? — diese Stimme draußen ist die Stimme meiner verstorbenen Mutter . . .

Hat denn keiner der Kameraden den Ruf vernommen? Sie sehen mich nur erstaunt an. Einer lacht und macht eine scherzhafte Bemerkung. Nur der Unteroffizier steht hastig auf und faßt meinen Arm.

„Was ist los, Hagemann?“ , fragt er, „sind Sie krank?“ — „Herr Unteroffizier,“ stammele ich, „ich bitte hinausgehen zu dürfen . . . Ich weiß nicht, was mir ist: mich hat draußen jemand gerufen, aber die Stimme klang genau so wie die meiner verstorbenen Mutter.“ — „Mann, reden Sie doch keinen Unsinn!“, sagt er beruhigend, aber ich sehe, daß er blaß geworden ist und unsicher. Als ich nun meine Bitte, hinausgehen zu dürfen, wiederhole, nickt er und fügt hinzu: „Aber — um Himmels willen — wer sollte denn in dieser verlassenem Gegend Ihren Namen rufen? Es scheint, Sie leiden an Sinnestäufchungen. Aber kommen Sie, ich will mit Ihnen hinausgehen, damit Sie sich überzeugen.“ Beim Hinausstreiten sehe ich noch, daß meine Kameraden sorglos hinter uns dreinblicken und ihr Brot verzehren.

Was dann geschah, werde ich nie vergessen. Wir stehen also vor der Hütte. Kein Mensch ist zu sehen. Das Fenster, an dem ich gesessen hatte, ging nach einer grasigen Richtung hinaus, die wir nun betraten, um vielleicht eine Fußspur zu finden. Dabei entfernten wir uns von dem Häuschen, aber ohne etwas zu entdecken. „Nun, Hagemann, wollen Sie jetzt noch . . .“ Ein Heulen in der Luft, ein Prasseln in den Baumgipfeln: vor unsern Blicken, die dem Häuschen zugewendet sind, scheint ein schwarzer Strich blitzschnell niederzufallen. Und dann bricht es los, wie wenn die Welt in Nacht und Trümmer versinken sollte. Es kracht und splittert ringsum uns. Die Luft wird von emporgeschleuderten Erdmassen verfinstert. Ein harter Gegenstand fliegt mir gegen den Kopf und wirft mich nieder. Als ich wieder zu mir komme, liegt der Unteroffizier nicht weit von mir mit eingedrückter Brust. Das Haus ist verschwunden, der Erdboden da, wo es stand, metertief aufgerissen. Was ich von meinen Kameraden wiederfand, kann ich nicht erzählen . . .“ [Nach Bruno Grabinski, Das Übersinnliche im Weltkrieg.]

Der englische Oberst und die französische Nonne. Lady Norah Bentinck erzählt in ihrer Schrift „Der Kaiser im Exil“ (deutsch von Georg Stein) das folgende Erlebnis eines englischen Obersten, das sie von diesem selber gehört hat:

. . . Dieser Oberst erwachte einmal nachts in seinem Unterstand durch ein sehr unbehagliches Gefühl. Wie er sich in seiner Bettstatt aufrichtete, sah er davor eine Nonne stehen. Erstaunt und geärgert fragte er sie, wie sie hier hereingekommen sei. Dies ließ sie unbeantwortet,

sondern sagte ihm mit klangloser Stimme, die Welt habe durch ihre Schlechtigkeit und Gottlosigkeit den Krieg verdient. Millionen Menschen würden es mit Leiden, Tod und Grauen zu büßen haben. Das Ende sei noch viel ferner, als die meisten glaubten. Zuletzt würden England und Frankreich siegen, aber es würde kein freudiger Sieg sein. Dann verschwand sie plötzlich im Dunkel. Er jagte ihr, sobald er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, durch den Graben nach, konnte sie aber nirgends finden.

Verwirrt und aufgewühlt durch diese seltsame Aufdringlichkeit einer eifernden Nonne — wie er glaubte — beschloß er, nach dem Kloster zu gehen, das nicht allzuweit hinter der Front lag. Er kam dort ums Morgengrauen hin und verlangte die Abtissin zu sprechen. Er erzählte ihr sein Erlebnis und drohte strengste Maßnahmen gegen das Kloster an, wenn sie sich nicht verbürgen könne, daß keine ihrer Schwestern sich noch eine solche Kühnheit zuschulden kommen lasse.

Die Abtissin war ungläubig, bestellte aber alle Nonnen in den Nebenraum, damit er die Schuldige bezeichne. Als sie in den Nebenraum eintraten, schrie er überrascht auf und wies auf ein Nonnenbild an der Wand: „Das ist sie, das ist die, die in meinen Unterstand kam.“ — „Aber die ist seit zwanzig Jahren tot“, widersprach die Abtissin. Es war das Bild eines französischen Mädchens, das sechzehnjährig freiwillig ins Kloster gegangen war und dort 1895 im Alter von nur zweiundzwanzig Jahren starb. Sie war unter dem Namen „Petite Fleur“ bekannt, und man sagte ihr wundertätige Kräfte nach. — Nun, als der Oberst in seine Stellung zurückkam, erfuhr er, daß sein Unterstand von einer Fliegerbombe zerstört worden war.

Max Reger. Professor Hans Wagner, der ehemalige Dirigent des Wiener Akademischen Gesangvereins, erzählt im Neuen Wiener Tagblatt vom 14. Mai 1916 anlässlich des kurz zuvor erfolgten Todes von Max Reger:

Ich habe Max Reger am 23. März 1916 in Amsterdam kennengelernt, wo ich mit dem Bruder des Komponisten Felix Nowowießki, Herrn Rudolf Nowowießki, Seelsorger an der Pfarre St. Rochus zu Wien, und meinem Kollegen Professor Franz Ringberger zu Studienzwecken weilte. Der uns befreundete Musikverleger M. Sander aus Leipzig kam mit Max Reger gegen Mitternacht in das American Hotel, wo wir nach der erfolgreichen Aufführung der Kreuzauffindung mit dem

Komponisten dieses Dratoriums Felix Nowowießki bei einem Glas Bier saßen. Kaum hatte Reger an unserm Tisch Platz genommen, als er an Herrn Rudolf Nowowießki in sichtlicher Erregung die Frage richtete, ob er katholischer Priester sei. Als dieser bejahte, bat Reger dringend, er möge ihm gestatten, ihn eine Viertelstunde in ernster Angelegenheit allein zu sprechen. Die beiden Herren gingen dann an einen Nebentisch und verweilten dort nahezu eine halbe Stunde in tiefstem Gespräch. Mit seltsam ernsten Mienen kamen sie zu uns zurück. Rudolf Nowowießki rief mich alsbald einen Augenblick beiseite und teilte mir tiefergriffen mit, Max Reger habe ihm sein ganzes Herz eröffnet. Er sei von Todesahnungen erfüllt und betrachte es als eine gnädige Fügung des Himmels, hier einen Priester getroffen zu haben. Er wolle noch diese Nacht seine Rechnung mit dem Himmel abschließen und habe ihn um seinen geistlichen Beistand gebeten. Ich war ganz bestürzt. Reger saß mir gegenüber, ein Bild strotzender Kraft, und das Amstelbier schmeckte ihm vortrefflich. Er sprach über seine nächsten künstlerischen Pläne: „Mein einziger, heißester Wunsch wäre, noch so lange zu leben, um das Vaterunser in großem Stil für Soli, Chor und Orchester komponieren zu können. Die Gnade bitte ich mir von meinem Schöpfer noch aus. Das Amen soll der Schlußstein meines künstlerischen Schaffens sein, hier möchte ich noch alles hineinlegen, was meine Seele erfüllt.“ — Keiner von uns ahnte, wie nahe er dem Amen seines Lebens schon stand. — Zu später Stunde trennten wir uns. Reger bat Herrn Rudolf Nowowießki, ihn noch auf sein Zimmer zu begleiten. Am nächsten Vormittag teilte uns dieser tieferschütternd mit, daß er bis vier Uhr früh bei Reger gewesen sei. Der Künstler habe seine ganze Seele vor ihm ausgebreitet und schließlich gebeten, da er seit seinem zwölften Lebensjahr nicht mehr gebeichtet, eine Generalbeichte ablegen zu dürfen, die er dann unter heißen Tränen und in tiefster Reue abgelegt habe. „Ich fühle den Tod in meinen Adern — nun bin ich glücklich, daß ich noch Gelegenheit hatte, für mein Seelenheil zu sorgen.“ Mit diesen Worten habe er sich von Rudolf Nowowießki verabschiedet. — Reger blieb noch mehrere Tage in Amsterdam, wo er ein philharmonisches Konzert, dessen Programm durchweg aus eigenen Kompositionen bestand, zu dirigieren hatte. Als ich die Nachricht von dem Tode des in voller Manneskraft plötzlich dahingeschiedenen Künstlers erfuhr, kam es mir erst so ganz zum Bewußtsein, welch

tiefe Bedeutung dieses merkwürdige Zusammentreffen für den Verewigten gehabt hatte. [Nach der Kölnischen Volkszeitung vom 19. Mai 1916.]

Der Spuk von Großerlach. Die „Basler Nachrichten“ vom 2. Juli 1916 erzählen:

Ort der Handlung ist das Dorf Großerlach, unweit von Stuttgart. Das Spukhaus ist ein vermutlich aus dem Jahre 1740 stammendes kleineres Bauernhaus mit Stallung. Besitzerin ist die fünfunddreißigjährige Witwe Rosine Kleinknecht, geborene Notdurft, deren Mann, ein Postbote, am 2. November 1915 im Westen bei Becamy fiel. Die Witwe bewohnte das Haus mit ihren drei Kindern, Mädchen im Alter von drei bis elf Jahren, und ihrem Neffen im Alter von vierzehn Jahren, der ihr für den abwesenden Mann bei der Besorgung des Viehes half. Am 30. April, einem Sonntag, begann der Spuk, und zwar im Stall, morgens nach sieben Uhr. Nach dem Melken und Füttern war der Stall geschlossen worden, als ein Kalb brüllte und man beim Nachsehen fand, daß es losgebunden war. Alles Vieh war sehr aufgereggt, schlug mit den Hinterbeinen aus und schwitzte, wie wenn es mit Wasser begossen worden wäre. Frau Kleinknecht band das Kalb fest und schloß den Stall. Doch sofort brüllte das Kalb wieder, und als sie nachsah, waren zwei Stück Vieh losgebunden. Die Sache war rätselhaft, da niemand im Stall gewesen war. Die Frau holte einen Nachbarn, der dann mit ihr den geheimnisvollen Vorgang des Losbindens der Ketten genau beobachtete. Trotzdem man die Tiere mit Ketten und Stricken festband und fünf Knoten machte, wurden sie sofort wieder losgebunden. Dabei konnte man stets die Bewegungen der Ketten genau beobachten. Die Kette lag dann stets, zu einem Klumpen geballt, auf der Erde. Aber die unsichtbaren Hände suchten auch das Vieh zu strangulieren, indem sie die Halskette so lange einwärts drehten, bis sie sich zu einem dichten Knäuel verknötete und das Vieh zu ersticken drohte. Diese Vorgänge wiederholten sich am 1. und 2. Mai. — Am 2. Mai ging der Spuk in der Wohnung los: das kleinste Kind wurde plötzlich sehr aufgereggt, in der Küche krachte und polterte es von abends neun Uhr bis morgens drei Uhr. Das Kind sah einen schwarzen Geißbock am Bett der Mutter. Die andern sahen ihn nicht. Man schaffte das Kind aus dem Haus — da begann das siebenjährige Mädchen unruhig zu werden, behauptete, grüne Augen und Ohren

zu haben, weinte und phantasierte. — Vom 3. bis 5. Mai ließ der Spuk nach und ruhte vom 6. bis 13. völlig. Dann aber ging es derart los, daß Menschengelächter entstanden. Es begann abends um fünf Uhr damit, daß ein Holzstumpfen auf dem Herd zu tanzen anfing. Ein Bauer vom Nachbardorf warf das Stumpfen zum Fenster hinaus, es kehrte aber blickschnell zurück, ohne daß man sah, wie. Das wiederholte sich des öfters. Das Stück Holz spazierte vom Hausgang auf den Speicher und zurück, auch ein Holzstumpfen flog später in der Küche umher. Abends stürzten fünf Milchhäfen vom Schafständer herunter, zerbrachen und vergossen ihren Inhalt. Vom 15. Mai an gingen die Erscheinungen in Haus und Stall nebeneinander her, das Vieh wurde nun auch geschlagen, alle Milchgeschirre, Mostkrüge, Teller, Pfannen, Schmalzhäfen, Wassereimer usw. sprangen von ihren Plätzen, flogen auf den Boden, ja sogar zur Haustür hinaus. Sie wurden auch nach Personen geworfen; ein Bauer, der mit seiner Peitsche dem Spuk zu Leibe ging, wurde übel zugerichtet; Geschirre mit Speisen, die auf dem Tisch oder der Kommode standen, flogen in die Höhe und fielen dann zur Erde. Eines Tages kam der Kinderwagen vom Speicher die Treppe heruntergestürzt. Das wiederholte sich, als man ihn wieder hinaufgebracht hatte. Als ein Augenzeuge einen schwebenden Mostkrug packte und wieder auf den Tisch stellte, flog ihm nachher ein Milchhafen an den Kopf. Ein Wassereimer humpelte auf dem Fußboden zur Tür hinaus. Dem Amtsdienner wurde die Mütze von hinten vom Kopf geschlagen, ohne daß jemand hinter ihm gestanden wäre. Schließlich hoben sich alle Türen aus den Angeln und stürzten zu Boden. Nachdem der Frau Kleinknecht noch die Betten zerrissen und ihrer Federn entleert, auch verschiedene Personen durch umherfliegende Gegenstände verletzt worden waren, wurde das Spukhaus, in dem das Chaos herrschte, am 15. Mai verlassen und geschlossen. Schultheiß, Lehrer, Amtsdienner, Bezirksbeamte und viele andere waren Zeugen gewesen, der Pfarrer hatte sich ferngehalten.

[Im Sommer 1921 hat der Herausgeber dieses Buches durch eine Anfrage beim Schultheißenamt zu Großperlach festgestellt, daß die rätselhaften Vorgänge späterhin weder sich wiederholt noch eine Aufklärung gefunden haben und daß das Haus längst von einer anderen Familie wieder bewohnt wird.]

Rafael Schermann. Max Hayek erzählt in seinem 1921 bei E. P. Tal & Co. in Leipzig erschienenen, sehr lesenswerten Buche „Der Schriftendeuter Rafael Schermann“:

Im Dezember 1919 hielt Herr Schermann in Budapest einen Vortrag über „Das Geheimnis der Schrift“. Seine Anwesenheit veranlaßte den Mitarbeiter des „Pesti Naplo“, B. L., Schermann einen Brief vorzulegen, dessen unterer Teil mit dem Namen des Schreibers sorgfältig eingebogen war und also unsichtbar blieb. Der Brief war 1916 in russischer Kriegsgefangenschaft geschrieben worden. Im „Pesti Naplo“ vom 17. Dezember 1919 berichtet B. L. über diese Konsultation:

. . . Schermann verstummte, sah drei bis vier Minuten lang gesammelt auf die Schrift und begann sodann das folgende Diktat: „Stammt aus armer einfacher Familie. Zerbrach sich lange den Kopf darüber, was er anfangen, was aus ihm werden solle. Fand nicht das Richtige. Mengte sich in eine Gesellschaft, aus der er sich nicht mehr befreien konnte. Hatte nur bittere Lage, wenig Freude im Leben. Als er sah, wie andere, mit geringerer Befähigung, weiterkamen als er, wurde er verbittert und diese Verbitterung entwickelte sich langsam zum Haß gegen die ganze Menschheit. Seine Eltern und Verwandten bemerkten dies und versuchten, ihn in eine andere Richtung zu lenken, aber vergeblich. Langsam sank er tiefer und tiefer und jetzt war er nicht mehr Herr seiner Entschliefungen. Er geriet in eine Clique hinein, und da achtete er nur darauf, nicht für schwach gehalten zu werden. Er gelangte vollständig unter den Einfluß dieser Clique und wurde sozusagen ihr Offizier und er fürchtete seine Umgebung.“

Als Schermann soweit gekommen war, sah er nicht länger auf die Schrift. Er starrte eher in die Luft, und das, was nun folgt, sagte er so, als ob er in Trance spräche: „Jeder Scheußlichkeit fähig, aber nicht er ist der Vollstrecker, er läßt sie durch andere tun. In seinen späteren Jahren wird er eine große Rolle spielen. Und diese Rolle wird in engem Zusammenhang stehen mit jenen Charakterzügen, die ich früher skizzierte. Diese seine Rolle kann sein Verhängnis sein. Wenn er Glück hat und unter gute Menschen kommt, kann es sein, daß er Gutes tun wird, aber er neigt mehr jenen zu, bei denen Niedertracht und Herzlosigkeit überwiegen. In dieser

Umgebung wird auch in ihm die Niedertracht erwachen, und er wird noch herzloser sein als seine Umgebung. Wenn in ihm die Bestie erwacht, wird er die schrecklichsten Dinge tun. Er klammert sich krampfhaft ans Leben. Er wird alles tun, um sein Leben zu retten. Aber endlich wird er eines gewaltsamen Todes sterben. Entweder begeht er Selbstmord oder er wird getötet. Ich glaube, er tötet sich selbst."

Die Schrift, aus der Schermann diesen Gang und Untergang eines Lebens herausgelesen hatte, war die Schrift des Libor Szamuely gewesen, jenes Marat der ungarischen Räterepublik, der Hunderte Unschuldiger morden ließ und 1919 Selbstmord beging.

Eine berechnete Voraussagung. Dr. Max Kemmerich-München schließt seinen zuerst am 21. Dezember 1920 im „Sammler“ der „München-Augsburger Abendzeitung“, 1921 in erweiterter Form als Sonderdruck erschienenen Aufsatz „Die Berechnung der Geschichte und Deutschlands Zukunft“ mit folgenden Worten:

Wir stehen vor zwei Jahrzehnten, die mit Blut und Schrecken angefüllt sein werden . . . Die 1914 begonnene Kriegsperiode ist noch lange nicht beendet. In unsere inneren Wirren einzugreifen, werden die Großmächte nicht die Macht besitzen . . . Der Versailler Vertrag wird zerrissen werden. Das Ende der Periode, vielleicht sogar deren Mitte, wird Deutschland . . . unsehlbar als Vormacht Europas sehen, stärker, reicher und größer, als es seit den Zeiten der salischen Kaiser jemals war.



Inhaltsübersicht

Abschied, Legter	314	Boyen, Feldmarschall von	29
Ackermann, Madame	240	Brachvogel, A. E.	143
A — D — E	296	Brahminen	79, 166
Adieu	142	Brentano, Clemens	50
Affawar-Äraber	199	Brief, Der (Gottschalk, Thorpe)	139
Albats Tod	273	Bruce, Robert	76
Alexander I.	10, 17	Bränagel	310
Alexander II.	229	Brungsch, Heinrich	214
Alphons XII.	246	Brunner, Sebastian	73
Anderfen	201	Bunsen, Georg von	172
Angina oder ängina	299	Bunsen, Münzrat	105
Äraber	101, 176, 199	Byron	25
Ärndt, Ernst Moritz	30, 33, 172	Carmen Elysa	133
Auffinger, Frau	203	Chiromantik	245
Auschwitz, Im Stadthotel zu	148	Clafen, Lorenz	266
Bach, Monsieur	186	Cleberfulzbach, Pfarrhaus	82
Baldassarinis Spinett	186	Coppée, François	287
Bauer, Marie	228	Crookes, William	196
Bäuerin, Die sensittive	251	Crowsford	302
Bekehrung eines Pfarrers	58	Dame, Die braune	101
Benson, Erzbischof	299	Dalton, Hermann	107
Bentlnä, Lady Morah	309, 316	Datum, Das	271
Berechnete Voraussetzung	322	Dautbenden, Maximilian	278
Bernhardi	49	Deligisch, Friedrich	195
Bertrand, General	108	Derwisch, Der alte	251
Bessières, Marschall	8	Dessolt, Max	268, 271, 310
Besuch, Seltsamer	16	Dönniges, Helene von	181
Besuch, Zubringlicher	259	Doppelgänger, Der kleine	29
Beutler, Katharina	40	Doppelgängerel	30
Bewußtsein, Kosmisches	263	Doppeltraum (Justi)	32
Bienensitz ohne Blene	289	Dostojewskij	210
Björlin, General	273	Druffel, Medizinalrat von	56
Bismarcks Traum	178	Dufferin, Lord	264
Blächer	29, 34	Dülmen, Die Nonne von	50
Blut im August	309	du Prel, Carl	281
Bod, Dr. Heinrich	202	Eben, Frederik van	258
Boisferée, Sulpiz	35	Eichendorff	28
Bouffénard	306	Eichhörnchen, Das	95

Ein Viertelfahrhundert vorausgesetzt	79	Harrison, Reverend	125
Eisenhart, General von	34	Hayek, Max	321
Emmerich, Anna Katharina	50	Heckenweg, Der	276
Empfindungshalluzination	240	Hebin, Sven	273
Endres, General von	285	Heidenstam, Werner von	299
Erzbischof von Upsala	113	Hellseherinnen, Drei	308
Fakire	93, 175, 206, 274	Hensel, Luise	54, 55
Fechner	203, 220	Herrenhaus, Das alte zu Kent	152
Ferngeschäft (Stuher)	171	Hersch Dänemark	109
Fernheilung (Harleß)	111	Hohenlohe, Prinz Kraft zu	127, 151
Fernhören (Stuher)	205	Holtei, Karl von	62, 71
Fernsehen im Traum	173	Holzturm zu Mainz, Im	90
Fernsehen, Kindliches (Dr. Bod)	202	Home	195
Fernsehen, Räumliches	132	Hübbe-Schleiden	251
Fernsehen, Zeitliches	132	Hund, Der schwarze (Brunner)	74
Feuerfugel, Die	128	Hungerkünstlerin, Eine	110
Fichte	49	Hyänomanie	16
Fliegende Holländer, Der	236	Hydesville, Spuk von	120
Fluchartie, Die	168	Jacollot, Konsul	206
Fontane, Theodor	142	James, William	240
Forbes, Henry D	228	Java	185
Forelle, Die	140	Ich bin mausetot	283
Frau, Die Weiße	20	Isfeldt, Schlacht bei	129
Friedrich Wilhelm III.	17, 23	Jérôme, König von Westfalen	18
Frobenius, Leo	290	Im Kristall	227
Gastfreundschaft, Seltsame	303	Indianer	75
Gasthaus an der Kesselgasse	246	Johanson, Anton	309
Gedankenleserin, Jugendliche	226	Jokai, Maurus	215
Geh zu Volterra	237	Jroing	77
Geisteschriften in Paris	145	Jserlohn	122
Geistesarbeit, Somnambule	184	Jstrien, Herzog von	8
Gendarúa	185	Jung, Stilling	35
Georgi, Frau von	57	Justi, Professor	32
Gerstäder, Friedrich	185	Kaffeeservice, Das	92
Gillhausen, Hauptmann von	312	Karl, ich bin unszerblich!	11
Gipsstraße, An der	137	Kartenlegen	20, 213
Gleisdreieck-Hochbahnunglück	297	Keller, Gottfried	118
Gdrwih, Richard	94	Kemmerich, Dr. May	285, 289, 322
Goethe, Wagenfahrt mit	35	Kent, Das alte Herrenhaus zu	152
Goethes Bedienung	81	Kerner, Justinus	90, 108
Goethes Sterbetag	81	Kieverfulsbach, Pfarrhaus	82
Grillparzer	137	Knoblauchsbauer, Der	115
Großerlach, Spuk von	319	Kosadenzauber	144
Güldenstube, Baron von	145	Kosmisches Bewußtsein	263
Habschi Ginnus (Schwarzer Star)	104	Krimkrieg, Aus dem	143
Hagenow	180, 184	Kristallsehen	227, 246
Halluzination in den Alpen	169	Kügelgen, Wilhelm von	44
Handlesen	245	Lama, Der	141
Hansen, Magnetiseur	226	Lappländer	113
Haribas	93	Lärdbal, Peter	113
Harleß	29, 111	Loffalle	181

Lata	228
Lean, Francis	229
Lenau	108
Lenormand, Mademoiselle	17
Leubuscher, Dr.	16
Lindau, Rudolf	252
Lindsay, Lord	198
Lodge, Professor	256
Louis Ferdinand, Prinz	20
Ludner, Graf	274
Magnetschere	115, 151, 226
Magnetnadel	139, 203
Mainz, Im Holzturm zu	90
Malayen	228
Malchus, Freiherr von	17
Marchandon	238
Marl Swain	243
Marnitz, Frau	115
Marryat	101, 213, 229
Maffol	168
Matrinschkin, Herr von	63
Mengel, Wolfgang	49
Meuselbach, Der Weinstock zu	122
Meyer, Conrad Ferdinand	256
Mistral, Frédéric	288
Mit Christus auf See	175
Molke	101, 179
Mörkte	57, 82, 210
Morio, Graf	18
Müller, Johann Adam	23
Mumie, Die	271
Mumm, Elias	33
Musik, Geheimnisvolle	299
Mutter, Der Ruf der	314
Napoleon Bonaparte	7, 17, 197
Napoleon III.	196
Neubert, Magnetschere	115
Niebuhr	284
Niese, Charlotte	276
Nisib, Schlacht bei	101
Nitchinoff, Madame	237
Nostitz, Karl von	20
November, Der vierzehnte	146
Oberst, Der englische	316
Ob	203
Obschibwa-Indianer	75
Offenbach, Komponist	172
Ohrfeige, Die	206
Oppen, Major von	33
Osten, Im fernen	175
Pappenheim, Jenny von	81

Paul I.	9
Pedro II.	243
Perceval, Lord Spencer	15
Peters, Karl	231
Pfeil, Graf	179
Phantom, Ein	125
Piper, Mrs.	255
Port Glasgow, Spuk von	182
Predigerkrankheit	106
Protest gegen bösen Blick	298
Püdler, Muskau, Fürst	98
Radjiwil, Fürst	124
Rajah, Der von Choropoor	166
Reger, Max	317
Reichenbach	203
Resselgasse, Das Gasthaus an der	246
Reznicek, E. N. von	259
Richard, Abbé	182
Richter, Ludwig	41
Rietschel, Ernst	48
Rochas	281
Röhrig, Karl	304, 308, 309
Ruf des Dürstenden	73
Ruf der Mutter	314
Rundfrage, Eine	287
Schamanen in Sibirien	65
Schamanen im Sudan	292
Scheit, Der (Schwarzer Star)	104
Scheintote, Die	126
Schermann Rafael	321
Schleich, Professor	289
Schopenhauer	95, 97, 139
Schrenk-Rohing	302
Schumann, Robert	93
Schurz, Karl	129, 193
Schwerkraft, Aufhebung der	209
Seelentätigkeit, Doppelte	57
Serrano, Marshall	245
Shelley	26
Shoropoor, Der Rajah von	166
Sibirien	63
Sirchia, Benjamin	285
Stoppen, Von dem	9
Slade, Dr.	216
Smith, George	195
Smyrna, Wundermädchen von	98
Sohn, Ein guter	158
Soret, Friedrich	81
Southcott, Johanna	307
Spinett Volbazzarini	186
Sprachberichtigung im Traum	299

Spuk im Grabgewölbe	27	Tripolis	298
Spuk von Großerlach	319	Uhr, Die (Breslau)	171
Spuk von Hydesville	120	Unwirklichkeit	240
Spuk (Joller)	176	Water Rahn fahren	200
Spuk von Port Glasgow	182	Wison (in Göttingen)	174
Spuk (Selma)	98	Wison (Reiterin)	25
Spuk von Stradford	120	Worpsuk (Schleigegend)	129
Stachowiński, Graf	252	Wof, Generalhospitaldirektor	36
Stanley	191	Wahrtraum, Ein (Hohenlohe)	127
Stengel und Napoleon	7	Wallner, Franz	113
Steinmeg, General von	142	Wasiliewski	301
Steinregen, Ein	265	Weber, Hermann	314
Steuert nach N. W.	76	Weber, Kaplan (Brunner)	74
Storm, Theodor	28, 154	Weber, Wilhelm	217
Stradford, Spuk von	120	Weinstock, Der zu Meuselbach	122
Strindberg	261	Werner, Pfarrer	58
Sudachen im Sudan	290	Wesener, Dr.	55
Sully-Prudhomme	287	Wied, Prinz Max von	134
Sumatra	265	Wilhelms I. Traum	178
Sybillen, Das Bild der	124	Williamson	132
Szamuely, Tibor	322	Willkürliches Sterben	227
Szapary, Graf	135	Wolf, Der (Doppeltraum)	155
Taylor, Oberst	79, 153, 166	Wolmirstedt, Hüte dich vor	304
Teufelsjurta, Die	63	Wögel Dr. J. K.	11
Thaderay	195	Wrangel, Admiral von	63
Thompson, Frau	259	Wundt, Wilhelm	209
Tinte, In der	176	Wünschelrute, Die	182
Tischner, Dr. Rudolf	246, 301	Zahlenspuk	230
Titanic	273, 310	Zeitungsanzeige	122
Totenkreuze	170	Zigarettenduft	278
Traum: Gottfried Keller	118	Zingg, Der alte	42
Traum: Maurus Jokai	215	Zinke, Magnetiseur	151
Traum: als Todesanzeige	245	Zöllner Professor	216
Träume: Max Dessoir	268	Zschölke	37, 40, 180, 184
Träume: Alfred Lehmann	242	Zuave Jacques	200
Träume, Zwei	284	Zungen, Die fremden	77
Traumvision	228	„Zur Krone“ Graf Pfell)	179

Von dem Herausgeber des vorliegenden Buches nach den gleichen Gesichtspunkten gearbeitet, ist in gleicher Ausstattung erschienen:

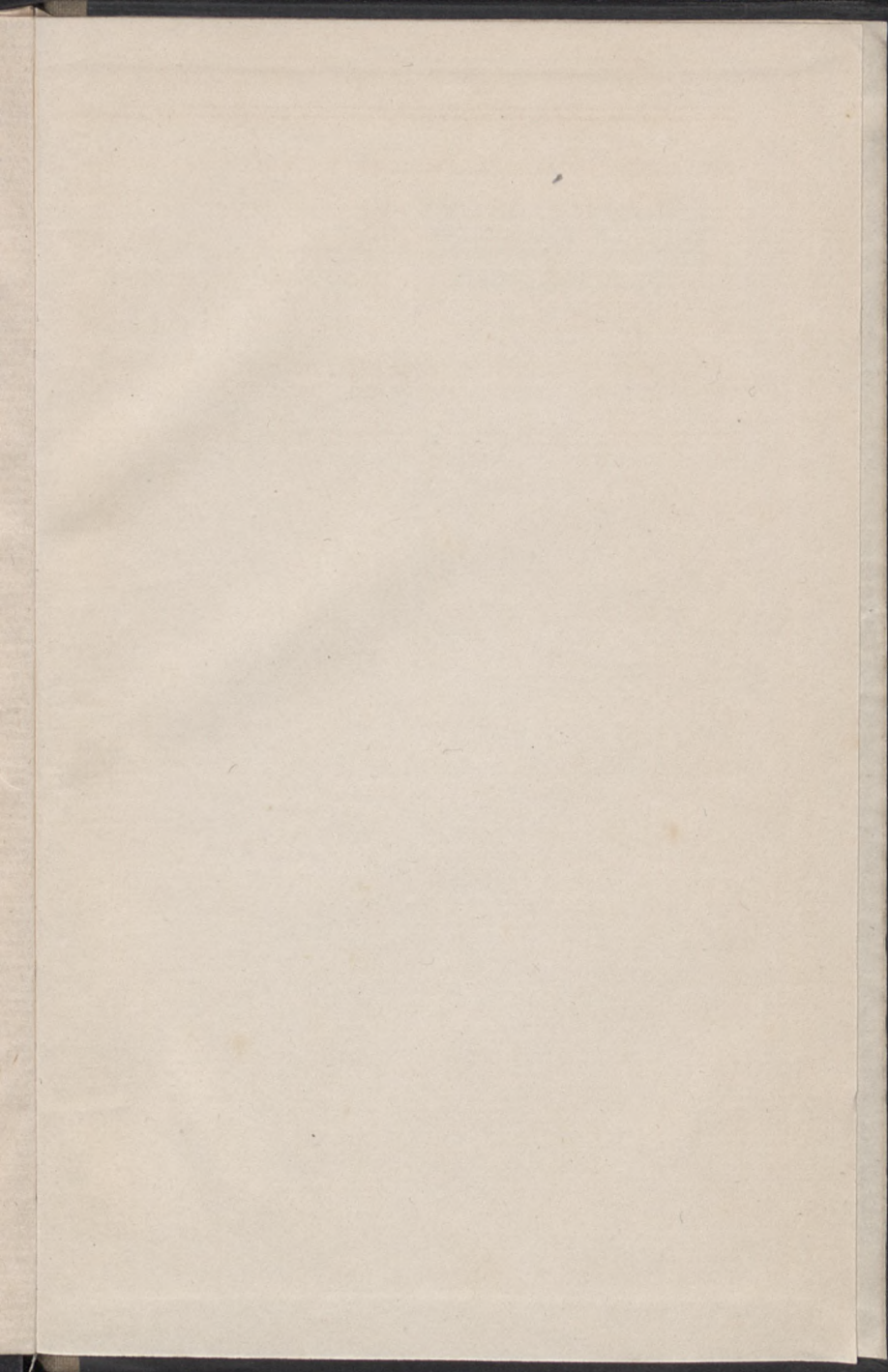
Das Unerkannte
auf seinem Weg durch die Jahrtausende
(Fälle aus der Zeit von 1200 vor bis 1800 nach Christi Geburt enthaltend)

Im zeitigen Frühjahr 1923 soll in gleicher Ausstattung erscheinen:

„Der Morgen“

Jugenderinnerungen namhafter deutscher Männer, von ihnen selbst erzählt

In erster Linie, keineswegs ausschließlich, für die reifere männliche Jugend der gebildeten Kreise gedacht, enthält dieses Buch die autobiographischen Jugenderinnerungen von sieben deutschen Männern, die in hartem Kampf sich durchgesetzt haben.



Biblioteka Główna UMK



300020638558

